



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



3 2044 103 183 547



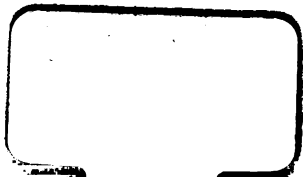


HARVARD LAW LIBRARY

Received JAN 6 1922

Germany

1871



Die
Grenzen des Irreseins.

Von

Dr. A. Cullerre,

Korrespondirendem Mitglied der Société médico-psychologique zu Paris.

In s Deutsche übertragen

von

Dr. med. Otto Dornblüth,

Zweitem Arzte der Provinzial-Irrenanstalt Kreuzburg D.-S.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft

(vormals J. F. Richter).

1890.

- 932

1A

Cx 74
C9674

JAN 6 1922

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals F. F. Richter) in Hamburg.

Inhaltsverzeichnis.


	Seite
Einleitung	V
Erster Abschnitt. Irresein, Erblichkeit, geistige und sittliche Entartungen.	
I. Natur und Ursprung des Irreseins	1
II. Die Grenzen des Irreseins	10
III. Körperliche, geistige und sittliche Zeichen der erblichen Entartung	17
Zweiter Abschnitt. Die Zwangszustände.	
I. Die Platzangst	32
II. Die Zweifelsucht oder Grübelsucht	40
III. Die Berührungsfurcht	47
IV. Verschiedene geistige Zwangszustände	56
Dritter Abschnitt. Krankhafte Triebe.	
I Selbstmord- und Mordtrieb	62
II. Die Dipsomanie	70
III. Unwiderstehlicher Trieb zum Stehlen, zu Einkäufen, zum Spiel	75
IV. Die Pyromanie (der Brandstiftungstrieb)	80
Vierter Abschnitt. Die Excentrischen.	
I. Unstete, Abenteurer	84
II. Extravagante und Schmutzige	93
III. Hochmüthige und Verschwender	101
IV. Erfinder, Träumer und Utopisten	108

	Seite
Fünfter Abschnitt. Verfolger.	
I. Verfolgte Verfolger	114
II. Prozeßsüchtige	127
III. Eifersüchtige	134
Sechster Abschnitt. Schwärmer.	
I. Eigentliche Schwärmer	139
II. Fanatiker	148
III. Erotomanen (Liebeswältige) ..	159
Siebenter Abschnitt. Verderbte.	
I. Hysterische	164
II. Lügner	170
III. Simulanten	175
IV. Verbrecher	182
Achter Abschnitt. Geschlechtlich Abnorme.	
I. Abweichungen des Geschlechtstriebes	190
II. Verlehrungen der Geschlechtsempfindung	197
III. Andere geschlechtliche Verirrungen	203
Neunter Abschnitt. Fragen aus der gerichtlichen Medizin.	
I. Verbrechen und Irresein	210
II. Unterscheidende Diagnostik	219
III. Berechnungsfähigkeit	227
Zehnter Abschnitt. Irresein und Civilisation.	
I. Das Irresein in der Geschichte	238
II. Irresein, Talent und Genie	249
III. Die Psychopathologie in Litteratur und Kunst	258

Einleitung.

Die auf das Irresein bezüglichen Fragen gehören zu denen, welche die öffentliche Meinung der Gegenwart am leidenschaftlichsten erregen, so daß die Einsperrung eines Irren, wenigstens wenn er in der Welt eine sichtbare Stellung eingenommen hat, ein wichtiges Ereigniß von den schwersten Folgen wird. Das öffentliche Leben wird unterbrochen; die Gesetzgeber werden zu Akademikern und erörtern lebhaft die Diagnose der Irrenärzte; die Zeitungen bringen den berühmten, seit 25 oder 30 Jahren stets gleichlautenden Aktenschuß von ungerechten Einsperrungen wieder zum Abdruck, die Theater spielen Stücke und die Feuilletons bringen Romane, worin man unter dem Scheine geistiger Störung lästige Personen mit List eingesteckt werden sieht; schließlich nehmen edle Verschworene sich der Tiefen des Irrenhauses an, um die verletzte Freiheit des Einzelnen zu rächen.

Die Einbildung wird durch diese Anhäufung von Beschuldigungen und Schmähungen derart überhitzt, daß Jedermann sich mit Sorge fragt, ob nicht seine eigene Freiheit Gefahr läuft; bis dann eines schönen Tages ein verkannter Geisteskranker mit dem Revolver in der Hand den Tod in die Reihen fried-



licher Bürger säet. Sofort sind die Gemüther wieder beruhigt, und man gesteht sich im geheimen, daß der Irrsinn vielleicht doch nicht eine bloße Erfindung Praxis suchender Spezialärzte sein möge. Aber jeder neu erschallende Skandal ruft unweigerlich die gesamtten Zweifel und Bedenken wieder wach.

Woher kommt es nun, daß das in ärztlichen Dingen gewöhnlich so leichtgläubige Publikum sich so zweifelsüchtig zeigt, wenn es sich um Geisteskrankheiten handelt? Sollte es nicht zum Theil daher rühren, daß die Geistesstörung, die man ihm vorführt, fast niemals dem Bilde entspricht, das er sich davon entworfen hat?

Laien empfinden nach einem Besuche in der Irrenanstalt stets ein großes Erstaunen, gemischt mit Enttäuschung. „Wo sind die Berrückten?“ scheinen sie sich zu fragen. „Die meisten Leute, welche wir gesehen haben, gehen, sprechen und sind gekleidet wie Jedermann.“ So fest bilden sie sich ein, daß jeder Bewohner dieses Aufenthalts den Stempel der Narrheit an sich tragen müsse und daß die Schwelle der Irrenanstalt die wirkliche, greifbare Grenze zwischen Vernunft und Unvernunft sei.

Sie halten auch fest an den Irren der Erdichtung, welche ihre Lektüre ihnen mit fliegenden Haaren und verzerrten Gesichtern hinter den Stangen einer Gefangenzelle in düsterer und schrecklicher Ferne undeutlich zeigt. Sie zweifeln nicht an den tausend und eins Erscheinungsformen, welche die Geistesstörungen annehmen können. Wo es nur eine, selbst für die geübtesten Augen nicht wahrnehmbare Linie giebt, glauben sie einen tiefen Graben zu sehen. Sie sind außer sich vor Enttäuschung bei dem Gedanken, daß die Wissenschaft, welche doch nichts, was sie berührt, entweichen kann, sich imstande glaubt, den Theil Narrheit abzuwägen, welcher sich der Weisheit eines

Sokrates oder dem Genie eines Pascal beigemischt finden kann.

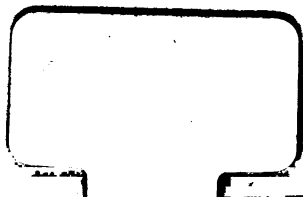
„Man hat die Jungfrau von Orléans verbrannt und man hat sie erklärt,“ schrieb kürzlich ein geistreicher Akademiker, „die Engländer haben aus ihr eine Märtyrerin, die Gelehrten eine Hysterische gemacht. — Wir sind die Engländer lieber.“ Sollte wirklich der Geist das dummste auf der Welt sein, wie ein anderer „Unsterblicher“ gesagt hat.¹ Als ob es eine Erniedrigung großer Menschen wäre, wenn man eine natürliche Erklärung für ihr Genie sucht!

Diejenigen, welche Glauben an die Wissenschaft haben und nicht durch verjährte Vorurtheile geblendet sind, werden vielleicht in dem vorliegenden Buche die Kenntnisse finden, welche ihnen fehlen, um sich eine Meinung über alle diese dunkeln und ergreifenden Fragen der krankhaften Seelenlehre zu bilden.

Indem wir die Grenzen des Irreseins studiren, ist es unsere Absicht mit den gelehrtesten Irrenärzten die zahllosen Störungen des Geistes und des sittlichen Gefühls zu zergliedern, welche der Geisteskrankheit vorangehen oder dazu führen; die Grundsätze klarzulegen, auf denen die Wissenschaft fußt, um jene zu erkennen und ihnen den richtigen Platz in der Lehre von den Seelenstörungen anzuweisen; endlich zu zeigen, nach welchem Faden sie sich in diesem Labyrinth von Seltsamkeiten und Wunderlichkeiten richtet, die auf den ersten Blick einer vernunftgemäßen Erklärung so wenig zugänglich erscheinen.

Um das Lesen Allen zugänglich zu machen, haben wir den lehrhaften Theil unserer Arbeit auf das Unumgängliche beschränkt und besonders auf den beschreibenden, überzeugenden Theil Nach-

¹ Jeanne d'Arc et l'Académie française. Figaro, 13 août 1887.



crim.

C.

Die
Grenzen des Irreseins.

Von

Dr. A. Cullerre,

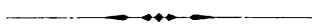
Korrespondirendem Mitglied der Société médico-psychologique zu Paris.

In s Deutsche übertragen

von

Dr. med. Otto Dornblüth,

Zweitem Arzte der Provinzial-Irrenanstalt Kreuzburg D. S.



Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft

(vormals J. F. Richter).

1890.

+

- 988

142

seit den entlegensten Zeiten erkannt und niemals ganz verfinstert worden. „Mit dem Gehirn denken wir, empfinden wir Behagen und leiden wir“, sagte schon Hippokrates;¹ „mit dem Gehirn auch sind wir Irre und deliriren wir“. Er giebt auch eine gute Beschreibung gewisser Geistesstörungen. In der Folgezeit beschreiben Asklepiades, Celsus, Aretäus, Caelius Aurelianus, Galenus mit wachsender Genauigkeit die verschiedenen Formen des Irreseins. Dann hört der Fortschritt auf; während zahlreicher Jahrhunderte ist die Wissenschaft eingezwängt durch die Barbarei; Unwissenheit und religiöse Vorurtheile verdunkeln schließlich die klassischsten Begriffe. Sogar ein Geist wie Ambroise Paré² kommt dahin, dem übernatürlichen Ursprunge des Irreseins Glauben beizumessen.

Mit der neuesten Zeit ergreift die Wissenschaft wieder Besitz von ihren Rechten, und am Ende des 18. Jahrhunderts legt Pinel den Grund zur wirklichen Seelenheilkunde, deren Fortschritte seither unzählbar geworden sind. Mehr als einmal werden in unserem Buche die Namen der Gelehrten zu nennen sein, welche zu diesem Bauwerk und seiner Vervollkommnung beigetragen haben, das sicher noch lange nicht fertig gestellt ist, aber in seinen Verhältnissen schon Ehrfurcht einflößt und hohe Beachtung verdient. Dank ihnen steht in Zukunft ein Punkt außer Frage, daß nämlich das Irresein eine eingetretene Störung der Verrichtungen des Gehirns darstellt. Und da diese Störung für gewöhnlich sich nicht mit bestimmten Veränderungen der Gehirnssubstanz in Verbindung bringen läßt, ist man dazu gekommen, ihr einen Platz in der großen Krankheitsfamilie anzutreiben, welche die funktionellen Leiden aller Thätigkeitszweige des Nervensystems umfaßt, in der Familie der Neurosen.

Keine der Eigenthümlichkeiten der Neurosen fehlt dem Irresein. Die hauptsächlichste, die Abwesenheit für unsere Hilfsmittel nachweisbarer anatomischer Veränderungen, ist wie gesagt konstant.

¹ Hippocrate, Oeuvres, trad. Littré. Paris 1839—41.

² Ambr. Paré, Oeuvres, Edit. Malgaigne. Paris 1840.

Sie ist charakteristisch für das selbständige Irresein. Aber ebenso wie man Neuralgien, Krämpfe und Spannungszustände unter dem Einflusse oder bei Gelegenheit greifbarer Veränderungen des Nervensystems sich entwickeln sieht, so können auch Verstandesstörungen geradezu oder mittelbar von Schädigungen abhängen, welche das Centralnervensystem in seiner wesentlichen Masse oder in seinen untergeordneten Theilen treffen. So sind gewisse Geistesstörungen an Blutüberfüllung oder Leere, an fettige Entartung oder Verhärtung der Gehirngefäße, an Aenderungen in der Nervensubstanz durch Vergiftungen (z. B. Alkoholismus), an Reizung der Gehirnhäute, an Entzündung des die Nervenzellen und -fasern stützenden Zwischengewebes, an eine Erschütterung oder endlich an die Druckvermehrung durch eine Geschwulst im Schädelraume gebunden. Aber das aus diesen Bedingungen entstandene Irresein hat nur eine verhältnißmäßige Bedeutung, denn alle angeführten Veränderungen können sich entwickeln, ohne daß ein Zeichen von geistiger Störung ihr Dasein enthüllt.

Wie die übrigen Neurosen kann das Irresein unter dem Einfluß einer sympathischen Reizung ausbrechen, welche ihren Ausgangspunkt in einem entfernten Organe hat. Es wird in dieser Beziehung der Hinweis auf geistige Störungen genügen, welche durch die Anwesenheit von Eingeweidewürmern in den Verdauungswegen entstanden oder an Krankheiten des Magens, des Herzens oder der Geschlechtsorgane gebunden sind. Die seltene, aber wohl festgestellte Thatsache, daß Geisteskrankheit sich durch eine einfache Reflexwirkung mit dem Ursprunge in irgend einem Theile des Nervensystems entwickeln kann, ist einer der deutlichsten Beweise für ihre Gleichwerthigkeit mit den Neurosen. Wie diese, ist das Irresein bald fest und gleichmäßig in seiner Form, bald veränderlich, vielgestaltig, proteusartig in seinen Erscheinungen. Man hat verschiedene einfache und wohl begrenzte Formen des Irreseins beschrieben, aber man begegnet ihnen nicht immer im reinen Zustande und sieht sie bei demselben Menschen ohne bestimmte Regel sich folgen, sich ersetzen oder sich verbinden. Es ist bekannt, mit welcher Leichtigkeit gewisse Neurosen ein wech-

selndes Verhalten annehmen, von einem Körperteil auf den anderen überspringen, sich gegenseitig ersetzen oder aufeinander folgen. Als wahre Neurose verhält sich das Irresein ebenso: gewisse periodische Störungen wechseln ab mit Asthma, mit Epilepsie, mit den verschiedenen Kundgebungen der Hysterie. Die beiden letztgenannten Krankheiten, ferner der Veitstanz, die Schüttellähmung, die Basedowsche Krankheit verbinden sich häufig mit bestimmten Geistesstörungen. Manche Gemüthskrankheiten werden von einer allgemeinen Empfindungslosigkeit der Haut begleitet, und man sieht diese beiden Vorgänge sich durchaus parallel entwickeln.

Wie die Neurosen, so kann das Irresein nur ein Zwischenfall im Laufe des Daseins oder der Ausdruck einer aus der Körperbeschaffenheit entspringenden Anlage sein. In diesem Falle trägt sie durchaus die Merkmale der konstitutionellen Krankheiten und nimmt deren Verhalten an: anfallsweises Auftreten, unterbrochenen oder schwankenden Verlauf oder gleichmäßiges Fortschreiten mit zeitweisen Verschlimmerungen.

Bis in seine Ursachen vermischt sich das Irresein mit den Neurosen. Wie bei den letzteren spielen für die Entwicklung der Geistesstörung die Gelegenheitsursachen nur eine zweite und vermischte Rolle. Man fühlt sich zunächst veranlaßt, ihnen eine entscheidende Wirkung zuzugestehen, aber die genauere Erforschung und Ueberlegung ändern alsbald die Ansichten über diesen Punkt vollständig und lassen die Wichtigkeit einer anderen Ursache, der ursprünglichen, hervortreten: den Einfluß der Anlage (Prädisposition). Nur die in schlechtem Gleichgewicht schwebenden Gehirne unterliegen dem Einfluß körperlicher Störungen, dem Ansturm heftiger Leidenschaften und Gemüthsbewegungen; die wohlbegabten widerstehen. Seit Moreau von Tours haben alle Beobachter bemerkt, daß man beanlagt (prädisponirt) sein muß, um den Angriffen des alkoholistischen Irreseins zu erliegen. Seit Marcé¹ ist es allgemein anerkannt, daß die Seelenstörung der

¹ Marcé, Folie des femmes enceintes. Paris 1858.

Schwangerschaft, des Wochenbettes und der Nährperiode die Folge einer derartigen Anlage sei.

Diese Anlage ist die Erblichkeit. Lange Zeit hindurch ist die Erblichkeit nicht nach ihrer Bedeutung gewürdigt worden; man erkannte weder den Vorrang, den sie beanspruchen darf, noch die Ausdehnung ihres Gebietes. Man beschränkte sie auf die direkten oder ähnlichen Uebertragungen und stellte sie nur in seltenen Ausnahmefällen fest. Nach den Arbeiten jedoch von Lucas,¹ Moreau (von Tours) und besonders von Morel² mußte man erkennen, daß die direkte und ähnliche Vererbung nur eine, und zwar die seltenste Form der Erblichkeit ist; man kam zur Annahme der umformenden Vererbung, oder mit anderen Worten, man sah ein, daß nicht die Krankheit selbst vererbt wird, sondern eine Krankheitsanlage, die sich durch die Zeugung fortpflanzt und sich auf die Nachkommen in verschiedenartigen, wenn auch zu derselben Familie gehörigen Aeußerungen überträgt.

Alles in allem sind also die Nervenkrankheiten in Bezug auf die Erblichkeit miteinander vollkommen solidarisch. Das Irresein kann die anderen Nervenkrankheiten als Ausgangspunkt haben und ist seinerseits geeignet, jene durch Vererbung zu verursachen.

„Die verschiedenen Neurosen,“ sagt Morel, „von dem, was man nach Uebereinkunft Ueberspanntheit des nervösen Temperaments, nervöse Reizbarkeit, nennt, bis zu dem eigentlichen Irresein, bilden eine Familie, deren verschiedene krankhafte Erzeugnisse direkte Beziehungen und enge Verwandtschaften mit den sie hervorbringenden Ursachen haben.“

Moreau hat die Beziehungen des Irreseins zu Krämpfen, Hysterie, Idiotie, Epilepsie, Schielen, Lähmungen, Neuralgien, Gehirnfiebern, Schlaganfällen, Excentricität, wunderlichen Gewohnheiten, Stottern, Asthma und Taubheit hervorgehoben. Alle Irrenärzte haben seitdem diese Ansichten bestätigt und besonders

¹ Lucas, *Traité de l'hérédité*. Paris 1847—50.

² Morel, *Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et morales*. Paris 1857.

das so häufige und deutliche Zusammenfallen des Irreseins mit den großen Neurosen, Hysterie und Epilepsie betont.

Verschiedene Autoren erinnern daran, daß der Weitzstanz enge Beziehungen zur Epilepsie, zur Hysterie und Geisteskrankheit zeigt. Andere haben das Vorhandensein derselben Beziehungen zwischen diesem Leiden und der Schüttellähmung, dem Alterszittern, der Basedowschen Krankheit und der Migräne hervorgehoben, alles Krankheiten, welche häufig selbst von Irresein begleitet werden. Endlich bieten selbst gewisse organische Erkrankungen des Nervensystems zahlreiche Berührungen mit den Geistesstörungen.

Trotzdem verdienen letztere innerhalb der großen Familie als eine eigene Gruppe betrachtet zu werden. Wenn die ererbte krankhafte Geistesanlage dazu gekommen ist, sich kräftig auszubilden, wirkt sie die übrigen Formen der neuropathischen Vererbung in die zweite Linie zurück und herrscht fast ausschließlich vor. Der besondere Keim erfährt dann eine Entwicklung, welche wir weiterhin studiren werden.

Die biologische Erforschung der neuropathischen Familien hat jedoch nicht nur den Erfolg gehabt zu zeigen, daß Neurosen und Irresein in der größten Mehrzahl der Fälle einer erblichen Anlage zuzuschreiben sind, sondern sie hat noch etwas mehr bewiesen, nämlich, daß zwischen ihnen und den verschiedenen anderen chronischen erblichen Krankheiten Beziehungen im Fortschreiten und in der Entwicklung bestehen, gleichsam wirkliche Krankheitsverwandtschaften.

Schon Moreau (von Tours) hatte das häufige Vorkommen von Gehirnneurosen und Skropheln, Schwindsucht oder Rhachitis in derselben Familie hervorgehoben. „Geistesranke, Idioten, Skrophulöse, Rhachitische,“ sagt er, „müssen auf Grund ihres gemeinsamen Ursprunges, gewisser körperlicher und geistiger Eigenthümlichkeiten als Kinder derselben Familie, als verschiedene Aeste desselben Stammes bezeichnet werden.“¹

Morel, der diese Ansichten zu weit gehend fand, mußte doch zugestehen, daß Schwindsucht, Skropheln, Rheumatismus und zahl-

¹ Moreau (de Tours). La psychologie morbide dans ses rapports avec la philosophie de l'histoire. Paris 1859.

reiche andere Leiden durch ihre verschiedenen Umgestaltungen Temperamente schaffen könnten, die mehr als andere zur Erwerbung von Geistesstörungen geeignet seien.¹

Lasègue² erwähnt in seiner Studie über das Gehirn die Ähnlichkeit der Entwicklung der Gehirnkrankheiten mit anderen chronischen Leiden. „Es ist thatächlich festgestellt,“ sagt er, „daß zahlreiche Gehirnleiden einer ungeordneten Entwicklung gehorchen, indem sie bald einen gleichmäßigen Verlauf nehmen, bald — und dieser Fall ist häufiger — ihr Fortschreiten unterbrechen, um es nach einer unbestimmten Pause wieder aufzunehmen. In diesem Ablauf bequemen sie sich dem Gesetze der Diathesen, wie Nicht, Rheumatismus, Syphilis, an. Obwohl dies bald passive, bald aktive Verhalten nicht durch chemische Theorien erklärt wird, ist es doch nicht minder sicher.“ Vermuthlich hat gerade die Unmöglichkeit, das Vorkommen des konstitutionellen Irreseins durch die in der allgemeinen Krankheitslehre geltenden Voraussetzungen zu erklären, bisher seine Aufnahme in die Reihe der Diathesen verhindert, deren Merkmale ihr sämtlich eigen sind.

Bouchard stellt die erbliche Verwandtschaft zwischen Harngrües und Irresein und anderen erblichen nervösen Entartungen fest und erinnert daran, daß Cazalis Irresein und Harngrüesbildung in derselben Familie hat abwechseln sehen; der Diabetes giebt Gelegenheit zu denselben Beobachtungen wie der Harngrües. Die Erblichkeitsbeziehungen zwischen Diabetes und Nervenkrankheiten, insbesondere mit Geistesstörung und Epilepsie, sind ihm nicht zweifelhaft. Der erbliche Zusammenhang zwischen Diabetes und Irresein ist in das rechte Licht gesetzt worden durch Seegen, Zimmer, Schmitz, Westphal; das Vorkommen von Epilepsie in den Familien von Diabetikern ist gleichfalls angegeben von Langiewicz, Griesinger, Lockhart-Clarke.³

Harngrües und Diabetes stehen in sehr engen Verwandtschaftsbanden mit den sogenannten arthritischen Krankheiten: Rheuma-

¹ Morel, *Traité des maladies mentales*. Paris 1860.

² Lasègue, *Études médicales*. Paris 1884.

³ Bouchard, *Maladies paralent. de la nutr.* Paris 1885.

tismus, Gicht und ihren Abkömmlingen, besonders mit der Gicht. Rheumatismus, Gicht und Diabetes wechseln in den Familien mit Irresein ab; diese Krankheiten werden auch an sich häufig von nervösen und besonders von geistigen Störungen begleitet. Pinel, Michéa, Veuret, Berthier¹ haben Fälle von rheumatischer Hypochondrie und Melancholie mitgetheilt, Berthier hat sechsundzwanzig Fälle von gichtischem Irresein gesammelt. Die Beziehungen dieser Konstitutionskrankheiten zu den Nervenleiden sind so zahlreich, daß Duckworth versucht hat zu zeigen, daß Gicht und Diabetes lediglich Krankheiten des Nervensystems seien.² Wenn seine Aufstellung auch bei dem heutigen Stande des Wissens nicht durchaus so angenommen werden kann, so sind doch sicher enge Berührungen zwischen Arthritismus und Nervenleiden nachgewiesen. Es giebt sogar ein Gebiet, auf dem sie sich vermischen: das der Neurasthenie, dieses Zustandes nervöser Unbeständigkeit und Gleichgewichtsstörung, welcher noch nicht Krankheit, aber nicht mehr Gesundheit ist, aus dem die schwersten Neurosen und das Irresein ihren Ursprung nehmen und den man gegenwärtig fast allgemein (?! Der Uebersetzer) auf Arthritismus zurückführt.³

Ein anderer Berührungspunkt aller dieser chronischen und Konstitutionskrankheiten ist ihr wahrscheinlicher gemeinsamer Ursprung aus einer anfänglichen Neigung des Körpers zu einer ungenügenden Ernährung. „Die Ernährungsstörung,“ sagt Bouchard, „ist die vorbereitende Wandlung, die Anlage, die Diathese, welche eines Tages eine plötzliche Störung hervorruft und sich als eine sogenannte spontane Krankheit enthüllt. Die akute Krankheit ist nur eine beiläufige Verschlimmerung eines solchen Ernährungsfehlers, die dem Körper für den Augenblick die normale Stoffwechselthätigkeit wiedergeben will. Eine andere derartige Ernährungsstörung bemächtigt sich des Menschen für die ganze Dauer seines Lebens, und wenn sie die Krankheit her-

¹ P. Berthier, Des névroses diathésiques. Paris 1875.

² Duckworth, A plea for the neurotic theory of Gout. (Brain 1880.)

³ Axenfeld et Huchard, Traité des névroses. Paris 1883.

vorbringt, so drückt sie dieser nach Art aller dauernden Ursachen die Langwierigkeit auf.“

Je nachdem die Ernährungsstörung sich spezialisiert und sich auf eine Funktion, ein Organ oder ein System beschränkt, bringt sie die Krankheitsunterschiede hervor, welche zu den verschiedenen chronischen Leiden führen, und kann sich dann durch Vererbung übertragen. Je nach dem glücklichen oder unglücklichen Zufall der Vereinigungen kann sie sich vermindern und verwischen oder sich verstärken und die Nachkommenschaft zu den äußersten Graden der Entartung führen.

Wenn wir uns jetzt auf das eigentliche Gebiet der Neurosen beschränken, so finden diese Bemerkungen ihre volle Anwendung. Gewisse Autoren behaupten in der That, daß die neuropathische Vererbung mit Entwicklungshemmungen verbunden sein müsse, welche die anatomischen Elemente dieses oder jenes Bezirkes des Nervensystems betreffen und ihnen die embryonalen Eigenschaften bewahren. Das würde, nach Arndt,¹ das Benehmen der erblich nervös Veranlagten, ihre ausgesprochene Reizbarkeit, der eine ebenso schnelle Erschöpfung folgt, erklären, ein Verhalten, das sich sehr dem bei Kindern beobachteten annähert. Schülke und Picz wollen Entwicklungshemmungen derselben Art bei Geisteskranken gefunden haben. So bestätigt die pathologische Anatomie mehr und mehr die Ergebnisse der Klinik und zeigt, daß die Nervenleiden und besonders die verschiedenen Formen des Irreseins meist einem Verfall des Organismus entstammen und nichts anderes sind, als die Folgen der Entartung des Einzelnen.²

¹ Arndt, Ueber neuropathische Diathese. (Berl. Klin. Wochenschr., 1875.)

² Déjerine, L'hérédité dans les maladies du système nerveux. Paris 1886.

II.

Die Grenzen des Irreseins.

Nachdem wir nun Ursprung und Natur des Irreseins kennen gelernt haben, würde es angemessen sein, sein Gebiet zu begrenzen, zu umschreiben und eine endgültige Schranke zwischen ihm und der Vernunft zu ziehen. Dieser Wunsch ist sicher berechtigt, aber er liegt außerhalb der erfüllbaren Dinge: man müßte, ehe man daran denkt, ihm Befriedigung zu verschaffen, eine sichere Scheide zwischen Gesundheit und Krankheit auffinden, wonach sich vergeblich die Ärzte aller Jahrhunderte bemüht haben. Nach so und so viel fruchtlosen Verhandlungen ist die moderne Wissenschaft dazu gelangt, überall den fortlaufenden Faden der Erscheinungen, ihre unmerkliche Abstufung und ihre Harmonie anzuerkennen.

„Gesundheit und Krankheit,“ sagt Claude Bernard, „sind nicht zwei wesentlich verschiedene Formen, wie die alten Ärzte glauben konnten und wie noch jetzt manche Praktiker glauben. Man muß nicht getrennte Prinzipien, nicht Wesen daraus machen, die sich um den lebenden Organismus streiten und ihn zum Schauplatz ihres Kampfes machen. Das ist medizinischer Urväterhausrath. In der Wirklichkeit gibt es zwischen diesen beiden Formen des Seins nur gradweise Unterschiede: Die Uebertreibung, das Mißverhältniß, der Mißklang normaler Erscheinungen bilden den krankhaften Zustand.“¹

So ist das, was man gemeinhin Gesundheit nennt, ein ganz relativer Begriff. Es giebt keine unbedingte Formel, um jene in geistiger Hinsicht ebensowohl als in körperlicher zu erwägen, und ein normales Urbild des menschlichen Geistes würde lediglich eine ideale Abstraktion sein. Wie Griesinger² bemerkt, ist das Dilemma: „Dieser Mensch ist irre oder nicht“ ein Unsinn. Ebenso wie in der gewöhnlichen Pathologie eine ganze Reihe von That-

¹ Claude Bernard, *Leçons sur la chaleur animale*. Paris 1876.

² Griesinger, *psychische Krankheiten*. Braunschw. 1874.

jachen dem richtigen Gleichgewichte aller körperlichen Verrichtungen entgegenstehen können, aber trotzdem keine bestimmte Krankheit kennzeichnen, so giebt es auch in der Seelenkrankheitslehre eine beträchtliche Anzahl von Geisteszuständen, die eine vermittelnde Zone zwischen dem genauen Gleichgewicht aller Fähigkeiten und den wirklichen Geisteskrankheiten bilden.

Wie viel Leute rufen durch ihre excentrische Art und Weise, ihren reizbaren Charakter, ihr bewegliches Gemüth, ihre sonderbaren Ideen und ungewöhnlichen Handlungen die widersprechendsten Urtheile seitens der mit ihnen in Berührung Treten den hervor! Wie viele sind abnorm niedergedrückt, zur Melancholie geneigt oder in einem beständigen Ueberreizungszustande! Wie viel Pessimisten, Enthusiasten, Originale, Erfinder, Mystiker, Verschwender, Wüßlinge, ja Verbrecher, von denen man nicht sagen kann, daß sie in die Reihe der Irren gehören, obwohl ihr Platz sicherlich nicht unter den Vernünftigen ist. Dazu kommen dann noch die „Seelenschmerz-Kranken“, die äußerlich vernünftig und geordnet, in ihrem Gewissen der Spielball unwiderstehlicher geistiger Tics, fixer Ideen, lächerlicher Zweifel, abgeschmackter Befürchtungen und zwangsmäßiger Triebe sind, welche die furchtbarsten seelischen Qualen verursachen.

Diese verschiedenen krankhaften Geisteszustände machen sicher noch kein volles Irresein aus, aber sie zielen in verschiedener Art darauf hin, indem sie sich theils bis zu dem eigentlichen Wahn steigern, theils wirklichen Anfällen von Geistesstörung als Propfstamm dienen. Aber selbst in diesen Fällen behält das Irresein etwas Schwankendes, nachlässig Gezeichnetes und Ungewisses, das lange Zeit hindurch eine Quelle ernster Schwierigkeiten für die Diagnose gewesen ist.

Von Anbeginn der Erforschung des Irreins an waren die Aerzte befremdet durch das Vorkommen dieser Störungen der geistigen Verrichtungen, die entfliehen und verschwinden, sobald man sie beschreiben und den Eintheilungen einflügen will.

Pinel erzählt, daß er nicht wenig überrascht war, beim Eintritt in Bicêtre dort mehrere Kranke zu sehen, welche keinerlei

Verletzung des Verständnisses, sondern einfache Gemüthsentartungen und gefährliche Triebe darboten.

Einige Jahre später lenkte Prichard die Aufmerksamkeit auf Fälle, wo die geistige Störung hauptsächlich den Charakter, die Leidenschaften, die Gewohnheiten betraf, während sie, wenigstens scheinbar, die Verstandeskräfte unberührt ließ.

Esquirol¹ macht darauf aufmerksam, daß es Individuen giebt, die nicht unvernünftig reden, deren Gedanken die natürlichen Verbindungen beibehalten, deren Schlüsse logisch, deren Rede geordnet, oft lebhaft und geistreich sind, während im Gegensatz dazu ihre Handlungen ihren Neigungen, ihren Interessen und den sozialen Gebräuchen widersprechen, aber so ungeordnet jene auch sind, die Kranken haben stets mehr oder weniger stichhaltige Gründe zu ihrer Rechtfertigung, so daß man sie als vernünftelnde Irre bezeichnen kann.

Bei Besprechung derselben Personen hebt Trélat ebenfalls hervor, daß sie Irre seien; sie schienen nur nicht so, weil sie sich mit Klarheit ausdrückten. Sie sind viel mehr in den Handlungen als in der Rede irre: ihre Geistesstörung hat lichte Augenblicke.

Diese Fälle kann man unmöglich einer der bekannten Formen des Irreseins zuzählen. Man müßte sie in einer besonderen Kategorie unterbringen, ihnen Rang und Namen zuweisen. Ein Punkt befremdete alle Beobachter: die Erhaltung der Fähigkeit, vernünftig zu urtheilen, die scheinbare Unversehrtheit der reinen Verstandesthätigkeit. Daher die unglückliche, zweideutige und paradoxe Benennung: Folie raisonnante, unter der man alle diese Thatsachen vereinigte.

Als man sie jedoch miteinander verglich, verfehlte man nicht zu bemerken, daß sie eine recht ungleichförmige Gesellschaft bildeten. Wohl oder übel sah man sich zu neuen Theilungen gezwungen. Für die Fälle, wo die Unordnung der Handlungen vorherrschte, schuf man die Namen: vernünftelnde Manie und Monomanie, Handlungsirresein, Wahnsinn mit

¹ Esquirol, Des maladies mentales. Paris 1838.

lichten Augenblicken. Diejenigen, welche die Störung der Neigungen und der Gemüthsempfindungen kennzeichnete, wurden mit dem Namen: Manie des Charakters, moralisches Irresein, belegt. Diejenigen Kranken, bei denen das Gemüth ebensowohl wie der Verstand unverfehrt schien, die aber von fixen Ideen und Trieben eingenommen waren und ohnmächtig, obwohl bewußt, dem gestörten Automatismus ihrer geistigen Verrichtungen zusahen, bildeten die Gruppe des Irreins mit erhaltenem Bewußtsein.

Aber alle diese auf rein psychologischem Wege angestellten Bemühungen konnten die Frage nicht weiter bringen und warfen kein Licht auf die Natur der beobachteten Erscheinungen. Niemand zeigte sich von den Gedanken und Eintheilungen seiner Vorgänger befriedigt. Nach Maßgabe der Vielfältigung der Beobachtungen und der Häufung der Arbeiten fühlte man, daß weit entfernt von einer wissenschaftlichen Lösung die Aufgabe dunkler, verwickelter und unentwirrbar wurde.

Es bedurfte der Arbeiten von Moreau und vor allem von Morel, um zu zeigen, daß das im Lichte der Psychologie so Dunkle leicht verständlich werde, wenn man es von einem wesentlich biologischen Gesichtspunkte betrachtete.

Bei der Durchforschung von Familien, in denen sich Geisteskrankheit findet, bemerkte der Erstere, daß neben wirklichen Irren Leute darin vorkommen, die sich ihr ganzes Leben lang durch Sonderbarkeit des Charakters, durch eine eigene Beweglichkeit und Unbeständigkeit der Gedanken, durch ungewöhnliche Neigungen, ungereimte und zuweilen gefährliche Handlungen auszeichnen. Irresein und Excentricität wurden deshalb für ihn im Zusammenhang stehende, von der Pathologie abhängende Zustände, und ihre Entwicklung mußte einer einzigen Ursache, der krankhaften Vererbung, zugeschrieben werden.

Der Letztere förderte die Lösung der Aufgabe weiter, indem er klarlegte, daß man beim Anwachsen der geistig krankhaften Anlage in einer Familie die Verstandesstörungen mehr und mehr einen unheilbaren und umfassenden Charakter annehmen und die Nach-

kommen nicht zu gewöhnlichen Irren, sondern zu Menschen mit gestörtem, verkehrtem oder geschwächtem geistigen Gleichgewicht werden sieht, Menschen mit angeborenen geistigen und sittlichen Mängeln, die bestimmt sind, sich in verhängnißvoller Weise zu entwickeln.

Dank diesen Gelehrten ist das „vernünftelnde Irresein“, das die Wissenschaft mit solcher Mühe erbaut hatte, endlich vollständig zusammengefallen. Nach ihnen war es für Falret, Legrand du Saulle und Magnan nicht schwer zu zeigen, daß die dieser behaupteten Krankheit zugewiesenen Charaktere nichts Besonderes haben und daß die „vernünftelnden Irren“ bald den verschiedenen Ordnungen, welche die Eintheilung der Geisteskrankheiten aufstellt, eingereiht werden können, bald auf der Grenze von Vernunft und Irresein bleiben, zwischen den angeborenen Charaktereigenthümlichkeiten, die noch mit dem normalen Zustande vereinbar sind, und den ausgesprochenen Störungen des Verstandes und Gemüths, welche deutlich ins Krankhafte gehören. Für sie haben wie für Morel die geistigen Unregelmäßigkeiten dieser Kranken ihren Ursprung in der Erblichkeit. Sie sind an die angeborene Unvollkommenheit der geistigen Beschaffenheit gebunden, finden sich nur bei stark krankhaft Veranlagten, die seit ihrem Eintritt ins Leben in ihren Gedanken, Gefühlen und Trieben sonderbare Eigenheiten haben, die sie von anderen Kindern unterscheiden.

Das Prinzip der Vererbung krankhafter Geistesanlage erfährt je nach den Umständen ganz verschiedene Entwicklungen, die mit Vortheil wenigstens in kurzer Weise anzudeuten sind. Sein Anfang ist in allen Fällen fast derselbe; man findet ihn in jenem nervösen, unbestimmten, schlecht gekennzeichneten, proteusartig sich äußernden Zustande, der eine Art Zwischenglied zwischen Gesundheit und Krankheit zu sein scheint und sich gewissermaßen auf dem Kreuzwege aller chronischen Krankheiten findet, der durch Lorry, Pomme, Cerise, Sandras, Bouchut unter verschiedenen Namen beschrieben ist und endlich die Bezeichnung Neurasthenie seit den Arbeiten von Brard, Ball, Benedikt, Cordes, Erb und so viel Anderen erhalten hat. Es ist das

eine Art chronische nervöse Erschöpfung, die von einer merklichen Charakteränderung und von Verstandesstörungen begleitet wird die mehr oder weniger schwer sind, aber zu vollkommenem Irresein führen können.

Dieser krankhafte Nervenzustand ist nach Moreau (von Tours), Morel und Legrand du Saulle¹ gleichsam der Keim schwerer Seelenstörungen, den die Erblichkeit zur Entwicklung bringt, wenn er durch neue Krankheitselemente befruchtet ist.

Ist das Irresein einmal aufgetreten, so kann es sich während mehrerer Generationen entweder unter verschiedenen oder unter ähnlichen Formen übertragen. Man sieht zuweilen eine Manie bei verschiedenen Gliedern derselben Familie sich fast in demselben Alter und unter dem Einflusse derselben bestimmenden Ursachen entwickeln. Die Erblichkeit der Melancholie ist noch viel häufiger; es ist bekannt, mit welcher hoffnungslosen Beständigkeit der Selbstmordtrieb sich in manchen Familien forterbt, und man könnte dasselbe von der Hypochondrie sagen. In den glücklichsten Fällen und wenn nur im geringsten die Umstände der Geschlechtsfolge günstig sind, wird der Keim allmählich schwächer und verschwindet.

Aber es geht bei weitem nicht immer so, und wenn die psychopathische Vererbung einen fortschreitenden Weg einschlägt, so verbinden sich mit den reinen Formen der Geisteskrankheiten oder folgen ihnen nach die angeborenen Neigungen zu geistigen und sittlichen, zu tieferen Geistesstörungen, Imbecillität, Idiotie und zu angeborenen Fehlern des Nervensystems.

So wird man in einer Generation auf einmal Neuropathische, Geistesranke, Hysterische, Epileptiker, Imbecille, Idioten, Sonderlinge, exaltirte, leidenschaftliche und bösen Trieben ergebene Leute finden.

In anderen Fällen ist das Irresein, anstatt die Reihe der Entartungszustände zu eröffnen, eine der Endformen. Es ist dann nur der Abschluß einer langen Reihe geistiger Ungleichmäßigkeiten, Sonderbarkeiten, Wunderlichkeiten, die anfangs leicht

¹ Legrand du Saulle, Leçons sur la folie héréditaire. Paris 1873.

genug sind, um unbemerkt vorüberzugehen, nach und nach aber mehr betont werden, um schließlich in die wahre Gestalt der Geisteskrankheit überzugehen. So verhalten sich die geheimnißvollen Vererbungen, welche als hauptsächlich wirkende Kraft die gesellschaftliche Lebensstellung, den zeretzenden Einfluß des Reichthums und der Macht und das Uebermaß der geistigen Entwicklung der Ahnen haben.

Man kann aber auch, wie Morel angiebt, in der ersten Generation das Uebergewicht des nervösen Temperaments, die Neigung zu Gehirnkongestionen mit ihren Folgen: Reizbarkeit, Gewaltthätigkeit und Zornesausbrüche beobachten. In der zweiten Generation findet man ein Wiederauftreten dieser krankhaften Anlagen, organische Gehirnleiden, die vornehmsten Neurosen, Hysterie, Epilepsie, Hypochondrie. In der dritten Generation erkennt man, wenn nichts das Wachsthum des Krankheitskeimes aufhält, die angeborene Anlage zum Irresein, zu excentrischen, ordnungswidrigen, gefährlichen Handlungen wieder, endlich in einer letzten Generation geistige Unzulänglichkeit, Taubstummheit und völliges Fehlen des Verstandes.

Kurz, in welcher Art auch der psychopathische Keim sich entwickelt, sieht man, daß außer dem eigentlichen Irresein, ihm folgend oder vorhergehend oder gleichzeitig mit ihm in den Familien auftretend, eine Menge von Geisteszuständen vorkommen, welche weit eher Minderwerthigkeiten als Krankheiten darstellen. Das Gehirn der damit Behafteten ist nicht nur auf eine zufällige Weise gestört, es ist von Geburt übel begründet, seine Fähigkeiten haben sich ungleichmäßig entwickelt, und einem Fehler im Zusammenstimmen der Organ-Verhältnisse entspricht eine Gleichgewichtsstörung in seinen Verrichtungen. So findet die Theorie der Entartung, deren Hauptzüge wir im Vorigen entworfen haben, ihre volle und ganze Anwendung. Wir haben also Grund zu der Behauptung, daß die Halb-Irren und die Excentrischen Opfer eines angeborenen Fehlers, erblich Entartete sind.

Um vollständig zu sein, fügen wir hinzu, daß man neuer-

dings erkannt hat, daß bei einigen Opfern der Gehirnanomalien die Entartung nicht ererbt noch angeboren, sondern erworben ist.

Man muß erstens annehmen, daß störende Bedingungen, denen der Vater im Augenblick der Zeugung und die Mutter während der ganzen Schwangerschaft unterworfen sein können, einen merklichen Einfluß auf die künftige Entwicklung der Leibesfrucht auszuüben vermögen. Im Rausch erzeugte Kinder kommen mit peinlichen Krankheitsanlagen zur Welt, ebenso die, welche im Mutterleibe Gewalteinwirkungen erlitten haben. Es scheint außerdem, daß alles, was die Gesundheit der Mutter stört oder ihr Nervensystem zu stark beeinflusst, geeignet ist, auf die Frucht zurückzuschlagen und ihre Entwicklung zu hemmen.

In zweiter Linie kann ein in guten Verhältnissen geborenes und bis zum Jünglingsalter normal gebliebenes Kind unter dem Einflusse einer schweren Krankheit, z. B. des Typhus, oder infolge eines Sturzes auf den Kopf oder jeder anderen Gelegenheitsursache eine Ernährungsstörung des Gehirns davontragen, welche es in die Reihe der Entarteten hinabzieht.¹

Jedoch diese Fälle sind selten, und hier oder nie gilt das Wort: Die Ausnahme bestätigt die Regel.

III.

Körperliche, geistige und sittliche Zeichen der erblichen Entartung.

Die Zeichen, an denen man die erbliche geistige Entartung erkennen kann, sind von dreierlei Art: geistige, sittliche und körperliche. Die vielfachen Verbindungen dieser Symptome, ihre ungleichen Verknüpfungen und das Vorwiegen bestimmter unter ihnen schaffen die außerordentlich verschiedenen Typen von geistig Abnormen, deren gewöhnliche Merkmale wir beschreiben wollen und die vom angeborenen Blödsinn bis zum Genie, von der Excentricität bis zum ausgebildeten Wahnsinn, von der ein-

¹ Christian, Cotard et Bouchereau, Soc. méd.-psych., 1885.
Guller, Grenzen des Irrethums.

fachen Ueberschwänglichkeit der Gefühle bis zur völligen Abwesenheit jedes sittlichen Gefühles, von der Tugend bis zum Verbrechen gehen.

Der Verstand bietet bei den erblich Belasteten unbegrenzte Gradunterschiede: von der Pracht der glänzendsten Fähigkeiten bis zum Blödsinn, das zwischen sich schließend, was man einseitigen Verstand nennen könnte. Bei dem Idioten trifft die Störung, welche dem Erbfehler entstammt, das Gehirn in seiner Gesamtheit; es ist gar kein Verstand vorhanden. Bei dem Imbecillen schon sind gewisse Gegenden; daher eine theilweise Entwicklung der Fähigkeiten und ein mehr oder weniger ausgedehnter Verstand. Auf einer mehr und mehr erhöhten Stufe trifft sie mehr und mehr umschriebene Punkte der Nervensubstanz; dadurch entsteht eine sich nicht gleich bleibende, mehr oder minder in der Schwebelage befindliche Intelligenz, die vielleicht in ihrer Gesamtheit glänzt, aber an irgend einer Stelle schadhast ist.

Ein solcher erblich Belasteter kann in allen anderen Beziehungen geordnet, von tadellosen Sitten, von geordnetem Betragen, von den bestabgewogenen Neigungen und Gefühlen sein, aber doch, um einen bildlichen Ausdruck zu gebrauchen, wirkliche Löcher in seinem geistigen Boden haben: er besitzt ein äußerst undankbares Gedächtniß oder ist vollkommen refraktär gegen das Studium der Zahlen, gegen Rechnen, Musik, Zeichnen.

Obgleich im Besitze einer mittleren Intelligenz, zeigt er sich in gewissen Fähigkeiten vollkommen nichtig und von bestimmten Geschicklichkeiten gänzlich entblößt. Bei ihm sind, nach Magnan, die Centren der Auffassung ungleich eindrucksfähig, ungleich geeignet, alle Eindrücke aufzunehmen, welche die Wahrnehmungen dort hinterlassen sollen. Es handelt sich um eine Disharmonie, eine Gleichgewichtsstörung, d. h. ein Zeichen von Entartung.¹

In anderen Fällen sieht man dagegen neben Unzulänglichkeit der Gesamtheit der Fähigkeiten ein glänzendes Gedächtniß, eine staunenswerthe Fähigkeit in der Zusammenstellung von

¹ Magnan, Berichte der medizinisch-psycholog. Gesellsch. (Annales médico-psychologiques, 1886).

Zahlen, bemerkenswerthes Geschick für die Künste der Einbildungskraft, für Wissenschaften und Poesie. Kaiser Claudius, dessen Imbecillität bekannt ist, war ein Redner, und seine Beredsamkeit setzte Alle in Erstaunen, die eine genauere Kenntniß seines wirklichen Geisteszustandes besaßen. Man berichtet von Imbecillen, die unfähig waren, Gutes von Bösem zu unterscheiden, die jeder Willenskraft bar waren und jedem Triebe gehorchten, die niemals die niedrigsten sozialen Pflichten erfüllen konnten, aber Corneille und Racine auswendig wußten und die Horazischen Oden in sehr gutes Französisch übersetzten. Die Verbrecher, welche größtentheils in die Klasse der Entarteten gehören, haben häufig litterarische Anwandlungen. Vacenaire war Dichter; Clemens und Heinrich Muchembled, welche vor einiger Zeit ein fünfzehnjähriges Mädchen unter den romanhaftesten Umständen ermordeten, gaben sich in ihren poetischen Nachtarbeiten die Namen Falkenauge und linker Hirsch. Diesen geistigen und künstlerischen Neigungen begegnet man bei allen Graden der geistigen Entartung bis zu den Imbecillen herab. In diese Kategorie gehören die von Felix Boisin sogenannten „theilweisen Genies“, Wesen, die der Erziehung und Zucht unzugänglich, instinktmäßig lasterhaft, jeglicher Art von sittlichem Gefühl bar, aber zum Theil mit den vorgenannten Geschicklichkeiten begabt sind. Wir werden uns mit ihnen weiterhin unter dem Gesichtspunkte der Sittlichkeit zu befassen haben.

Viele erblich Belastete sind trotz ihres ungenügenden oder ungleichmäßigen Verstandes durch eine angeborene Begabung für das Lernen bemerkenswerth. Man sieht sie sich mit einem gleichsam triebartigen und unvernünftigen Eifer Arbeiten hingeben, die über ihren Geisteskräften liegen; sie erreichen deshalb fast niemals das Ziel. Sie versagen und werden vorzeitig zu Irren und Blöden.

Bei einer gewissen Anzahl von ihnen bleibt ein kindlicher Zustand des Verstandesvermögens bestehen, der sie verhindert, jemals in der Welt der Wirklichkeiten und der Erfahrung Fuß zu fassen. Sie schaffen sich ewige Illusionen und leben in einer eingebildeten Welt. Sehr bald ziehen sie sich aus dem sie um-

gebenden Thätigkeitskreise zurück und leben einsam der Beschaulichkeit ihrer Gedanken und der Erforschung ihrer Gefühle. Durch vieles Prüfen und Betrachten der eigenen Persönlichkeit verfälschen sie schließlich deren Grundzüge und schlagen in Egoismus, übermäßigen Dünkel oder Hypochondrie um.

Man kann jedoch ein durch erbliche Belastung Entarteter sein und eine große Intelligenz besitzen, ein vorzüglicher Beamter, ein gelehrter Mathematiker, ein großer Künstler, ein ausgezeichnete Politiker, ein Verwalter ersten Ranges sein — der Gleichgewichtsfehler trifft dann das Gebiet des sittlichen Gefühls, und hier bietet der kluge Mann tiefe Lücken. Wie Esquirol und mehrere andere Irrenärzte hervorgehoben haben, kann ein Mann von vollkommen abgerundetem Verstande, wenn er sich sorgfältig beobachtet, in gewissen Augenblicken in seinem Geiste ungerahmte Bilder, die seltsamsten und gefährlichsten Gedanken auftauchen sehen, aber es bedarf nur einer leichten Willensanstrengung, um sie aus dem Felde des Bewußtseins zu entfernen und sie in das Nichts zurückkehren zu lassen. Würde hier der Wille der Spannkraft ermangeln oder Ohnmachten unterworfen sein, so würden krankhafte Stimmungen und Neigungen aller Art und schädliche Triebe mächtig sich aufdrängen und den Ausgangspunkt excentrischer Handlungen und befremdender Verirrungen des Verhaltens bilden.

Morel führt Männer von hohem geistigen Talent an, die große und wichtige Ämter ausfüllen und in der gesellschaftlichen Rangordnung hochgestellt sind, im Innersten des Privatlebens aber die sonderbarsten geistigen Verirrungen darbieten.

Moreau von Tours enthüllt in der Lebensbeschreibung gewisser großer Männer eine Fülle von Excentricitäten und die verschiedensten Anzeichen wirklicher Geistesstörung.

Diese erblich Belasteten höherer Ordnung leiden an einer echten Neurasthenie des Gemüths. Das letztere ist unablässigen Schwankungen zwischen Ueberreizung und Herabstimmung unterworfen. Reizbar und Eindrücken äußerst zugänglich, wahrhaft empfindlich, reagiren sie auf die leichtesten Einflüsse. Eine Ver-

änderung in der Beschaffenheit der Atmosphäre, ein an sich unbedeutender, aber unvorhergesehener Umstand, ein die Ordnung ihrer Gewohnheiten störendes Ereigniß versetzen sie in peinliche Unruhe. Manche sind von derartiger Heftigkeit und Reizbarkeit, daß die geringste Unannehmlichkeit bei ihnen entsetzliche Zornausbrüche unter krampfhaften Erscheinungen nach sich zieht. Sie gehen von der Begeisterung zur Muthlosigkeit mit der beklagenswerthesten Leichtgläubigkeit über. Nicht nur schmerzliche Umstände, wie häusliche Unglücksfälle, Tod von Freunden oder Angehörigen, bringen ihr Gemüth in Unruhe; es genügen dazu die geringsten, ja die lächerlichsten Ursachen, und Jemand, der beim letzten Seufzer einer geliebten Person nahezu gleichgültig bleibt, giebt die Zeichen der heftigsten Verzweiflung bei der Kunde vom Tode eines Vieblingsthieres. Die übertriebene Liebe zu Thieren ist als eine der Wunderlichkeiten im Charakter dieser Individuen beschrieben worden. Ein großer Finanzmann, den Morel anführt, äußerte Zeichen eines geradezu wahnsinnigen Schmerzes gelegentlich des Todes eines der zahlreichen Frösche, welche er in einem Puhle seines Parks aufzog. Diese Art Monomanie treibt gewisse Leute, ihr Vermögen zur Begründung luxuriöser Hospitäler für kranke Hunde und Katzen zu opfern; und die Wuth der Bivisektionsgegner hat in letzter Zeit wirklich krankhafte Verhältnisse angenommen.

Man bemerkt außerdem bei diesen Personen Zuneigungen und Abneigungen, welche unglaubliche Grade erreichen. Der Anblick, die Berührung, der Geruch bestimmter Gegenstände ist für sie eine Quelle inneren Leidens, das eine blinde und unwiderstehliche Furcht zur Grundlage hat.

Sie werden von fixen Ideen und von seltsamen Zwangszuständen gepeinigt. Der Drang, gewisse extravagante Handlungen zu verrichten, ist so groß, daß sie nur um diesen Preis und für einige Zeit ihre Seelenruhe und ihre freie Selbstbestimmung wiedergewinnen können. Diese fixen Ideen und die Zwangsgedanken haben oft einen sehr gefährlichen Inhalt, so z. B. Mord-, Selbstmord- und Stehltrieb, Trieb zu Brand-

stiftung, Alkoholercessen und unsittlichen Handlungen, lauter Antriebe, die in einer Anzahl von Fällen unwiderstehlich werden und die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen.

Ein beweisendes Merkmal der degenerativen Natur dieser Zwangszustände und Triebe, dieser sittlichen Seltsamkeiten, ist der Umstand, daß sie sich zuweilen im zartesten Alter zeigen und schon bei Kindern von vier bis fünf Jahren beobachtet sind.¹ Wenn sie gewisse Grade erreichen, so bilden diese verschiedenen krankhaften seelischen Eigenheiten schließlich wirkliche Delirien, die sich bei dem Betreffenden gegenseitig beeinflussen, verschwinden, wiederkehren und sich ineinander verwickeln, als förmliche Episoden,² die auf dem fortlaufenden und unveränderlichen Boden der geistigen Entartung einander folgen. Dies sind die verschiedenen Delirien, die ehemals als ebensoviele getrennte Krankheitsformen angesehen und mit dem Namen Monomanie bezeichnet wurden

Eine ganze Gruppe von erblich Belasteten ist wegen zahlreicher Sitten- und Charakterfehler bemerkenswerth. Dieselben sind grenzenlos hochmüthig und legen sich mit befriedigtem Selbstgefühl Vorzüge, Verdienste und Tugenden bei. Ihre naive und unvernünftige, zuweilen grimmige Selbstsucht verbindet sich mit Uebelwollen, Neid, mürrischer und grämlicher Gemüthsart.

Die Meisten haben nur ein schwaches Gefühl für Moral und kümmern sich nur mäßig um die Gesetze der Gesellschaft; sie haben Maitreffen unter dem ehelichen Dach, heirathen ihre Dienstmädchen oder Freudendirnen, gehen nicht immer der Blutschande aus dem Wege, geben sich insgeheim den niedrigsten Lastern hin und überlassen sich mit Wollust jeder Ausschweifung. Die Einen werden von verächtlichen Leidenschaften, Geiz, Spiel und Trunk beherrscht; Andere sind faul, unvorsichtig, verschwenderisch; Allen fehlt der Geist des Benehmens, Alle überlassen sich den für sie und Andere gefährlichsten Verirrungen.

¹ Magnan, Annales méd.-psych., 1885.

² Diese Delirien sind von Magnan in seinen verschiedenen Arbeiten scharf mit dem Namen „Episodische Symdrome“ des erblichen Irreseins bezeichnet worden.

Ein Nichts erfüllt sie mit Leidenschaft und Begeisterung und wandelt ihre Gedanken und Stimmungen. Beschränkte und kurz-sichtige Geister mit fast immer falschen oder überspannten Urtheilen, werden sie ausschließlich durch Leidenschaften und vorgefaßte Meinungen bestimmt. Ihre Ansichten sind seltsam, originell, keckerisch paradox, stets im Widerspruch mit den feststehenden. Herrisch, gewaltthätig, verlogen und nachtragend, beweisen sie einen außergewöhnlichen, starren Eigensinn. Erhabene Gefühle, Duldsamkeit, Nachsicht und Güte sind ihnen fremd.

Enthusiastisch und der ersten Eingebung folgend, besitzen sie alle Uebertreibungen, Tollheiten und Schwärmereien.

Diese Menschen stoßen mit einem Wort besonders durch die Unvollkommenheit ihrer sittlichen Persönlichkeit an. Sie sind halb bewußte, halb automatische Wesen, unfähig, auf sich selbst zurückzukommen, ihre Stimmungen zu zergliedern und ihre Ansichten zu begründen. Das volle Selbstbewußtsein, welches das edelste Merkmal eines großen und abgerundeten Geistes darstellt und das Ergebnis durch Jahrhunderte angesammelter Vollkommenheiten der menschlichen Persönlichkeit ist, geht bei ihnen Stück für Stück verloren. Trotzdem sieht man sie nicht selten in der Gesellschaft die höchsten Stellungen einnehmen, bedeutende Rollen ausfüllen und auf die Weltangelegenheiten ungeheuren Einfluß ausüben. Bemerkenswerther und der Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher und Philosophen wohl würdigerweise ist dieser Einfluß nicht immer schädlich. Er kann sich in einem dem Gemeinwohl günstigen Sinne geltend machen, wenn er in den Dienst eines gerechten Gedankens gestellt wird. Bei der Kraft der Ueberzeugungen, der Hartnäckigkeit, dem Fanatismus, dem Fehlen von Gewissensbedenken und der geistigen Beschränktheit, welche diese Leute kennzeichnet, giebt es kein Hinderniß, das sie nicht schließlich überwinden. Indem wir diese Gesichtspunkte andeuten, geben wir fast nur eine Zusammenfassung der Geschichte mehr als eines Reformators.

Eine Stufe tiefer auf der Leiter der Entartungen findet sich eine neue Gruppe, die nur die vorige fortsetzt. Sie ist nicht

mehr nur durch die Schwäche, sondern durch das völlige Fehlen der Moral gekennzeichnet. Es handelt sich also um eine wahre moralische Imbecillität oder Idiotie; sie wird häufig von einer mehr oder weniger ausgeprägten Herabsetzung der Intelligenz begleitet, aber diese Regel hat keine unbeschränkte Gültigkeit, vielmehr kommt es zuweilen vor, daß sie mit auffallend entwickelten Fähigkeiten zusammenauftritt.

Die an moralischem Schwachsinn Leidenden zeigen von Kind auf böse Triebe, verderbte Gefühle, üble und nicht zu bändigende Neigungen. Sie sind phantastisch, excentrisch, faul, zänkisch, jähzornig und gewaltthätig und werden von allen Anstalten verwiesen, wo man sie unterbringt. Sie laden zuweilen frühzeitig die Härte des Gesetzes auf sich und müssen Gefangenen- und Zuchthäuser durchlaufen. Nach Helvetius wäre die Ungleichheit der Geister der Erziehung zuzuschreiben, und unter hundert Menschen, versichert Locke, seien mehr als neunzig, die ihre gute oder schlechte, nützliche oder schädliche Stellung gegenüber der Gesellschaft nur der empfangenen Erziehung zuzuschreiben haben. Die Meinung dieser Philosophen widerspricht indes der gewöhnlichsten Beobachtung. Auch die sorgfältigste und vernünftigste Erziehung, welche man sich denken kann, hat noch niemals lasterhafte und krankhafte Neigungen gebessert und noch niemals einen sittenlosen Entarteten in einen tugendhaften Menschen verwandelt. Die Personen, welche uns beschäftigen, sind in der That jeder Erziehung unzugänglich. Selbst die vollkommenste geistige Pflege ist nicht imstande, ihre verkehrten Triebe zu ändern, und nach der Bemerkung von Bourdin sind die Unterrichteten und Gebildeten unter den Entarteten die allererschlimmsten.

In der Entwicklungszeit zeigen sie unter dem Einflusse der geringfügigsten Ursachen intellektuelle Störungen. Bei den Mädchen tritt die Menstruation schwer ein und giebt zu den verschiedensten Zufällen Anlaß: zu Bleichsucht, hysterischen Zuständen, Gefühlsüberschwang mit Neigung zu Thränen, Starrsucht, Schlafwandeln, Weitzanz, übermäßiger Reizbarkeit, übertriebenen Zweifeln, geistiger Unruhe, die zahllose Fragen veranlaßt, Zweifel-

sucht, Berührungsfurcht, Schwärmerei, Nahrungsverweigerung, excentrischem Wesen und Anfällen von erregtem oder melancholischem Irresein. Die Knaben sind Onanisten, lasterhaft, Selbstmörder, haben krankhaftes Heimweh, fröhnen dem Diebstahl, dem Umherstreichen und schließen sich Uebelthätern an. Auch sie leiden häufig an Weitschmerz, Schlafwandeln, Erotomanie, Verfolgungsideen, Grübeleien oder übermäßiger Religiosität und werden von Weltschmerz und moralischer Hypochondrie gequält.

Kurz, wir finden bei diesen schwerer Belasteten nur in schnellerer Entwicklung alle die „monomanischen“ Eigenthümlichkeiten wieder, die wir bereits bei den einfach im geistigen Gleichgewicht Gestörten höherer Ordnung festgestellt haben.

Wie bereits oben erwähnt, bieten sie zuweilen sehr entwickelte Verstandesfähigkeiten. „Sie sind in diesem Falle ganz außergewöhnlich begabt, lernen und behalten alles mit überraschender Leichtigkeit, sind die Ersten in der Klasse und werden gern als Wunderkinder betrachtet. Sie besitzen zuweilen für Musik, Rechnen, Zeichnen, Poesie, Stegreifdichtung, Vortrags- oder Schauspielfunst eine angeborene Geschicklichkeit, die staunenswerth ist. Wenn sie dann in die besprochene Entwicklungszeit eintreten, verbleichen und erlöschen die glänzenden Anlagen. Der geistige Fortschritt hört auf, das Verstandeswachsthum ist zu Ende, der Bankrott ist erklärt, und das Wunderkind wird eine verlorene Forderung. Nach mancher Demüthigung und vielem Umhertappen treten sie endlich in die Marine oder in die Armee. Manchmal werden sie durch die strenge Zucht dieses neuen Lebenskreises bezwungen, in den häufigsten Fällen aber lehnen sie sich gegen diese Zucht auf, werden mit Strafen überhäuft und oft genug schließlich vor ein Kriegsgericht gestellt.“¹

Im Dasein dieser Belasteten ist alles unregelmäßig, ordnungswidrig und seltsam: Unfähig, an etwas festzuhalten, ergreifen und verlassen sie einen Beruf nach dem anderen und versuchen sich ohne Erfolg in den verschiedensten Richtungen. Nachdem sic

¹ Legrand du Saulle, Ann. méd.-psych., 1876.

der Welt durch das Uebermaß ihrer Fehler ein Vergerniß gegeben haben, setzen sie dieselbe durch den Glanz ihrer Unterhaltung in Erstaunen, treten in die strengsten Klöster ein, um sie bald wieder zu verlassen und den Lauf ihrer Zügellosigkeiten wiederaufzunehmen.¹ Sie lieben nichts unbedingt als sich selbst: „sie sind schlechte Söhne, flatterhafte Liebhaber, untreue Ehemänner und vergeßliche Väter, kaltherzig und jedem wärmeren Gefühl unzugänglich. Veränderlich, wandelmüthig, inkonsequent und paradox im Wesen, handeln sie stets launisch und übertrieben. Jeder die Sittlichkeit fördernden Handlung konsequent feindlich, den Freuden des Familienlebens unzugänglich, unempfänglich für die Süßigkeiten der Liebe, unwillkürlich zu Auflehnung, Ausschreitungen und Vergernissen geneigt, sind sie Bösewichter und thun das Schlechte um seiner selbst willen.“

Das Leben mit derartigem Wesen besteht nur aus verborgenen Kämpfen, inneren Streitigkeiten und schrecklichen sittlichen Qualen: eine wahre Hölle! Stranden sie endlich in einem Irrenhause, so werden sie dessen Geißeln und erregen zahllose Störungen. Geschickt in der Verhehlung ihrer doch so schweren sittlichen Mängel, täuschen sie ihre Eltern, die Behörden, selbst die Angestellten der Anstalt darüber durch ihre scheinbare Klarheit. Mit Hilfe von Prozessen, schriftlichen Eingaben und drohenden Forderungen erlangen sie schließlich ihre Freiheit wieder und nehmen unverzüglich ihren regel- und zügellosen Lebenswandel wieder auf.

Die Mängel des Verstandes und des sittlichen Gefühls sind nicht die einzigen, die man bei den erblich Belasteten findet. Sie bieten auch, je nach dem Einzelnen und dem Grade seiner Zerrüttung, zahlreiche körperliche Unvollkommenheiten, wahre körperliche Entartungszeichen (Stigmata hereditatis), welche den Entartungszeichen des Geistes und Gemüths das Geleit geben.

Bald sind die Verhältnisse verschiedener Körpertheile vermindert oder vermehrt, der Wuchs zu klein oder zu groß, die

¹ J. Falret, Ann. méd.-psych., 1867.

Glieder ungleich entwickelt, zuweilen von theilweisen Lähmungen betroffen, die Behaarung abnorm. Bald bietet der Schädel verschiedene Formabweichungen, Kleinheit oder vermehrten Rauminhalt, unförmliche Höcker, vorspringende Knochenkanten, ungewöhnliche Hervorragungen und Eindrückte. Campagne hat als häufiges, fast regelmäßig vorkommendes Zeichen beim „vernünftelnden Irren“ eine Abflachung der Hinterkopfgegend angegeben.¹

Das Gesicht bietet zahlreiche Abweichungen: im Vergleich zu den übrigen Theilen zu niedrige oder zu hohe Stirn, Fehlen der Harmonie in den Zügen, sehr entwickelte Ungleichheiten der Gesichtshälften, Zuckungen und weitstanzartige Zusammenziehungen gewisser Gesichtsmuskeln oder auch der Zunge, wodurch Stottern entsteht. Von Seiten der Augen beobachtet man Schielen, Augenzittern, unregelmäßige Färbungen und fehlerhaften Ansaß der Chorioidealhaut, sowie Bildungsfehler der Regenbogenhaut. Der Mund kann übertrieben groß, die Kinnbacken können hervorstechend, die Lippen wulstig, die Zahnbildung kann unregelmäßig, abnorm und von frühem Ausfall betroffen, das Gaumengewölbe unsymmetrisch oder zu eng gewölbt sein.

Die Ohren sind ungleich, fehlerhaft angelegt, die Muskeln absehend, abgeflacht oder faltenlos, die Lappchen fehlen.

Die Sinne sind häufig unvollkommen, namentlich der Geschmack, welcher völlig fehlen kann.

Wichtige und bemerkenswerthe Abweichungen treffen die Geschlechtsorgane beider Geschlechter und stehen der Fortpflanzung im Wege. Diese bei Idioten und Imbecillen so häufigen Unvollkommenheiten sind bei den Belasteten höherer Ordnung nicht selten und bestehen nicht nur in Hemmungen, sondern auch in verschiedenen Unregelmäßigkeiten der Entwicklung, die hier einzeln aufzuzählen mir unnütz erscheint.

In den Fällen, wo die Geschlechtstheile äußerlich nicht normal gebildet sind, sieht man nicht selten ihre Verrichtungen sich verkehren. So ist das frühzeitige Erwachen des Geschlechts-

¹ Campagne, *Traité de la folie raisonnée*. Paris.

triebes, die Onanie bei Knaben und Jünglingen ein sicheres Zeichen krankhafter Geistesanlage; ebenso übermäßige Erregung der Geschlechtsthätigkeit, Impotenz, geschlechtliche Zwangsgedanken und Verkehrtheiten bei Erwachsenen.

Die Gesundheit Belasteter kann jeden Augenblick durch unvorhergesehene Krankheiten gestört werden, welche ihre Kräfte besiegen und ihr Nervensystem über den Haufen werfen. Einer der häufigsten Zufälle, denen sie unterworfen sind, ist der Blutandrang zum Kopf mit oder ohne epilepsieähnlichen Anfall, mit oder ohne Rührungsercheinungen, ein Zustand, der zu allen Zeiten des Daseins eintreten kann. Dadurch entstehen zu verschiedenen Malen im Leben des Einzelnen alle möglichen beunruhigenden Erscheinungen von seiten des Verstandes, des Willens, der Empfindung, der Sprache und der Bewegung. Alles kehrt wieder zur Ordnung zurück, bis ein neuer schwererer Anfall das traurige Ende herbeiführt.

Die Kindheit der Belasteten ist häufig durch Störungen des Nervensystems ausgezeichnet, welche die Form von Veitstanz, Krämpfen, gehirnhautentzündungsähnlichen Zuständen oder von Delirien annehmen. Wie wir vorhin gesagt haben, geht die geschlechtliche Entwicklung bei Vielen derselben langsam und schwer vor sich, und häufig entscheidet sich zu dieser Zeit ihre Zukunft: sie entwickeln sich endgültig entweder zum völligen Schwachsinn oder zur geistigen Unbeständigkeit und zum hereditären Irresein.

Ein anderer bemerkenswerther Punkt ist die eigenthümliche Art, wie sich die Belasteten gegenüber dem Alkohol verhalten: die Einen sind so empfindlich, daß sie bei der kleinsten Gabe alkoholischer Getränke deliriren; die Anderen sind im Gegentheil so unempfindlich, daß sie sich nicht berauschen können und den stärksten Ausschreitungen Widerstand leisten.

Abgesehen von den der geistigen Entartung eigenen krankhaften Sonderbarkeiten, die gleichsam einen Theil des Gemüths, des Wesens des Einzelnen ausmachen, können die Belasteten häufig von Wahnsinn in der Art der gewöhnlichen Irren befallen werden, aber auch in diesen Fällen nimmt ihre Störung, welcher

Art sie auch sei, besondere Merkmale an; sie hat etwas Sonderbares, Fehlerhaftes, schlecht Gerathenes und scheint keinem Gesetze zu gehorchen. Sie können an Tobsucht, Größenwahn, Verfolgungswahn, Melancholie erkranken, aber stoß- und sprungweise, mit unerwarteten Hin- und Herwendungen und in verwirrten, unbestimmten, abgeschwächten Formen, die bei ein und demselben Kranken, der außerdem mehrfache Wahnformen darbieten kann, aufeinander folgen, sich häufen oder zusammenfallen.

Morel theilt die Belasteten in vier Klassen.

Der ersten weist er diejenigen zu, welche nur durch ein einfach übertrieben nervöses Temperament auffallen. Sie bieten Abweichungen, aber keine Lücken im Gebiet der Verstandes- und Gemüthsanlagen. Es handelt sich um eine einfache Gleichgewichtsstörung, die sich durch Excentricitäten und fixe Ideen äußert, von denen die Kranken vollkommen Bewußtsein haben, obwohl sie sich denselben unmöglich entziehen können.

Die zweite Ordnung umfaßt diejenigen, welche bei scheinbarer Erhaltung der Verstandeskräfte eine tiefe Trübung oder ein völliges Fehlen der sittlichen Begriffe mit Störung der Empfindungen und Handlungen, unwiderstehlichen Trieben und geschlechtlichen Verkehrtheiten zeigen.

Die dritte Abtheilung schließt die Imbecillen, die Instinctmenschen, die von frühzeitigem und angeborenem Hange zum Bösen Beseelten ein.

Die vierte endlich enthält die Idiotie, d. h. die völlige Hemmung der geistigen Entwicklung.

Wenn diese Eintheilung in ihren Hauptzügen annehmbar ist, so ist ihre Anwendung häufig schwierig. Es giebt indessen unter all den gedachten Zeichen der geistigen und körperlichen Entartung eine Art Rangordnung. Sie haben in diagnostischer Beziehung nicht alle gleichen Werth. Die körperlichen Abweichungen sind von allen die schwersten; sie enthüllen mit Sicherheit die Entartung des Einzelnen und die Unvollkommenheit seiner Organe, welche eine verderbliche Gestaltung und eine fehlerhafte Art ihrer Berrichtungen nach sich zieht. Die vielfachen sonderbaren Miß-

formen des Schädels zum Beispiel, die bei Belasteten so häufig sind, bestimmen Zusammendrückungen und Entwicklungshemmungen des Gehirns, dessen Funktionen eben dadurch entweder verringert oder verkehrt werden. Die Schwere der geistigen und sittlichen Veränderungen wechselt, je nachdem letztere in einer Verminderung, Vermehrung oder Umgestaltung dieser Berrichtungen bestehen. So ist das Uebermaß an Gemüth, das gewisse Belastete kennzeichnet, in Bezug auf die Entartung ein weniger schweres Zeichen als das völlige Fehlen oder die Verkehrung des moralischen Gefühls, welche einer anderen Abart der Belasteten eigen ist. Ebenso steht es mit den geistigen Excentricitäten im Vergleich mit den Rücken des Verstandes.

Dennoch gestatten, wir wiederholen es, diese in der That vorhandenen Unterschiede es nicht, eine wirklich brauchbare Eintheilung der geistigen Entartungen aufzustellen, denn es liegt keine Festigkeit und keine Gleichförmigkeit in ihrer Art, sich zusammenzufinden und zu äußern. Ein Imbeciller kann zugleich excentrisch sein; ein sittlich Schwach sinniger ist sehr häufig auch geistig schwach sinnig, aber man sieht moralische Idioten, die mit scharfem Verstande begabt sind. Das übertriebene sittliche Gefühl, die Triebe und Zwangszustände zeigen sich ebensowohl bei einem Menschen von schwachem Geiste wie bei einer Person von hochentwickelter Intelligenz. Es kann also nur eine vertiefte Untersuchung jedes einzelnen Falles in der dreifachen Richtung auf Körper, Verstand und Moral zu der richtigen Abschätzung eines Belasteten verhelfen und ihm seinen Platz in der Rangordnung der Entarteten anweisen.

Für die Untersuchung jedoch, welche wir uns vorgenommen haben, war diese grobe Eintheilung ungenügend. Um dem Leser die verschiedenen Proben von geistiger Entartung zu zeigen, mußten wir mangels einer anerkannten wissenschaftlichen Eintheilung einen Erfahrungsweg einschlagen, die Haupttypen nach ihren hervorragenden Merkmalen absondern und jedem einzelnen eine eigene Beschreibung widmen.

So haben wir in den beiden folgenden Abschnitten die dre-

schiedenen Arten von Zwangszuständen und Trieben einer Untersuchung unterworfen. In den drei weiteren haben wir die geistigen Excentricitäten beschrieben, die häufig mit einer gewissen Beigabe von Irrsinn verbunden sind und denen man bei den „vernünftelnden Irren“, den Verfolgungsfüchtigen und den Schwärmern begegnet.

Ein fernerer ist den Geisteszuständen mit vorwiegender sittlicher Verkehrung, wie z. B. bei den hysterischen und bei den frühzeitigen Verbrechern, gewidmet.

Das letzte Kapitel endlich ist den geschlechtlich Abnormen gewidmet, d. h. denen, welche vorzugsweise geistige Störungen darbieten, die in den Geschlechtsorganen und Verrichtungen ihren Ursprung haben.

Zweiter Abschnitt.

Die Zwangszustände.

I.

Die Platzangst.

Die Platzangst ist eine abnorme Gemüthsbewegung, deren sich der Kranke völlig bewußt ist, aber deren er nicht Herr werden kann. Im Jahre 1872 von Westphal unter dem Namen Agoraphobie beschrieben, ist sie fernerhin von Cordes, S. Weber, Williams, Brown-Séguard, Perroud und von Legrand du Saulle bearbeitet worden, der im Jahre 1878 eine vollständige Beschreibung derselben geliefert hat.¹

Nach Westphal² handelt es sich um eine Neurose, welche einige Beziehungen mit dem epileptischen Schwindel hat. Nach Cordes,³ der selbst daran gelitten hat, ist die Platzangst nur ein unendlich viel häufigeres Symptom der Neurasthenie, als man sich vorstellt, und erscheint in Gestalt geistiger Angst bei einer Menge verschiedener nervöser Zustände.

Diese Ansicht scheint uns richtig. „Man kann sich fragen,“ sagt mit gerechtem Grunde F. Falret, „ob die Platzangst nicht eine Angst ist, die sich häufig bei derselben Person mit anderen Beängstigungen derselben Ordnung verbindet. Die Prüfung der

¹ Legrand du Saulle, *Étude clinique sur la peur des espaces*. Paris 1878.

² Westphal, *Archiv für Psychiatrie*, 1871.

³ Cordes, *Archiv für Psychiatrie*, 1872.

Beobachtungen zeigt uns in der That, daß die Platzangst bald allein besteht, bald im Gegentheil sich mit anderen Angstarten, z. B. vor dem bloßen Degen, vor dem Sturz aus dem geöffneten Fenster, aus dem Wagen zc. verbindet. Manche Kranke bieten außerdem auch die Furcht vor der Berührung von Gegenständen gleichzeitig mit der Platzangst. Alle diese Beispiele zeigen, daß die verschiedenen Arten von Angst sich in verschiedener Weise verbinden können und daß sie im Grunde untrennbar sind.¹

Die Platzangst ist also nur eine der tausend Ausdrucksformen der geistigen Belastung und niemals eine einzelstehende Erscheinung im Dasein der Kranken. Ihre Herkunft wird durch die krankhafte nervöse Anlage beherrscht und läßt als Nebenursache den Einfluß übertriebener Geistesarbeit, großer Ausschreitungen, Samenverluste und Verdauungsstörungen zu.

Sie wird meist bei Männern, namentlich bei gebildeten und klugen von gelehrtem Berufe beobachtet. Die Fälle von Westphal, Cordes und Brown-Séguard betreffen Männer, die von Ferroud Männer und Frauen in gleichem Verhältniß.

Die Platzangst ist mit dem vollen Anschein ausgezeichneter Gesundheit vereinbar. Sie entsteht gewöhnlich in dem Augenblicke, wo der nervös Beanlagte auf einen Platz heraustritt und zum erstenmale eine plötzliche Angst, Herzbeklemmung, ein Gefühl von Schrecken, die Furcht vor etwas Unbekanntem, Unbestimmtem empfindet, von dem man etwas Uebles erfahren soll. Sodann steigert sich die Angst, heftiges Herzklopfen, Beklemmung, Abwechseln von Frost und Hitze der Haut kommen hinzu, die Kräfte versagen, der Kranke fühlt eine Ohnmacht herankommen, Wolken ziehen vor seinen Augen vorüber; er wird bleich und schweißbedeckt und wankt, von der untwiderstehlichen Ueberzeugung beherrscht, daß er niemals dieser Leere Trotz bieten und diesen öden Raum überschreiten können wird.

Man lasse indessen einen Gefährten sich einstellen, und der

¹ Med.-psychol. Gesellschaft, 31. Juli 1876 (Bericht in Ann. méd.-psych., 1876).

Kranke wird sofort seine Kräfte wiedergewinnen, seine geistige Ruhe und sein Selbstvertrauen wiedererhalten. Um seinen Muth anderweitig zu bewahren, genügt häufig ein unbedeutender Umstand: das Vorbeifahren eines Wagens, der Schein einer Laterne, der Besitz eines Stockes, die Hand eines Kindes.

Die Platzangst entsteht nicht nur beim Anblick eines weit offenen Platzes, sondern auch in Straßen ohne Läden, in der Kirche, im Theater, angesichts langer gleichförmiger Mauern, gegenüber einer weit zurücktretenden Fernsicht, in der Eisenbahn, im Wagen, mitten im Walde, im Gedränge, auf einem hohen Baume, auf dem Wasser oder einfach im Dunkeln.

Die Angst des Platzfürchtigen ist rein geistigen Ursprunges, wie der sie begleitende Gedankengang zeigt. Er wird in der That von Vorstellungen folgender Art eingenommen: Dir wird ein Unglück geschehen, du wirst einen Zufall bekommen, fallen, schreien und herumirren, du wirst ohnmächtig, vom Schlage getroffen werden, man beobachtet dich, du wirst für einen Hasenfuß, ein lächerliches Wesen, einen Irren gehalten werden, du wirst das Bedürfniß bekommen, in die Garderobe zu gehen, du wirst auf immer verschwinden, in das Nichts übergehen. . . . „Er hat das Bewußtsein der Ungereimtheit dieser Befürchtungen, bemüht sich, vernünftig zu sein, verweist sich die Angst, alles vergeblich; der Platz verlängert sich vor ihm ins Unendliche, die Leere wächst gähmend nach allen Seiten, seine Schritte verkleinern sich; wenn er nicht Halt an einer Mauer oder am Arme eines Vorübergehenden findet, muß er fallen.“

Die beiden folgenden, Legend du Saulle entlehnten Beobachtungen werden einen richtigen Begriff von der allein auftretenden Platzangst geben.

Frau B., 43 Jahre alt, Mutter dreier gesunder Kinder, besitzt eine große geistige Lebhaftigkeit, ein gutes Gedächtniß und eine bemerkenswerthe Umgänglichkeit. Sie ist in der Welt gesucht und sehr gefeiert, man erzählt von ihr Entgegnungen von seltener Feinheit. Jedermann weiß, daß sie außerordentlich abergläubisch ist, und man hat sich einigermaßen gewöhnt, mit ihren Vorurtheilen und Schwächen zu rechnen. Sie hat niemals hysterische Zufälle gehabt und ist nicht hypochondrisch.

Seit 15 Jahren, seit einer Schweizerreise und einer Besteigung des Rigi, kann sie nicht allein über die Elyseischen Felder, die Boulevards, einen großen Platz oder eine breite Straße gehen, ohne alsbald einer peinlichen Angst, einem sonderbaren Schreckgefühl und einem theilweisen, zuweilen allgemeinen Bittern des Körpers anheimzufallen. Unwillkürlich ent-rinnen ihr einige Thränen, sie jammert laut, fühlt die Beine unter sich zusammenbrechen oder glaubt auf beweglichem, weichem oder schmierigem Pflaster zu gehen. Sie hat das Gefühl, als ob sie in Lyon versinke, den die Sonne aufschwellt, damit sie abermals versinke. „Nichts dreht sich,“ sagt sie, „und ich bin nicht sekrank. Ich habe Angst, das ist alles“. Wenn sie den Arm ihres Mannes nimmt oder ihr jüngstes zehnjähriges Kind an der Hand faßt, so empfindet sie keine Unbehaglichkeit.

Diese Dame bekommt eine gleichwerthige Empfindung, wenn sie allein in eine leere Kirche eintritt, namentlich wenn weder Bänke noch Stühle darin sind; sie hat Angst in ihrem Wagen, wenn keine Leute auf der Straße gehen, und am hellen Tage muß sie den Arm ihres Thürhüters fordern, um die breite Treppe zu ihrer Wohnung hinaufzukommen. Sie aß eines Tages allein in dem sehr großen Speisesaale eines Gasthofes, wurde starr vor Angst und konnte nur mit Mühe den gerade gegenüberliegenden Bahnhof erreichen. Sie zergliedert genau, was sie fühlt, erkennt die ganze Grundlosigkeit ihrer Angst, macht sich Vorwürfe darüber, beherrscht sich selbst, aber sie hat Furcht, seuzt und versinkt nach wenigen Augenblicken in einen Zustand von halber Ohnmacht, Bestürzung oder lächerlicher Aufregung. Sie wagt kaum alle Schrecken aufzuzählen, so sehr fürchtet sie, für geistesgestört gehalten zu werden, aber wenn sie davon spricht, und man versucht sie irgendwie zu rechtfertigen, so findet sie nur die Erklärung: „Ich muß in diesen Augenblicken wahrscheinlich Angst vor plötzlichem Tode, vor einem schweren Schlaganfall oder vor einer tödtlichen Ohnmacht haben. Anderenfalls wäre ich verrückt, und das bin ich gewiß nicht.“ Sie wohnt am Ende eines ziemlich großen Hofes, aber was auch kommen mag, sie sieht niemals zum Fenster hinaus. Alle Zimmer ihrer Wohnung sind buchstäblich überladen mit Möbeln, Gemälden, Bildwerken und alten Stickerien. Sie lebt in einem förmlichen Bazar, fühlt sich auf diese Weise nicht allein und erträgt gelegentlich sehr gut die Abwesenheit aller Thriegen. Nur die Leere ängstigt sie. Ihre Verdauungsthätigkeit läßt nichts zu wünschen übrig.

Jeder ähnliche Krankheitsfall in der Familie dieser Dame war in Abrede genommen worden, jedoch war der Bruder der Kranken, der mit acht-zehn Jahren an Lungen-schwindsucht verstarb, imbecill, Dnanist und jäh-zornig gewesen. Er mißhandelte Thiere in grausamer Weise. Man hatte ihm nicht das Besen beibringen können.

Herr Albert G., 27 Jahre alt, Infanterielieutenant, geistig hoch be-gabt, hat viel gelesen und ist ein angenehmer Erzähler. Er hat einige

Neigung für Litteratur, Poesie und Musik, nennt sich Alterthumsforscher. Er ist außerordentlich mäßig und wurde 1870, mit zwanzig Jahren, für eine tapfere That mit einem Orden geschmückt. Seine Gesundheit ist stets ausgezeichnet gewesen, doch hat er ungefähr mit dreizehn Jahren drei Monate an Weitzanz gelitten. Sein Vater ist an Schlagfluß gestorben, seine Mutter hat einigemal Krämpfe, gehabt und eine seiner deutschen Cousinen ist während eines Vierteljahres in einer Irrenanstalt behandelt worden.

Im Jahre 1872, während er in einer großen Stadt in Garnison war, geht er eines Morgens in Civilkleidung über einen ganz öden öffentlichen Platz und bekommt Angst. Er sieht sich ringsum, bemerkt Niemand, fühlt wie er ein wenig schwach wird und fragt sich, ob er nicht wiederkehren soll. Er zögert, kann seine Erregung kaum bemeistern, unterscheidet genau die Gegenstände, zittert aber und kommt nicht vorwärts. Dann in eine enge Straße gelangt, ist er ganz wohl, empfindet nichts mehr und beachtet das Vorgefallene nicht mehr.

Einige Tage darauf überschreitet er denselben Platz zur gleichen Stunde in Uniform, den Säbel an der Seite, empfindet nichts Besonderes und legt noch zu wiederholten Malen am Tage oder am Abend ohne das geringste Unbehagen in Civil und zu Pferde denselben Weg zurück.

Eines schönen Tages geht er zu einem Freunde, der in einem dritten Stock wohnt, und erwartet ihn rauchend auf seinem Balkon. Er wirft die Augen auf die ihn umgebende Leere, wird verwirrt, bleich, roth, fröstelt, verläßt den Balkon, kehrt in das Zimmer zurück, setzt sich mit dem Rücken gegen die Balkonthür und beruhigt sich allmählich, verliert die Geduld, geht trällernd die Treppe hinab, geht vergnügt zwanzig Minuten weit, kommt in sein gewöhnliches Speisehaus, findet seine Kameraden vor und ist mit bestem Appetit zu Mittag.

Eines Morgens nimmt er an großen Manövern theil und erhält den Befehl, sich drei Kilometer weit nach einer Mühle zu begeben. Kaum ist dieser Offizier an seinem Bestimmungsorte angelangt und beginnt zu zeichnen, als er bei dem Anblick einer weiten Ebene erschrickt, zittert, ganz bleich und außer sich in die Wohnung des Müllers geht, sich für unwohl in folge von Sonnenstich ausgiebt und um eine Tasse Milch bittet. Zehn Minuten später geht er hinaus, fragt einen Knaben über die Vertiklichkeit aus und läßt ihn neben sich sitzen, während er zeichnet; dann belohnt er ihn und entfernt sich.

Mehrere Male besucht er in Civilkleidung zu Fuß denselben Platz und wird von derselben Angst erfaßt, während er in Uniform und den Säbel an der Seite den gleichen Weg ungestraft zurücklegen kann.

Im Jahre 1874 wechselt er die Garnison und reist mit seinem Regiment. Nach einem Marsch von dreiunddreißig Kilometern kommt er in

eine kleine Stadt und in ein gegenüber einer ziemlich bedeutenden Kirche belegenes Quartier. Er mustert das Bauwerk aufmerksam von außen, geht dann in das Innere, sieht sich darin allein, bekommt Angst, fühlt die Beine unter sich zusammenbrechen, hat das Gefühl, auf Fliesen von Gummi elasticum zu gehen, setzt sich, trocknet sich das Gesicht ab und seufzt. Einen Augenblick später hört er plaudern, erhebt sich, ermuntert sich geistig, versucht sich zu sammeln, bemerkt Niemand, geht mühsam, verläßt die Kirche, wird von drei Soldaten seines Regiments begrüßt und fühlt sich fast ganz wiederhergestellt. Er hat weder Schwindel noch Uebelkeit empfunden, aber er glaubt, einen Augenblick lebhaft das gebieterische Bedürfniß gefühlt zu haben, zu Stuhle zu gehen.

Einige Tage darauf am Bestimmungsort angelangt, empfindet er recht lebhafteste Unannehmlichkeiten. Er quartiert sich zunächst im zweiten Stock auf den Hof hinaus, dann im ersten Stock nach der Straße zu ein und leidet wiederholt an seinen Beängstigungen. Seine Kameraden scherzen über die Gründe, welche er anführt, um so häufig seine Wohnung zu wechseln. Nach mehreren anderen Versuchen und nach beständigen Rückzügen mietet er einen Laden, läßt die Fensterläden geschlossen, brennt jederzeit Licht, schläft in dem Raum hinter dem Laden und geht durch den kleinen Hof des Hauses aus und ein. Diesmal fühlt er nichts mehr und befindet sich ausgezeichnet.

Im Jahre 1875 bekommt er Angst in einem großen Kasernenhofe, und da er bereits zu den unliebsamsten Voraussetzungen Anlaß gegeben hatte, kommt er um seine Pensionirung wegen zeitweiser Gebrechen ein.

In seine Vaterstadt zurückgekehrt, beschäftigt er sich, geht sehr wenig aus, liest viel und empfindet durchaus nichts. Er tritt die Erbschaft seiner Eltern an und widersteht mehreren Heirathsvorschlägen, die ihm unterbreitet werden. „Was soll ich thun,“ schreibt er an mich, „soll ich heirathen? Ich habe mehr Neigung dazu, als ich zeige. Niemand stellt sich hier vor, daß ich krank bin, und in der That esse und trinke ich gut und schlafe noch besser, und meinem Aeußeren nach würde man mir mein Leben abkaufen. Ich muß indessen eine Art verborgene Zerstörung des Gehirns haben.“

Nach einer sehr lange dauernden Wasserbehandlung und einer schwachen, aber lange fortgesetzten Brombehandlung ist Herr Albert G. wieder in das Heer eingetreten.

Nach der Angst vor offenen Plätzen müssen wir so gleich die Angst in geschlossenen Räumen vornehmen. Sie ist unter dem Namen *Claustrophobie* von Professor Ball in Paris, Dr. Maggi in Bologna, Verga in Mailand und Meschede in Königsberg beschrieben worden.¹ Sie gleicht den

¹ Ball, De la Claustrophobie (Ann. méd.-psychol., 1879).

Antipoden der Platzangst, und dennoch findet sie sich zuweilen zugleich mit ihr bei demselben Kranken, ebenso wie sie zuweilen mit den verschiedenen anderen geistigen Abweichungen zusammen trifft, welche wir in der Folge zu erforschen haben werden.

Das war besonders bei einem der Kranken *WALLS* der Fall, der gleichzeitig an Berührungsfurcht litt.

Es schien ihm zunächst unzulässig, einen Thürknopf zu berühren. Bald entwickelte sich der gleiche Widerwille gegen jede Art von Anfassern. Er umgab sich mit ausgesuchten Vorkehrungen, umarmte Niemand mehr und gab sich beständigen Abwaschungen hin. Aber das war noch nicht alles: bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders aber in der Nacht, wurde er bei dem Gedanken, allein eingeschlossen zu sein, von panischem Schreck befallen. Wenn er sich in irgend einem Zimmer befand, hielt er streng darauf, daß Thüren und Fenster offen blieben. Wenn er in Gesellschaft war, verlor dies Gefühl seine Stärke, und er willigte mit Rücksicht auf seine Besucher ein, daß die Ausgänge geschlossen wurden. Während der Nacht aber war er viel unduldsamer: die Fenster seines Schlafzimmers mußten offen bleiben, eine in fremden Ländern ziemlich häufige Gewohnheit; dazu war den Deuten im Hause ausdrücklich verboten, die Thür seines Zimmers und, was schwieriger durchzuführen war, die Thür der Wohnung zu schließen. Er mußte mehr als einmal in der Nacht aufstehen, um sich zu versichern, daß seine Befehle streng ausgeführt wurden. Zuweilen sah er sich sogar unter dem Drange einer unwiderstehlichen Unruhe gezwungen, mitten in der Nacht in den Hof hinabzugehen und sich den Thorweg öffnen zu lassen, um die ganze Nacht bis zum ersten Tagesdämmer in den Straßen umherzuirren.

Ueber seine innersten Gefühle befragt, versicherte er, in diesen Augenblicken eine zusammenschnürende Angst zu empfinden, ähnlich der, die man fühlen könnte, wenn man, durch einen immer enger werdenden Gang kriechend, bis zu dem Punkt gelangt wäre, wo man, dicht an die Seitenwände geschmiegt, weder vorwärts noch zurück könnte. In dem Augenblick, wo er das Gefühl dieser unerträglichen Lage hatte, suchte er in äußerstem Schrecken das Weite.

Eine andere Kranke, die derselbe Schriftsteller anführt, eine Nervenleidende mit schwerster erblicher Belastung, bot unter so und so viel anderen Störungen die Erscheinung der Klaustrophobie:

„Ich wollte eines Tages, von Neugier getrieben, den Thurm von Saint-Jacques besuchen, und wir waren dahin gefahren, Vater, Kinder und mein Mann. Reichlich in der Mitte der Besteigung wurde ich von einer närrischen Angst befallen; es schien mir, als habe man unten die

Thür geschlossen, und wir könnten nicht mehr hinaus. Die Meinen behandelten dies als Kinderei und veranlaßten mich zum Weitersteigen. Plötzlich und ohne daß man meinen Gedanken erfassen konnte, stieg ich in einem Zuge hinab, trotz der Rufe meiner Kinder, und alles auf meinem Wege durcheinanderwerfend: ich fühlte nichts mehr, da das Stoßen meines Kopfes an die Mauer mir keinen Schmerz verursachte. Es scheint, daß meine letzte Stunde noch nicht gekommen war, denn ich hätte mir hundertmal den Tod holen können, mein Abstieg war schwindelerregend, wie mein Mann sagte.

Raum war ich unten in der freien Luft angelangt, als der Anfall wie durch Zauber vorüberging, und ich athmete geräuschvoll, als ob ich aus einem Schacht stiege.

Ein anderes Mal, als ich mit meinen Kindern und einem jungen Mädchen von fünfzehn Jahren im Bade war, stellte sich ein Anfall ein, weil ich aus Versehen die Zimmerthür geschlossen hatte, und das Dienstmädchen nicht schnell genug öffnen kam. Ich habe den Glockenzug abgerissen und dann eine Fensterscheibe zerschlagen, um entfliehen zu können.

Diese Angst ist mein ganzes Uebel. So darf in meiner eigenen Wohnung Tag und Nacht die Eingangsthür nur mit dem Riegel abgesperrt sein. Ich erhebe mich nachts und gehe mich versichern, daß sie nicht mit dem Schlüssel verschlossen ist. Wenn ich sie durch Zufall zugeschlossen finde, so rufe ich um Hülfe, habe Hallucinationen, laufe von einem Zimmer zum andern, um die Schlüssel zu suchen, und kenne mich bei mir nicht aus, es ist mir, als wisse ich nicht, wo ich bin. Um den Anfall zu lindern, muß die Thür offen sein; sofort verschwindet die Störung.

Man würde mich nicht um ein Kaiserreich dazu bringen, allein in einem geschlossenen Zimmer zu bleiben, sonst geht sofort mein Kopf davon, und ich weiß nicht mehr, was ich thue. Um mich zu beruhigen, muß die Thür ebenso wie das Fenster offen sein, und ich muß die Leute gehen und kommen hören.“

Wir haben hinsichtlich der Klaustrophobie den im vorhergehenden bezüglich der Platzangst gegebenen Auseinandersetzungen über Ursache und Wesen der Krankheit nichts hinzuzufügen. Es sind im Grunde genommen nur Formen der geistigen Neurasthenie, die sich auf einem durch die Erbllichkeit vorbereiteten Boden entwickeln.

Unter dem seltsamen Namen Astrapobie hat Beard¹ ein Weiden beschrieben, das sich durch äußerste Angst beim Nahen von

¹ Beard, Chicago Journal of nervous and mental Diseases, 1874

Gewittern kennzeichnet und von Uebelkeit, Durchfall, Schwäche und zuweilen sogar von Krämpfen begleitet wird. Er betrachtet es als der Platzangst ganz analog und führt bei dieser Gelegenheit die Beobachtung von einer Dame an, die außerordentlich nervös und ihr Uebelang der Astrapobie unterworfen war. Selbst in ihrer ersten Kindheit wurde sie durch das Nahen eines Gewitters stark beunruhigt, und lange, ehe sie in dem Alter war, um die Blitze fürchten zu können, zeigte sie im Augenblick von deren Erscheinen Schwäche, Angst, Uebelbefinden und verschiedene sehr unangenehme nervöse Störungen. Ihre Großmutter hatte dieselbe Empfindlichkeit und die gleichen Erscheinungen dargeboten.

In geringerem Grade ist die Gewitterfurcht ziemlich verbreitet und stellt nur eine nervöse Störung von geringer Bedeutung dar.

II.

Die Zweifelsucht oder Grübelsucht.

Der beständige Zweifel ist eine seit Esquirol¹ beobachtete und mit verschiedenen Namen belegte Form der geistigen Neurasthenie. Da er nicht stets allein vorkommt, sondern sich oft mit anderen seelischen Abweichungen verbindet, insbesondere mit der Berührungsfurcht, so ist er bald als ein Symptom, bald als eine selbständige Krankheit betrachtet worden. In Wahrheit ist er nur einer der tausend Ausdrücke der geistigen Belastung. Wie alle Autoren zugeben, spielt die erbliche Krankheitsanlage bei seiner Entstehung eine erdrückend vorherrschende Rolle. Er kommt bei Frauen häufiger vor als bei Männern, häufiger bei

¹ Esquirol, *Traité des maladies mentales*. Paris. — Morel, *Du délire motif* (Archives générales de médecine, 1861). — Parchappe, *Ann. méd.-psychol.*, 1850—51. — Diskussion über die Monomanie raisonnante. *Med.-psych. Gesellsch.*, 1866.

Personen höherer Stände als bei denen, die den unteren Klassen der Gesellschaft angehören.

Das Uebel beginnt zuweilen in der Kindheit oder in der Zeit der eintretenden Geschlechtsreife. Es geht schleichend vorwärts und kann lange unbemerkt bleiben. Zunächst besteht es in übertriebener Bedenklichkeit und kindlicher Furchtsamkeit. Der Kranke ist sich seiner selbst nicht sicher, fürchtet sich zu irren, Fehler zu begehen, er empfindet das Bedürfniß, die geringste seiner Handlungen mehrmals zu prüfen und sich mit den sorgfältigsten Vorkehrungen zu umgeben. Er lebt in einem beständigen Zaudern, verbringt seine Zeit, indem er überlegt, ohne zu einer Gewißheit zu gelangen, sich Fragezeichen aufstellt, über sich selbst und seine eigene Schwäche erzürnt wird und bis zur Erschöpfung einen entnervenden und unfruchtbaren geistigen Kampf führt.

Bemerkenswertherweise hat er volle Einsicht in seinen Zustand und würdigt dessen krankhaften Charakter vollkommen. Wenn das Nervenleiden sich verschlimmert, wird er allmählich argwöhnisch, furchtsam, selbstüchtig und anspruchsvoll, quält die Umgebung mit seinen Klagen und seinen lächerlichen Fragen und geräth in einen Zustand allgemeiner Aengstlichkeit, der geradezu in das Gebiet des Irreseins führt.

Wenn man die ärztlichen Beobachtungen nachschlägt, welche die Wissenschaft über diese Form der geistigen Störung besitzt, so sieht man, daß die den Kranken beherrschende Gedankenreihe sich nach seinem Bildungsgrade, seiner gesellschaftlichen Stellung und nach der Umgebung richtet, in welcher er lebt. Diese Art von geistigem Wiederkäuen, dieses unnütze innere Wiederholen betrifft abwechselnd Gott, die Heilige Jungfrau, Christi Geburt, die Schöpfung, die Natur, das Leben, die Unsterblichkeit der Seele, die Sonne, den Mond, die Sterne, den Blitz, den Unterschied der Geschlechter, die Gestalt der Geschlechtstheile, die Begattung, den Schlaf, den plötzlichen Tod, die Abgründe, die Verzeihung von Beleidigungen, das Vergessen in der Beichte, die Hosten 2c. 2c.

Eine schwangere Dame, die Griesinger¹ anführt, war von einer ganzen Reihe von Gedanken besessen, die sich ihr in Frageform aufdrängten: „Wie geschieht alles auf der Erde? Warum dreht sich die Welt? Warum sitze ich hier? Was bedeutet dieser Stuhl?“ Vergeblich suchte sie eine Antwort auf diese Fragen, und daraus entstand für sie ein Zustand von wahrer Geistesangst und -Qual. Wenn eine erste Fragenreihe gelöst war, trat sofort eine zweite auf: „Wie kommen die Menschen zur Welt? Warum giebt es Menschen? Welches ist ihre Bestimmung?“ Diese Fragen kamen unversehens, mit vollkommener Unwiderstehlichkeit, und führten schließlich eine starke Gehirnermüdung, Unruhe, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit und förmliche Nervenfälle herbei.

Die folgende, demselben Verfasser entlehnte Beobachtung ist höchst interessant und wird einen richtigen Begriff von der für sich allein auftretenden Zweifelsucht geben.

Es handelt sich um einen jungen Mann von 21 Jahren, von mittlerem Wuchs, ohne deutliche Zeichen erblicher Belastung (außer einer leichten Formabweichung der Ohren), einer Familie von klugen, thätigen und betriebamen Leuten angehörnd, selbst sehr reich begabt, sehr geschickt im Rechnen; er spricht gut, nimmt eine wichtige Stellung in einer großen Fabrik ein und erweckt bei Niemand den Gedanken, daß er irgend einen Krankheitsfall darbieten könne. Vermuthlich unter dem Einfluß altgewohnter Onanie empfand er zunächst bei allen Einzelheiten seiner gewöhnlichen Beschäftigung eine Art krankhaftes Bedürfniß nach Genauigkeit und Aufmerksamkeit, das übertrieben und ihm bisher fremd und augenscheinlich die Folge eines gewissen Mangels an Selbstvertrauen war. Hatte er z. B. einen Brief geschrieben, so las er ihn mehrere Male wieder durch, um sicher zu sein, daß er nicht ein Wort ausgelassen oder einen Fehler in der Rechtschreibung gemacht hätte; verschloß er ein Möbel, so vergewisserte er sich ein- oder zweimal, ob er es wirklich gut verschlossen hatte. Allmählich verfolgte ihn eine Menge Gedanken unaufhörlich, zwang ihn nachzudenken, mit sich selbst zu berathen, sich selbst zu antworten, und er fühlte, gewissermaßen mitten in diesem inneren Wiederkäuen lebend, nur noch ein trauriges und fast unerträgliches Dasein.

Wenn dieser junge Mann seinen täglichen Beschäftigungen oblag, wenn er seine Erzeugnisse anfertigte oder verkaufte, wenn er Berechnungen machte, Geschäftsbriefe schrieb oder einige Stunden in Gesellschaft seiner

¹ Archiv für Psychiatrie, 1868—69.

Freunde verbrachte, so zeigte sich nichts Krankhaftes an ihm, aber sobald seine geistige Thätigkeit unterbrochen war, überfielen eine Menge Dinge seinen Geist und schienen sich besonders in erregenden, unerklärlichen und große geistige Anspannung heischenden Gegenständen zu üben. „Woher kommt das Glas? Woher kommen die Würmer? Welches ist der Ursprung der Schöpfung? Durch wen ist der Schöpfer erschaffen? Woher kommen die Sterne? Welches ist der Ursprung der Sprache? Mann und Frau, warum giebt es solche? Der Verstand, wie ist er entstanden? wo sitzt er? Welches ist der letzte Ausdruck des Baues des Körpers, der Zeugung der Geschöpfe und des Daseins des Menschen? Warum bleibt die Natur sich immer selbst gleich?“ Die Antwort auf so viele Fragen ließ natürlich viel zu wünschen und verursachte ihm lebhaftere Unzufriedenheit. Er bewegte sich umsonst mit einiger Geschicklichkeit in diesem Labyrinth geheimnißvoller Aufgaben, er suchte umsonst die Fragen zu erforschen und bis zu ihren fernsten Gründen zurückzugehen, schließlich verirrte er sich, wurde verstört, ungeduldig und verzweifelte.

Die Dinge des gewöhnlichen Lebens gaben zuweilen Anlaß zu diesen allgemeinen Betrachtungen in Frageform. So begegnete z. B. der Kranke, wenn er über eine Promenade oder eine Straße ging, einer gewissen Anzahl von Menschen und schickte sich an, über deren Gesichtszüge oder über die Beweggründe der menschlichen Handlungen nachzudenken. „Warum arbeitet der Mensch? Wie ist er so leicht zu täuschen?“ Mochte er sich ans Rechnen, so fragte er sich alsbald selbst, auf welche Weise die Rechenkunst entdeckt sei. Bei dem Versuche, seinen eigenen Zustand zu beschreiben, brachte er folgendes zu Papier: „Ich schwächte meine körperliche Gesundheit durch andauerndes Nachsinnen über Probleme, deren Lösung dem menschlichen Verstande noch unmöglich; doch kann ich mich trotz meines besten und entschiedensten Willens nicht davon befreien; der Ipeengang kehrt stets wieder, hierin liegt hauptsächlich der Schwerpunkt meiner Krankheit, daß ich fast fortwährend neben praktischem Denken und Handeln zum Nachdenken gezwungen bin, wie dies und jenes wohl in der Welt entstanden sein mag. — Das Grübeln ist zu andauernd, um natürlich sein zu können. Ich befinde mich dann völlig wie in einem Labyrinth, mich verwirrt das stete Grübeln über das Wunderbare ic. So schwächte ich mich zu einer Zeit mit dem fortwährenden Nachsinnen ab, wo wohl beim Menschen der Sitz des Verstandes sei; trotzdem mir nun jeden Augenblick die gesunde Vernunft zur Antwort gab: „Im Kopfe“, grübelte ich dennoch stundenlang darüber zwecklos nach. — Mein Zustand bildet eine gräßliche Krankheit und darf nicht mit einer gesunden Neugierde oder mit der Liebe zu Forschungen zusammengeworfen werden. Ich bin nicht immer so gewesen; mir passirt ein gleichgültiges und eintöniges Ereigniß, ich kann es auf keine Weise los werden und bezeuge, daß man sich keine Vorstellung von dem

Grade geistiger Qual machen kann, welche der Zustand herbeiführt. Trotz des Verlangens und der Befriedigung, welche ich dabei empfinden würde, die unerhörten Eigenthümlichkeiten meines Leidens in das Herz eines Anderen auszusüßten, schweige ich. Selbst meine Eltern sollen nicht wissen, daß ich ein beständiges Gesecht liefere und innerlich zerrissen bin.“

Ein jüngerer Bruder des Kranken soll während einiger Zeit das Bedürfnis, sich selbst weniger über solche unlösbare, als über gleichgültige Dinge auszufragen, gehabt haben und hatte auch an „krankhafter Präcision“ gelitten. Im Anschluß an diese vorübergehenden Störungen hatte er sehr schnell die Fähigkeit, zu rechnen, verloren. Er soll durch die Kaltwasserkur vollständig hergestellt sein.

Obwohl man bei diesem Kranken keiner anderen geistigen Störung als dem Grübeln begegnet, ist es bemerkenswerth, daß die erbliche Belastung sich bei ihm durch andere Zeichen verrieth, wie z. B. durch die eingewurzelte geheime Gewohnheit, der er selbst sein geistiges Leiden zuschrieb.

Bei dem dritten Kranken von Griesingers Beobachtung begleiten noch geschlechtliche Verfehrungen die Grübelsucht. Es handelt sich um einen russischen Fürsten mit deutlicher erblicher Belastung, der während seiner Kindheit epileptisch gewesen war. Er wurde von den thörichtesten Fragen gequält: „Warum ist dieser Gegenstand so groß? Warum hat ein anderer jene Größe? Warum ist dieser Mensch so klein? Warum ist er nicht so groß wie die Stube? Warum sind die Menschen im allgemeinen nicht größer als sie sind? Warum sind sie nicht so groß wie die Häuser? Wie ist die Sonne beschaffen? Warum giebt es nicht zwei Sonnen und zwei Monde?“ Sobald er einen Versuch geschlechtlicher Annäherung machte, traten seine Gedanken alsbald mit der größten Macht auf und strafte ihn mit vollständigem Unvermögen.¹

Die Grübelsucht äußert sich zuweilen in der Form übertriebener religiöser Zweifel.

Ein junges Mädchen, von dem Legrand du Saulle spricht, leidet seit dem fünfzehnten Jahre an Gewissensbedenken. „Sie hat an dem Tage ihres ersten Abendmahls gelacht! Sie hat

¹ Citirt nach Legrand du Saulle, La folie du doute. Paris 1875

außerdem eine Sünde ihrem Beichtvater verhehlen müssen. Sie war also nicht absolvirt? Was konnte daraus entstehen? Was ist eine Entweihung? Wie kann man eine Entweihung wieder gutmachen? Würde ihr verziehen werden, wenn sie ein Jahr hindurch nur Fastenspeisen äße?“

Eine Andere, deren Beobachtung von Baillarger stammt, quälte sich seit ihrer Kindheit mit der unglaublichen Leichtfertigkeit ihrer Beichten und Kommunionen. Sie glaubte stets irgend eine Sünde zu vergessen und fürchtete, daß etwa ein Theil der Hostie niedergefallen wäre, als sie dieselbe vom heiligen Tische nahm. Allmählich bekam sie sehr zahlreiche geistige Abweichungen und wurde in hohem Grade „krankheitsfürchtig“.

Der junge B. wurde mit 14 Jahren, drei Wochen nach seiner Konfirmation, von Gewissenszweifeln erfaßt; diese Störung ging vorüber. Später, mit 20 Jahren, mittlerweile zügelloser Onanist geworden, beschäftigt er sich mit der Frage, ob er sich ein Auge ausreißen solle, um Gott angenehm zu sein, und beginnt dann, sich über die Eigenschaften Gottes, über die Unmöglichkeit, seinerseits Opfer anzunehmen, über die Unnützlichkeit von Verstümmelungen, über die Gefahr voreiliger Gelübde, über die Verpflichtung, seine Schwüre zu halten, und über die Pflichten des Menschen gegen Gott auszufragen.

Nach der Bemerkung Baillargers haben Manche von diesen Kranken das Bedürfniß nach einer fremden Bekräftigung, sie bedürfen einiger beruhigender Worte, um augenblicklich den Zustand los zu werden. Eine junge Dame war zwischen vierzehn und achtzehn Jahren von der Furcht verfolgt worden, einen bösen Gedanken zu haben; sie legte sich sofort die Verpflichtung auf, ihn zurückzunehmen. Wenn dieser angebliche böse Gedanke ihr in Gegenwart ihrer Mutter kam, so mußte Letztere mehrmals „Ja, ja, ja“ wiederholen, wenn nicht die Kranke ängstlich werden und mehrere Stunden mit diesen Zurücknahmen hinbringen sollte.

Ein sechzigjähriger Kranker aus Baillargers Beobachtung bekam ungefähr im fünfzehnten Jahre eine Störung, die seit mehr als 45 Jahren niemals aufgehört hat. Wenn er ins Theater ging, kam er zurück mit dem quälenden Wunsche, alles zu erfahren, was zu den gesehenen Schauspielerinnen Beziehung hatte. Er hätte ihren Geburtsort, die Stellung ihrer Familie, ihr Alter, ihre Gewohnheiten, ihre Lebensweise zc. wissen

mögen. Dies Verlangen war so lebhaft und beharrlich, daß es nachgerade förmlich eine fixe Idee darstellte. Allmählich kam ein Zustand von Angst und Leiden dazu, und der Kranke mußte darauf verzichten, ins Theater zu gehen; bald jedoch stellte die fixe Idee, anstatt sich an die Schauspielerinnen zu heften, sich gelegentlich jeder Begegnung mit einer Frau ein, welche Herr K. hübsch fand. Er konnte dennoch seinen Zustand verheimlichen, setzte die gewählte Laufbahn fort und heirathete schließlich, aber die fixe Idee blieb bestehen. Sobald er ganz wider seinen Willen eine Frau sah, die er hübsch fand, war er mehrere Stunden lang von schrecklicher Angst gepeinigt. „Wenn ich in die Kirche ginge,“ sagte er, „hätte man mir mehr Andacht zugetraut, als ich wirklich hatte. Ich hielt die Augen beständig gesenkt, aber ich war alsdann von der Furcht beherrscht, welche mein krankhafter Zustand unterhielt.“ Seit mehreren Jahren hat Herr K. sich von den Geschäften zurückgezogen und seine Krankheit große Fortschritte gemacht. Wenn er ausgeht, muß ihn Jemand begleiten, der keine andere Aufgabe hat, als ihn über alle begegnenden Frauen zu beruhigen. Bei Jeder stellt Herr K. die gleiche Frage, ob sie hübsch ist oder nicht. In allen Fällen erfolgt gleichmäßig die Antwort, daß die begegnende Dame nicht hübsch ist, und Herr K. begnügt sich mit dieser Antwort. Jedoch verhindern alle getroffenen Vorsichtsmaßregeln nicht, daß ziemlich häufige Zufälle eintreten, und diese dauern jedesmal mehrere Stunden.

Herr K. hat dazu gegriffen, nur noch nachts auszugehen. Wenn er mit der Eisenbahn fahren muß, so wählt er die Nachtzüge, um weiblichen Begegnungen weniger ausgesetzt zu sein. Er hat noch Zufälle, aber nicht mehr wie früher, weil er keine Einzelheiten über Leben und Gewohnheiten dieser oder jener Frau erfährt, sondern diese Zufälle kommen, wenn er nicht erfahren kann, ob die Frau, der er begegnet ist, hübsch war oder nicht. Die folgende Thatsache ist von der Frau des Kranken berichtet worden: Herr K. hatte fünfzehn Meilen mit der Bahn zurückgelegt. Vor der Abreise hatte er die Billettkäuferin nur ganz flüchtig gesehen und seine gewöhnliche Frage nicht ausgesprochen. Nach der Ankunft bemerkte er seine Unterlassung und fragte, ob die Kassirerin hübsch sei oder nicht. Es war mitten in der Nacht, der mit den Antworten beauftragte Mensch war sehr müde und vergaß seine gewöhnliche Rolle. Anstatt zu sagen, daß die Dame, welche die Fahrkarten ausgegeben hatte, nicht hübsch war, antwortete er, er hätte sie nicht angesehen und wisse es nicht. Sogleich begann ein so heftiger Anfall, daß man sich entschließen mußte, Jemand mit dem besonderen Auftrage abzufertigen, bei der Rückkehr zu erklären, daß die Kassirerin häßlich sei!

Im übrigen ist der Kranke klug, in allen anderen Punkten verständig und hat sein Vermögen sehr gut verwaltet. Sein Leben ist stets höchst unglücklich gewesen, und seine Familie lebt in Unruhe und Kummer.

Die Grübelsucht ist namentlich in ihren Anfängen eine anfallsweise auftretende und nachlassende Krankheit. Sie kann sogar völlig verschwinden oder erst nach mehrjährigem Zwischenraum wiederkehren, sei es in derselben, sei es in verschiedener Form. Wenn die Krankheit fortschreitet, so steigert sie sich unmerklich bis zur melancholischen Angst und bis zum Selbstmord. Zwei Punkte sind in der Entwicklung dieses eigenartigen Nervenleidens, wie bei der Mehrzahl aller ähnlichen Neurosen, von denen wir im Folgenden zu sprechen haben werden, zu bemerken. Erstens: Die Kranken behalten immer ein völliges Bewußtsein ihres Zustandes, und zweitens: sie gelangen niemals zu jener Endform der Geisteskrankheiten, welche durch den fortschreitenden Schwund der Fähigkeiten gekennzeichnet ist und als Blödsinn bezeichnet wird.

III.

Die Berührungsfurcht.

Man vereinigt gewöhnlich die Berührungsfurcht mit der Grübelsucht und beschreibt sie als ein Symptom der letzteren. Sie soll den Eintritt der zweiten Periode anzeigen, in welcher die geistige Störung die Ausdehnung des wirklichen Irreseins gewinnt. In Wirklichkeit aber hat die Berührungsfurcht (der Berührungswahn) ein selbständiges Dasein und verdient eine besondere Betrachtung. Man begegnet ihr in Wahrheit selten allein, aber sie verbindet sich nicht nur gern mit der Zweifelsucht, sondern vereinigt sich häufig auch mit anderen geistigen Störungen oder wechselt mit ihnen ab. Es genügt, die Ausführungen von Legrand du Sault selbst zu lesen, der die „Grübelsucht mit Berührungsfurcht“ als ein einziges Leiden beschrieben hat, um sich von dieser klinischen Thatsache zu überzeugen.

Jedenfalls besteht der Berührungswahn in seiner einfachsten Form in der Furcht vor der Berührung gewisser Gegenstände. Obwohl im Genuße eines sonst normalen Verstandes

und im Besitz der vollen und ganzen Einsicht in die Ungereimtheit und das krankhafte Gepräge seiner Befürchtungen, erklärt der betreffende Nervenranke, er fürchte sich, Geldstücke anzurühren, er müsse Handschuhe anziehen, um Geld anzunehmen oder zu zählen und würde keinen Thürknopf und keinen Fensterriegel anrühren, ohne die Hand in die Falten seines Anzuges oder seines Taschentuches zu hüllen.

Wie Falret bemerkt, kann man sich, ohne das Vertrauen der Kranken erworben zu haben, keinen genauen Begriff von der Vielfältigkeit der Befürchtungen machen, die ihnen jeden Augenblick ihre wahnhafte Vorstellung zu Tage fördert. „Haben sie unabsichtlich irgend einen Gegenstand mit ihren Händen oder ihrer Kleidung berührt, so müssen sie diesen Anzug für immer ablegen oder sich die Hände waschen, und so bringen sie einen großen Theil ihrer Zeit mit unaufhörlich wiederholten Waschungen hin. Daraus entstehen neue Zweifel, neue Längen in der Berrichtung aller Handlungen des Lebens. Sie sprechen beständig zu sich selbst, im Geiste oder indem sie ihre Lippen bewegen, und wiederholen sich dieselben Worte und dieselben Gedanken, um sich zu überzeugen, daß die berührten Gegenstände nicht unrein oder die Waschungen nicht ungenügend waren. Nicht zufrieden, zu sich selbst zu sprechen, empfinden sie das Bedürfniß, die Personen ihrer Umgebung dieselben Worte oder dieselben Redensarten wiederholen zu lassen, weil die von Anderen wiederholte Versicherung ihnen mehr Werth zu haben scheint als ihre eigne Behauptung.¹

Unter den wohl bekannten Beispielen des Berührungswahns muß man nach Morel jenen Kirchendiener anführen, der während fünfundzwanzig Jahre aus abgeschmackter Furcht seine Hellebarde nicht anzurühren wagte und nur gegen ein Opfer dazu kam, das er am anderen Morgen nicht leisten zu können fürchtete, und ebenso den Appellationsgerichtsrath, der nirgends eintrat, ohne die Hand im Rockschöß zu haben, Niemand in sein Zimmer treten ließ, seine Besucher auf dem Vorplatze empfing, die Straße

¹ J. Falret, De la folie raisonnante. (Ann. méd.-psych., 1886.)

nur auf den Fußspitzen überschritt und mit der größten Sorgfalt vermied, sie auf die Zwischenräume zwischen den Pflastersteinen zu setzen.

Eine der häufigsten Formen der uns beschäftigenden Neurose ist die Furcht vor Giften und Ansteckung. Eine Kranke von Legrand du Saulle weigerte sich, ihrem Arzte die Hand zu geben, weil er mit Gift zu thun gehabt haben könne.

Ein junges Mädchen¹ fühlt eines Tages während eines starken Gewitters eine sehr heftige Angst, aber sie empfindet durchaus keine direkte oder indirekte Wirkung des Blitzes. Infolge dieser Erregung wird sie traurig, zerstreut, schweigsam, ihre Stimmung wird gereizt und zänkisch. Sie sucht die Einsamkeit, und sobald sie allein ist, wäscht sie ihre Hände mit peinlicher Sorgfalt und bürstet ihre Kleider. Man fragt sie, aber sie giebt keine glaubwürdige Erklärung und bemüht sich, die Aufmerksamkeit abzulenken. Von ihrer Befangenheit beherrscht und immer weniger Herrin ihrer selbst, kann sie schließlich nicht mehr verheimlichen, was sie so bestürzt macht, und gesteht ihren Eltern, daß sie seit dem Tage des Sturmes Furcht hat, Phosphor an ihren Händen, ihren Kleidern, an den Möbeln oder auch an sich zu finden. Durch das Geständniß erleichtert und sich nunmehr gehen lassend, verbringt sie die ganzen Tage damit, sich zu waschen, Wasser über die Stühle und Fußböden zu gießen und jede Berührung mit Eltern und Freunden zu fliehen. Sie will nicht mehr ausgehen, um nicht auf der Straße phosphorbedeckten Leuten zu begegnen und von ihnen berührt zu werden. Geht sie in ein Zimmer und bemerkt eine Schachtel Bündhölzer, so stößt sie einen Schrei aus und läuft davon. Sie nimmt ihre Mahlzeiten nicht mehr am Familientische ein, weil die Kleidung ihrer Angehörigen und des Dienstmädchens ebenso wie die Speisegeräthe vielleicht Phosphor enthalten könnten. Das Zusammenleben wird unmöglich, Vater und Mutter werden ihr verhaßt; man kommt nach Paris, bringt das junge Mädchen in einer religiösen Gemeinschaft unter und leitet eine geeignete Behandlung ein. Die gleiche Wahnvorstellung besteht noch während der ersten Monate; die Kranke erkennt ihren Zustand, ist verzweifelt, erkennt, daß ihre Befürchtungen eingebildet sind und bemüht sich aufrichtig, sie los zu werden, aber es gelingt ihr nicht, sie zieht den Tod der erduldeten Marter vor und macht ernste Selbstmordversuche. Nach fünf Monaten endlich verspürt sie eine bedeutende Besserung, erklärt sich für geheilt und kehrt in die Familie zurück.

¹ Legrand du Saulle, a. a. O.

Gewisse Kranke fürchten sich vor tollen Hunden, vor dem Biß und dem Speichel wüthender Hunde.

Eine zweiundfünfzigjährige Dame bildet sich ein, daß der Hund ihres Mannes getödtet ist, weil er toll war. Von dem Augenblick an spukt ohne Unterlaß der Gedanke in ihr, mit einem wuthkranken Hund in Berührung gekommen zu sein. Im Garten war Wäsche aufgehängt. Wenn sie mit dem Hunde in Berührung gekommen, wenn sie mit Wuthspeichel getränkt wäre? Hat diese Wäsche, im Leinenschrank verwahrt, nicht die ganze Wäsche der Familie angesteckt? Werden Mann und Kinder nicht die Wuth bekommen? Sie behält zwei Monate lang dasselbe Hemd und weigert sich, den Arm ihres Mannes zu nehmen.

Ein junges Mädchen vom Lande¹ bildet sich ein, daß einer der Hunde des Gutes mit einem tollen Hunde zusammengekommen sei und die Wuth bekommen könne. Zunächst weicht sie dem Thiere aus, dann ängstigt sie sich vor allen Gegenständen, welche damit in Berührung gewesen sein könnten. Da die zum Aufhängen der Wäsche dienenden Leinen in der Nähe des Napfes des Hundes gelegen hatten, wagte sie weder die Leinen noch die Wäsche mehr zu berühren. Sie empfand ein fast unüberwindliches Widerstreben, das Hemd und die Kleider zu wechseln und rieb sich stundenlang die Hände mit Seifenwasser, um jede Spur von einer verdächtigen Berührung zu entfernen. Da ihre Eltern sich nicht an dieselben Vorkehrungen banden, wagte sie diese weder zu berühren noch sich ihnen zu nähern. Schließlich sah sie nicht nur die Gegenstände, sondern auch deren Ausdünstungen als verdächtig und gefährlich an. Als in ihrer Nähe ein Glasgegenstand zerbrochen war, fürchtete sie, Theile davon durch die Athmung in sich aufgenommen zu haben. Als ihr Vater ein Kopftuch heimbrachte, womit er sich versehen hatte, um eine Sonnambule zu befragen, sagte die Kranke zwei Jahre hindurch sehr lebhaftes Besorgniß davor in der Furcht, daß in diesem Kleidungsstück etwas magnetische Kraft zurückgeblieben sein könne.

¹ Marcé, Traité des maladies mentales. Paris 1862.

Ein Bürgermeister, den Legrand du Saulle beobachtete und der von der Furcht vor tollen Hunden besessen war, ging stets mit einem großen Stock und mit dem zu einer Wundausbrennung nöthigen Rüstzeug aus. Er hatte obrigkeitliche Anordnungen von ungewöhnlicher Strenge gegen nicht an der Leine geführte oder nicht mit Maulkörben versehene Hunde erlassen. Niemand ahnte den lächerlichen Grund dieser Strenge, und er galt für einen ausgezeichneten und eifrigen Beamten.

Ein junges Mädchen¹, das bereits im Alter von etwa zwölf Jahren von religiösen Zweifeln gequält worden war, sah fast jeden Tag in das Elternhaus einen Mann mit geschwürigem Gesichtskrebs kommen. Sie scheint anfangs weder Abscheu noch Widerwillen oder Furcht zu empfinden, aber man bemerkt, daß sie trübe gestimmt und zerstreut wird, daß sie nur ausweichend auf an sie gerichtete Fragen antwortet, und man sieht endlich ein, daß sie von dem Gedanken beherrscht wird, alle Wäsche und alle Gegenstände des Hauses seien mehr oder weniger von Krebsmaterie durchtränkt und bedeckt. Unter dem Einfluß dieser Auffassung verliert sie die Ruhe, weiß nicht mehr, wie sie sich benehmen soll und bürstet, reibt und wäscht sich immerwährend. Sie sieht vollkommen ein, daß ihre Befürchtungen keinen Grund haben, aber sie kann sie nicht aus ihren Gedanken los werden. Ihr Leben ist eine unausgesetzte Qual. Allmählich und sehr langsam verschwindet die Furcht, und es vollzieht sich die Rückkehr zum normalen Zustande.

Einige Jahre später heirathet das junge Mädchen, dessen körperliche Gesundheit ausgezeichnet und dessen Geisteszustand einwurfsfrei ist, und wird Mutter. Eine geistige Störung erscheint weder in der Schwangerschaft noch im Wochenbett. Sie hat keine Sorge und fühlt sich sehr glücklich. Eines Tages sagt man ihr, daß ein toller Hund in das Haus, wo sie wohnt, gelaufen sei. Sie sieht ihn nicht, kommt gar nicht mit ihm in Berührung, ist aber sehr erschüttert. Sie wird zerstreut und traurig, spricht mit Niemand, wird etwas mißmuthig und erzählt endlich ihrem Manne, daß sie sich gewiß ohne Grund beunruhige, aber sie fürchte „Wuthstaub“ auf den Möbeln, auf dem Ramin, auf dem Fußboden, in ihren Taschen, an den Kleidern Anderer, an den Speisegeräthen, kurz überall zu finden. Sie reinigt, reibt, bürstet und wäscht alles, was von ihr bei irgend Jemand berührt sein kann und wagt nicht, die Hand auf einen Thürdrücker zu legen.

Eine eng mit der Berührungsfurcht verbundene nervöse Störung ist das, was man Zoophobie, Thierfurcht nennen könnte.

¹ Legrand du Saulle, a. a. D.

Wir haben sie soeben in Bezug auf den Hund, soweit er die Wuth übertragen kann, festgestellt, aber sie kommt auch ohne diese Verknüpfung vor und hat am häufigsten die Maus, die Ratte, den Frosch, die Kröte, die Spinne und andere unsaubere Thiere zum Gegenstande. Sie wird von Angst und von dem Unwohlsein mit Schwindel begleitet, wovon wir gelegentlich der Platzangst gesprochen haben.

Unter den von Trélat¹ veröffentlichten Beobachtungen findet man einige gute Beispiele von Berührungsfurcht.

Frau B., sechzig Jahre alt, die vier Generationen von einzigen Töchtern in ihrer Familie zählt, leidet seit ihrer Hochzeit, die fünfunddreißig Jahre zurückliegt, an „Monomanie“. Sie hat immer Angst gehabt, daß irgendwo Talg sein könnte, und da die Richte ihrer Meinung nach eine gewisse Menge davon enthalten, duldet sie deren Gebrauch in ihrer Wohnung nicht. Sie besitzt mehrere Häuser in Paris: aus Furcht vor der Wirkung des Talges auf die Mauern hat sie niemals eines davon an einen Kolonialwarenhändler vermietthen wollen. Sie hat auch Angst vor der Berührung von Haaren und wird von lebhaftem Unbehagen erfaßt, wenn sie Jemanden sich mit der Hand über das Haar streichen oder sich mit der Fingerspitze das Kinn oder die Wange fassen sieht. Sie läßt Niemand nahe an sich herankommen, weil man ihr die Unsauberkeit mittheilen könnte. Sie braucht jeden Morgen eine beträchtliche Zeit, um „ihre Augen und ihre Ohren zu machen“ und sich zu waschen. Dabei hält sie hartnäckig daran fest, weder Hemd noch Kleider zu wechseln. Die Zeit zum Ankleiden fehlt ihr in dem Grade, daß sie erst um Mitternacht zu Mittag speist. Sie reinigte sich niemals die Ohren aus Furcht vor dem Ohrlöffel. Taub geworden, konsultirte sie Menière, der ihr ungeheure Pfropfe von Ohrenschmalz entfernte und damit ihr Leiden behob.

Die Berührungsfurcht nimmt endlich die seltsamsten und unerwartetsten Formen an. Magnan bringt in seiner Klinik das Beispiel eines Kindes, das beim Anblick einer behaarten Frucht wie Pfirsich oder Aprikose in Angst geräth und diese Früchte weder berühren noch essen kann, ehe sie geschält sind.² Derart ist auch die von Baillarger beobachtete Dame, welche seit über zwanzig Jahren vergebens gegen die äußerste Furcht vor

¹ La folie lucide. Paris 1860.

² Déjerine, L'hérédité dans les maladies du système nerveux, Paris 1886.

der Berührung und selbst vor dem Anblick alles dessen ankämpft, was zum Schreiben dient. Dieser Furcht ging diejenige voraus, Rechtschreibungsfehler zu machen und dadurch dem Gespött zu verfallen. Unvermerkt kam es dann zu Anfällen von Erregung und selbst von Wuth beim bloßen Anblick eines Bleistiftes. Sie verweilt nie in einem tapezirten Zimmer, weil Bleistifte zwischen Tapete und Fußboden sein könnten. Auf der Straße geht sie nur zwischen zwei Personen, welche ihr den Anblick von Buch- und Papierhändlerläden verdecken. Die Kranke wird außerdem von Zweifeln und Bedenken jeder Art geplagt. Sie fürchtet, Unzuchtshandlungen begangen zu haben.

Eine seltene Form von Berührungsfurcht ist von Briand in der medizinisch-psychologischen Gesellschaft zu Paris mitgetheilt worden.

Es handelt sich um ein siebenjähriges Mädchen, Tochter eines melancholisch Irren mit hypochondrischen Wahnbideen; sie nährt sich ausschließlich von Brot und Käse unter dem Vorwande, daß das Fleisch Knochen enthalte, an denen sie ersticken könnte, und daß das Gemüse, welches das Fleisch berührt habe, jene verdecken könnte. Bei einer ersten Unterredung war es mir nicht möglich, diese Erklärung zu erheben, welche sie lange zuvor ihren Eltern gegeben hatte und auf die sie nicht zurückkommen wollte. Als ich indessen zu dem Vater gerufen war, der in einem neuen melancholischen Anfälle die Nahrung verweigerte, ließ ich mir das Kind bringen, um nachzusehen, ob es keine bestimmte erbliche Belastung erkennen ließe. Mein Verhör war zu Ende, und ich wollte es den Eltern wieder übergeben, ohne etwas recht Erwähnenswerthes an ihm gefunden zu haben, als etwa eine große geistige Lebhaftigkeit mit einem wunderbaren Gedächtniß, als die Mutter mich zufällig daran erinnerte, daß die Kleine sich ausschließlich von Brot und Käse nährte. Begierig, von dem Kinde das Geständniß des Beweggrundes zu erlangen, der es die anderen Speisen zurückweisen ließ, fragte ich es bringend. Es verweigerte zunächst jede Erklärung; Bitten, Drängen, nichts half; endlich drohte ich, es mit Gewalt einen großen Bißsen Fleisch verschlucken zu lassen, wenn es mir nicht den Grund der Weigerung angäbe. Da gestand es mir, daß es stets von dem Gedanken verfolgt worden sei, daß es an einem Knochen ersticken würde. Das Kind bekommt in der That Erstickungsanfalle, und sein Gesicht drückt den lebhaftesten Schrecken aus, wenn man Fleischstücke auf seinen Teller legt. Die Eltern haben aufgehört, strenge gegen dasselbe zu verfahren, und das Kind scheint im übrigen nicht unter seiner Lebensweise zu leiden. Die

Schlundenge zeigt nichts Abnormes, das Gaumensegel ist sehr spitzbogig. Keine Ungleichheit der Gesichtshälften.¹

Jede krankhafte Furcht hat ihr Gegentheil. Der Platzangst steht die Klaustrophobie, der Kleptomanie, dem unwiderstehlichen Stehtrieb, die Kleptophobie gegenüber, d. h. die Furcht, sich etwas anzueignen, was Anderen gehört. Der Brandstiftungstrieb (Pyromanie), der unwiderstehliche Drang, Feuer anzulegen, hat als Gegenstück die Feuerfurcht (Pyrophobie), die Furcht vor Zündhölzern und Feuer. Der Thierfurcht (Zoophobie), wovon wir gesprochen haben, können wir die Thiersucht, die übertriebene Liebe zu Thieren gegenüberstellen, welche Magnan auf den Gedanken vom Irresein der Vivisektionsgegner gebracht hat. Ebenso begegnet man neben der Furcht vor unreinen Berührungen zuweilen dem unwiderstehlichen Drange, unsaubere Dinge zu berühren.

Ein junges Mädchen heirathet einen sehr eleganten jungen Mann von Stande. Acht Tage waren noch nicht verlaufen, als die Neuvermählte entdeckt hatte, daß der Herr Graf seine Vormittage und alle seine Mühe darauf verwendete, aus seinen Excrementen Kugeln zu bilden und sie nach der Größe auf der Kaminplatte vor der Uhr in Reih' und Glied zu stellen.

Unter dem Vorwande, Ansteckungsstoffe zu vertreiben, ließ eine Dame stets ein gefülltes Nachtgeschirr mitten in ihrem Zimmer stehen.

Trélat, dem wir die beiden vorigen Fälle entlehnen, liefert uns auch folgende merkwürdige Beobachtung:

Frau A. hat einen Kaufmann geheirathet. Seit dem Beginn der Ehe hat man an ihr zunächst Sonderbarkeiten, dann unsinnige Handlungen bemerkt. Sie brauchte eine beträchtliche Zeit zu ihrer Toilette und war niemals zur verabredeten Zeit fertig. Die Verzögerungen, welche sie dadurch den Tagesgeschäften auflegte, wuchsen mehr und mehr, und sie beklagte sich, daß man sie quäle. Sie machte sich durch ihre mehr auffallende als gewählte Kleidung bemerkbar und kümmerte sich nicht genügend um die Leitung des Hausstandes und die Ueberwachung der Diensthöten. Ihr Gatte sah mit Erstaunen, daß sie sich vor dem Schlafengehen in ihr Ankleidezimmer be-

¹ Bericht aus der Med.-psych. Gesellsch. Ann. méd.-psych., 1885.

gab und dort mehrere Stunden verblieb. Wenn er sie fragte, womit sie sich einen so langen Zeitraum beschäftigen könne, antwortete sie, daß eine Frau tausend Dinge zu thun habe; als sie aber nach ihrer ersten Niederkunft eine Amme zur Seite hatte, bemerkte man, daß sie niemals vor drei, zuweilen vier Uhr morgens ins Bett ging. Während einer schweren Krankheit (Typhus), die sie durchmachte und welche erlaubte und zwang, alle Schränke zu durchsuchen, deren Schlüssel sie vorher mit der Vorsicht, sie nie, auch nicht während ihres Wochenbettes, aus den Händen zu geben, stets bei sich behalten hatte, entdeckte man die Erklärung ihrer nächtlichen Arbeit. Jede Nacht machte sie gründlich Toilette und wickelte und faltete mit der größten Peinlichkeit alle die körperlichen Rückstände, die sie von ihrer Hautfläche entfernte, in kleine Papiere. Alles dieses war nach Inhalt und Zeit in verschiedenfarbige Umschläge geordnet; die Fingernägel stets in Papier von derselben Farbe mit Angabe des Tages, an dem sie abgeschnitten waren, alle Nägel-Päckchen nach Tagen, Monaten und Jahren übereinander; dieselbe Sorgfalt und eine andere Farbe für die Fußnägel, dieselbe Behutsamkeit der Klassenanordnung für den Schmutz der Nägel, dieselbe Sorgfalt für das Ergebnis der Pflege der Ohren, ein besonderer Haufen kleiner Papiere für die winzigen Rückstände, die sich neben jeder großen Zehe ergeben hatten, und endlich ein viel bedeutenderer Haufen für die Ernten, die man der Thätigkeit des Kammes verdankte. Man fand in diesem Schranke aufgespeichert wie die kostbarsten Gegenstände in dem bestgehaltenen Besteck, das ganze gewissenhafte Ergebnis einer fast zehnjährigen hygienischen Arbeit. Nichts fehlte als die Tage des Wochenbettes, für welche eine Anmerkung da war, welche das Uebermaß der hernach gesammelten Ergebnisse erklärte.

Wir wollen nicht vergessen, zu bemerken, daß am Orte ihrer Wahl mehrere große Haufen mit den Ergebnissen des täglichen Verbandes einer Blasenspasterstelle, die zwei Jahre lang geeitert hatte, und einer Fontanelle sichtbar waren, welche an die Stelle derselben trat und eine gleiche Zeit beibehalten wurde.

Sicher war dies ein Beweis großer körperlicher Reinlichkeit und langer Arbeit, die jede Nacht auf Kosten des Schlafes ihrer Zustandhaltung gewidmet war; aber wie soll man (wenn man es nicht mit einer Irren zu thun hatte) die außerordentliche Unsauberkeit erklären, welche darin besteht, all diesen Schmutz mitten unter und zwischen der sauberen Leib- und Tischwäsche, die für den Hausstand gebraucht wurde, zu verwahren und aufzuheben?

Diese Dame, welche zwei Geistesranke in ihrer Familie zählte, wurde melancholisch und selbstmordsüchtig und verfiel in Blödsinn.

IV.

Verschiedene geistige Zwangszustände.

Man muß sich zu beschränken wissen. Wir würden kein Ende finden, wenn wir allen fixen Ideen, Seltsamkeiten und Zwangsgedanken, die im Gehirn eines Belasteten auftreten können, die Ehre eines Abschnittes schenken wollten. Wir wollen nur schnell einige von denen betrachten, die neben den im vorstehenden besprochenen drei Hauptgruppen besonders die Aufmerksamkeit der Beobachter erregt haben.

Die Onomatomanie ist von Charcot und Magnan¹ beschrieben worden. Sie begreifen unter diesem Namen eine Gruppe von Erscheinungen, unter denen das Wort oder der Name eine vorherrschende Rolle spielt. „Diese geistigen Störungen,“ sagen die Verfasser, „werden besonders bei solchen Leuten beobachtet, die auf der Leiter der erblichen Entartung sehr hoch stehen (bei den einfach Belasteten), und bilden einen der episodischen Vorgänge im erblichen Irresein.“

Die Onomatomanie kann in verschiedenen Formen auftreten, erstens als das beängstigende Suchen nach einem Namen oder einem Worte, zweitens als der Zwang eines sich aufdrängenden Wortes, mit dem unwiderstehlichen Triebe es zu wiederholen, drittens als besonders unheilvolle Bedeutung gewisser Wörter; viertens als schützender Einfluß gewisser Wörter, fünftens in der Form, daß das Wort für den Kranken förmlich ein fester, unrecht geschluckter Körper wird, der auf den Magen drückt und durch starkes Speien und Auswerfen entfernt werden kann. „In allen Fällen,“ fügen die Verfasser hinzu, „hat der Kranke volles Bewußtsein von seinem Zustande, er bedauert und beklagt diese abgeschmackten Gedanken, aber er bleibt nichtsdestoweniger der Sklave dieser Seltsamkeiten.“

Ohne Beispiele von allen diesen Formen der Onomatomanie

¹ Arch. de Neurologie, X.

geben zu wollen, werden wir uns auf die Wiedergabe folgender Beobachtung der vorgenannten Autoren beschränken.¹

Herr S. ist ein Belasteter, der von seiner Kindheit an Zeichen geistiger Gleichgewichtsstörung gegeben hat. Mit achtzehn Jahren hatte er einen Anfall von Melancholie, später geschlechtliche Verfehrungen, Gliederzuden, grundloses Weinen und Lachen, Zweifel über die Unendlichkeit gehabt. Eines Tages begegnet er einem Bekannten und kann sich nicht auf seinen Namen besinnen. Zwangsgefühle, Angst, Druck in der Magengegend, Schweiß, Erkalten der Glieder, Ohnmachtsanwandlung. Er kehrt betrübt, jammernd, in äußerster Angst nach Hause zurück. Vierzehn Tage später dasselbe Ereigniß. Von diesem Augenblick an ist er immer auf dem Posten, ausschließlich mit dem Namen und Vornamen der Menschen beschäftigt, mit denen der Zufall ihn in Beziehung setzt. Sobald er Jemand sieht, bemüht er sich, seinen Namen auf ein Blatt Papier zu schreiben. Allmählich empfindet er den Trieb, nach dem Namen von Unbekannten, Leuten, denen er auf der Straße begegnet, endlich sogar nach den Namen von Vorbeifahrenden zu fragen, zuletzt sogar nach dem der Reisenden in einem Zuge. Die Unmöglichkeit der Erfüllung solcher Wünsche betrübt und erbittert ihn, und er sondert sich schließlich ab, um dem Namenszwang zu entgehen.

Ein Kranker Moreaus (von Tours) hatte die Gewohnheit angenommen, sich niemals von einem Kalender mit 25000 Adressen zu trennen, so groß war die Angst, die er empfand, wenn ihn ein Eigenname bedrückte, dessen er sich nicht erinnern konnte.

War der Priester, von dem Dr. Gros² spricht, der vor der Messe sagte: „Volo dicere missam, non volo, volas, volat, sed volo, vis, vult“, ein Namensüchtiger oder fürchtete er nur, daß man dort oben den Sinn seiner Worte mißverstehen könnte?

Neben der Onomatomanie verdient die Arithmomanie eine Stelle zu finden, die eine Art Variante davon ist. Herr S., von dem wir weiter oben gesprochen haben, wurde, nachdem er namensüchtig gewesen war, später zählüchtig.

Als nach drei Monaten der Zahlenzwang sich zum Namenszwang gesellte, sah Herr S. sich mehr und mehr gequält, und sein Leben wurde

¹ Man findet einige Beispiele von Onomatomanie am Ende der Arbeit: Ueber die geschlechtlichen Verfehrungen bei den Verfolgten. Ann., 1886.

² Ann. méd.-psych., 1885.

ihm immer mehr zur Last. Er zählt alles, was ihm auf den Tisch gebracht wird, er stellt bei jeder Mahlzeit eine Tabelle auf, auf der die Zahl der Stücke oder Bissen Brot, Fleisch, die Anzahl der Löffel voll Wasser, Wein, Milch, welche er verzehren will, verzeichnet sind.

Bei der Milch zählt er die Anzahl der Tropfen in einem Löffel und der Löffel in einer Tasse. Warum ergiebt er sich diesen Berechnungen? Er weiß es nicht, sagt er; es ist lächerlich, aber er muß es thun. Wenn man ihm eine Tomate vorsetzt, so bemüht er sich, die Zahl der Kerne zu berechnen, die sie enthält, ebenso geht es mit Aepfeln und Birnen.

Eines Tages hatte er zwanzig Kirschgen gegessen, aber nur neunzehn Steine gesammelt; er sucht den zwanzigsten überall. Da er ihn nicht entdeckt, glaubt er, ihn verschluckt zu haben. Vom Abend an stöbert er in seinem heimlichen Gemach umher, und die Nacht durch knetet er in fieberhafter Aufregung seinen Roth zwischen den Fingern. Er jammert über den Mißerfolg seiner Nachforschungen. Auf das Drängen seiner Angehörigen legt er sich gegen Morgen einige Stunden nieder, nachdem er sich zu einer großen Waschung hatte bereben lassen. Er erhebt sich, um den Stuhl zu besuchen, und nachdem die Entleerung erzielt ist, beginnt er mit noch größerem Eifer von neuem die Suche nach dem zwanzigsten Stein, den er endlich abends nach einer dritten Ausleerung findet.

Die Zählsucht fällt wie die Namenssucht zuweilen mit den anderen beschriebenen Vorgängen zusammen. Ein an Zweifelsucht leidender Kranker wollte Legrand du Saulle konsultiren. Beim Hinausgehen rief er: „Sie haben vierundvierzig Bände auf diesem Tisch, und Sie tragen eine Weste mit sieben Knöpfen. Entschuldigen Sie, es geschieht unwillkürlich, aber ich muß zählen!“

Zu den merkwürdigsten Zählüchtigen gehört Herr von W., dessen Beobachtung Trélat veröffentlicht hat.¹

Herr von W. ist 45 Jahre alt. Er ist fast beständig in seinem Zimmer eingeschlossen, wo man ihn in ernste Studien vertieft glaubt. Man sieht ihn nur sehr selten, und jedesmal, wenn man ihn sieht, beklagt er sich über Kopfschmerz infolge von übermäßiger Arbeit und Ermüdung durch seine fortgesetzten Nachtwachen. Er hat eine ebenso gebildete als liebenswürdige Frau. Man spricht mit ihr theilnahmvoll über die Gesundheit ihres Mannes, daß es Unrecht von ihm sei, seine Kräfte zu mißbrauchen, und veranlaßt sie, bei ihm auszuwirken, daß er weniger Eifer auf seine Studien verwende. Sie antwortet mit Schmerz, daß alle ihre Versuche umsonst seien, aber sie thut nichts, um die Ueberzeugung aller seiner Freunde zu

¹ Trélat, La folie lucide.

erschüttern, obwohl sie sehr gut weiß, woran sie sich in dieser traurigen Frage zu halten hat. Die arme Dame ist nur von der Sorge erfüllt, den Verstand und die Würde ihres Gatten sicher zu stellen.

In Wirklichkeit verwendet er die ganze in seinem Zimmer verbrachte Zeit, um zu zählen, wie oft dieselben Buchstaben, bald die S, bald die T, bald die G, bald die B vorkommen in der Genesis, im Exodus, im Leviticus, in den Numeri, im Deuteronomium, im Buch der Könige, in den Büchern der Chronika, im Buche Jesus Sirach, im Hohelied, Salamonis, in der Offenbarung zc. — wie viel Seiten in einer Ausgabe mit einem B, wie viel mit einem D, wie viel mit einem A anfangen, — wie viel mit einem T, wieviel mit einem G endigen zc.

Andere Studien von genügendem Ernste, um diesen Mann der Wissenschaft vierzehn Tage und mehr ohne irgend eine Toiletteforge, ohne jede Reinigung verstreichen lassen zu machen, bestehen darin, alle widersprechenden Gedanken zu berechnen, die sich bei demselben Schriftsteller finden. Nachdem er ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre ohne Unterbrechung auf diese Arbeiten verwendet hat, macht dieser hartnäckige Arbeiter sich mit demselben Eifer daran, alle Triebräder seiner Uhren bis zu den feinsten Theilchen auseinanderzunehmen und wieder an Ort und Stelle zu bringen. Während sechs weiterer Monate zerstört er jeden Morgen, was er abends fertig gemacht hat. Jeder Mensch, der in seinem Hause erscheint, erhält unverändert die Antwort, der Herr sei zu beschäftigt, um gestört zu werden. Jedermann denkt, daß dieser Schriftsteller zu bescheiden ist, seine Werke zu veröffentlichen und ungeheure Arbeiten hinterlassen wird. Die arme Frau allein bringt es fertig, einer so vollkommenen Null bis zum letzten Tage des Kranken Schutz und Achtung zu verschaffen.

Die Zahl 13 hat die Gabe, viele Belastete zu beunruhigen. Der seltsamste Fall von Beängstigung durch diese Zahl ist Magnan zu verdanken. Es handelt sich um einen Schüler der Schönen Künste, einundzwanzig Jahre alt und erblich sehr schwer belastet, der unter anderen krankhaften Geisteszuständen auch den der Wortsucht besaß, indem er gewissen Wörtern einen schützenden Einfluß zuschrieb und die Wörter Grab, Leichentuch, Bier aussprach, um ein Unglück zu beschwören.

Bald¹ kam ihm der Gedanke in den Kopf von der verhängnißvollen Bedeutung der Zahl 13, und manchmal berührte er vor dem Schlafengehen 13 mal seinen Nachtiisch oder 13 verschiedene in seinem Zimmer verstreute

¹ Lanteires, Essai descriptif sur les troubles psychopathiques avec lucidité d'esprit. Thèse de Paris, 1885.

Gegenstände. Allmählich führte er diese 13 Berührungen mehrmals hintereinander aus und endlich lief er, erschöpft von der Anstrengung, ganze Nächte im Zimmer umher, um diesem Bedürfniß, Gegenstände zu berühren, zu genügen. Von dieser Zeit an drängt sich die Zahl 13 wie ein Eid seinem Geiste auf und kommt ohne seinen Willen dazwischen. Er vermeidet, 13 Worte in einen Satz zu bringen, und wenn er zwölf geschrieben hat, ohne den Sinn abzuschließen, beeilt er sich, wenigstens zwei hinzuzufügen, um die 13 hinter sich zu lassen, aus Furcht, daß das 13. ein Unglück verursache. Ebenso geht es mit der Sprache: er zählt, um Sätze von 13 Worten zu vermeiden. Diese lächerliche Arbeit wird ermüdend und bringt ihn von jeder ernstern Beschäftigung ab.

Die folgenden Sätze sind einer von ihm übergebenen Notiz entnommen und erlauben dem eigenthümlichen Gedankengang zu folgen, der ihn späterhin veranlaßt hat gewisse Formeln als schützenden Talisman anzunehmen. „Da ich mit der Vernunft diesen Zwang nicht überwinden konnte,“ sagte er, „so benutzte ich mit Vortheil die Zahl 13 als Kampfgeräth. Indem ich in mir sprach, als sei mir die Welt unterthan, sagte ich eines Abends: Wenn ich von heute auf morgen eine einzige abergläubische Handlung verrichte, so sollen alle Sterne, die ich sehe, 13 sein. Gleichzeitig stellte ich mir alle Sterne über meinem Kopf in die Zahl 13 verwandelt vor, als aus einer Unzahl von Theilchen zusammengesetzt, deren Wesen die Zahl 13 war. Ich verstand nicht recht, was ein Stern 13 bedeuten sollte, aber ich hatte eine solche Angst vor der 13, daß ich bis zum anderen Morgen keine ungereimten Handlungen ausführte. Da das Verfahren geglückt war, benutzte ich es derartig, daß es auf die Dauer nicht glückte. Gott sei 13, wenn ich ein einziges Mal abergläubisch handle! Sich Gott 13 vorstellen war nicht unsinniger als die Vorstellung, daß die Sterne des Himmels zum Wesen die Zahl 13 hätten. Jedenfalls, war es nun unsinnig oder nicht, machte ich keine Einwendungen mehr. Diese Vorstellung von Gott erschreckte mich und das genügte, um mich für einige Zeit an thörichten Handlungen zu hindern.“

Von Zeit zu Zeit verschlimmert der Zustand des Kranken sich, und er gesellt die Zahl 13 einer Menge anderer Worte, denen er besondere Bedeutungen und Werthe verleiht: Irrthum 13, Wahrheit 13 u. Wenn er im Geiste sagte: Irrthum 13, und dann nicht im Geiste aussprache: Wahrheit 13, so würde, wie er meint, alles was ihn umgiebt, nur eine eingebildete Welt sein, und er würde für Wahr halten, was falsch ist. Er ist dadurch jedesmal gezwungen, die Formel Gott 13 nicht nur geistig, sondern hinten im Nacken zu wiederholen; er schließt den Mund, zieht die Schlundmuskeln zusammen, um, wie er sagt, die Formel Gott 13 von unten nach oben durch den Schädel austreten zu lassen, und dies wiederholt er hundertmal in einer Viertelstunde. Das Seltsamste, sagte er, bet

dieser Manie ist, daß ich kaum an das Dasein Gottes glaube und daß ich in religiösen Dingen sehr zweifelnd bin.

Wie dem auch sei, diese Zwangszustände lasten mit schwerem Drucke auf seinem Dasein und stellen sich bei den meisten Handlungen seines Lebens störend ein. In der uns beschäftigenden Hinsicht hat mir der Patient gemeldet, daß dieser geistige Zustand ihm jede geschlechtliche Annäherung verbietet. Sobald er sich in ein intimes Gespräch mit seiner Geliebten einlassen will, steigt die Formel Gott 13 in seinem Geiste auf und „läßt seine Mannheit erstarren“. Bei diesem jungen Manne folgen der zeitweise auftretenden Verschlimmerung dieser Erscheinungen Muthlosigkeit, Verzweiflung und sogar Selbstmordgedanken.

Neben den vorstehenden Formen verdient die Coprolalie, der unwiderstehliche Drang, schmutzige Wörter auszusprechen,¹ einen Platz zu finden. Sie kann allein oder in Verbindung mit verschiedenen nervösen Störungen krampfhafter Natur auftreten.

Wir möchten dasselbe sagen von der durch Verga beschriebenen Gotteslästerungsmanie. Eine vornehme Dame aus Mailand, die er behandelt hat, konnte sich nicht dem Gebet hingeben, ohne daß ihr Gotteslästerungen in den Mund kamen. Ein angesehenener Priester, den er ebenfalls in Behandlung hatte, konnte sich nicht enthalten, aus vollem Halse zu schreien: „Verflucht seien Gott, die Heilige Jungfrau und die Heiligen!“

¹ Vgl. Gilles de la Tourette, Étude sur une affection nerveuse caractérisée par de l'incoordination motrice accompagnée d'écholalie et de coprolalie. (Arch. de Neurol., IX.)

Dritter Abschnitt.

Krankhafte Triebe.

I.

Selbstmord- und Mordtrieb.

Die instinktmäßigen und unbewussten Triebe treten nur in den unbestrittenen Schulfällen von Geisteskrankheit auf; wir beabsichtigen deshalb, hier nur von bewussten Trieben, von klaren Seelengeführten zu sprechen, welche die thatsächliche Erkenntniß der krankhaften Natur ihrer Triebe haben, die dagegen kämpfen und im Unterliegen ihre Unwiderstehlichkeit beklagen. Diese in den meisten Fällen gefährlichen oder schädlichen Triebe flößen ihnen Abneigung und Schrecken ein; sie sind nie deren Mitschuldige.

Alle erklären, daß sie „durch einen Gedanken, durch irgend etwas, durch eine innere Stimme fortgerissen, hingerrissen, dazu getrieben“ werden. Viele kämpfen siegreich dagegen an, theils weil ihr Wille die Oberhand behält, theils weil sie Sorge tragen, sich von den Gegenständen entfernt zu halten, deren Anblick den krankhaften Trieb erwecken könnte.

Die Erscheinung, von der in diesem Kapitel die Rede sein soll, ist im Grunde nur ein Zwang, eine fixe Idee, wie wir sie im vorigen Abschnitt, der den Zwang zum Gegenstande hatte, kennen gelernt haben, aber diesmal nicht der Zwang, etwas Unangenehmes zu leiden, sondern auszuführen; er verliert den Leidenden Charakter, den wir bisher an ihm kannten, um zum thätigen Zustande überzugehen. Er besteht nicht fortwährend, sondern kommt

anfallsweise in Begleitung melancholischer Verstimmung, Aengstlichkeit und Angst; nach längerer oder kürzerer Dauer verschwindet er vollständig, um entweder später wiederzukehren oder einer anderen Erscheinung Platz zu machen. Obwohl er die Verstandes-Verrichtungen unverfehrt läßt, trifft er doch auch mit geistigen Lücken und nervösen Störungen, die man leicht zu Tage fördern kann, und namentlich mit stark hervortretenden erblichen Voreignissen zusammen.

„Alle oder fast alle an Mordtrieb Leidenden,“ sagt Esquirol, „zeigten eine nervöse Konstitution, große Reizbarkeit; mehrere hatten etwas Eigenthümliches im Charakter, etwas Seltsames im Geist. Alle waren vor der Offenbarung der Mordlust unfähig zu schaden; sie waren sanft, gut, anständige und selbst fromme Leute.“

Welchen besseren Beweis von der erblichen Natur der krankhaften Triebe kann es geben als den Selbstmordtrieb? Schon Voltaire hat auf die seltsame Erscheinung hingewiesen, daß mehrere Mitglieder derselben Familie sich nacheinander selbst das Leben nahmen; seitdem haben Gall, Esquirol, J. P. Falret, Moreau (von Tours), Lucas, Morel und Andere Thatfachen derselben Art gesammelt und die Erblichkeit des Selbstmordtriebes außer Zweifel gesetzt.

Mehr als alle anderen hat vielleicht die Uebertragung dieser geistig-krankhaften Belastung einen verhängnißvollen, unausweichlichen Charakter, und die darüber mitgetheilten Beispiele sind der Art, um einen weniger voreingenommenen Geist tief zu erschüttern. Einige solche folgen hier.

Eine junge Frau findet zwei Tage nach ihrer Hochzeit ihre Mutter im Begriff, sich zu erhängen. Dieser Verzweiflungsschritt hat nichts Ueberraschendes, denn der Selbstmordtrieb wüthet seit einem Jahrhundert in der Familie. So hat der Großvater der Mutter sich ins Wasser gestürzt, der Vater hat sich erhängt, zwei Schwestern der Mutter haben sich in den Brunnen gestürzt, eine andere Schwester ist geisteskrank gestorben, die übrigen Angehörigen von Seiten der Mutter sind im Kopfe mehr oder weniger gestört.¹

¹ Baillarger, Notes au traité des maladies mentale de Griesinger.

Ein reicher Kaufmann von sehr jähzornigem Gemüth ist Vater von sechs Kindern. Nachdem seine Kinder ihre Erziehung beendet haben, giebt er ihnen eine sehr große Summe und entfernt sie aus seinem Hause. Der Jüngste, sechs- bis siebenundzwanzigjährige, wird melancholisch und stürzt sich vom Dache seines Hauses; ein zweiter Bruder, der ihm Sorgen verursachte, machte sich Vorwürfe über seinen Tod, machte verschiedene Selbstmordversuche und starb ein Jahr darauf an den Folgen lange fortgesetzter und wiederholter Nahrungsenthaltung. Im folgenden Jahre bekommt ein anderer Bruder einen Anfall von Tobsucht, wovon er geheilt wird; ein vierter Bruder, der Arzt war und mich zwei Jahre zuvor in Anspruch genommen hatte wegen einer schreckenden Angst, daß er seinem Schicksale nicht entgehen würde, tödtet sich; zwei oder drei Jahre später wird eine Schwester zuerst tobsüchtig und macht dann tausend Selbstmordversuche; der sechste Bruder steht an der Spitze eines großen Geschäftes und würde wie seine Brüder geendet haben, wäre er nicht durch seine Kinder und seine Frau am Leben erhalten, die durch ihre Sorgfalt und Bärtlichkeit ein Schutzengel für ihn ist.

Esquirol, von dem diese Beobachtung stammt, fügt in einer Anmerkung hinzu: „Einige Jahre, nachdem ich diese Zeilen zum erstenmal schrieb, hat der Unglückliche sich getödtet.“ Und Baillarger berichtet, daß einer der Enkel jenes Kaufmannes, der seiner Behandlung anvertraut war, einen Selbstmord versucht hatte, indem er sich zwei Messerschnitte über dem Wege der Karotiden beibrachte.

In einer neuen von Maccabruni¹ stammenden Beobachtung sieht man den Vater mit 60 Jahren durch einen Pistolenschuß sich entleiben, zwei Söhne und einen Enkel sich mit derselben Waffe den Tod geben, eine Tochter sich vergiften und einen anderen Sohn, den es gleich den anderen zum Selbstmord trieb, nur mit Rücksicht auf seine Frau davon abstehen.

Die gleichförmige Vererbung geht beim Selbstmorde so weit, daß seine Opfer häufig dieselben Mittel zur Ausführung wählen. Der vorstehende Fall, in dem vier Personen sich derselben Pistole bedienen, um sich den Tod zu geben, ist ein Beispiel davon. Das Erhängen ist eines der am gleichmäßigsten gebräuchlichen Ver-

¹ Déjerine, L'hérédité dans les maladies du système nerveux, Paris. 1886.

fahren, wie das Beobachtungen von Cazauvieilh¹ zeigen, dann kommt das Ertränken.

Endlich ist die Vererbung des Selbstmordes nicht nur gleichförmig, sondern sie tritt oft gleichzeitig ein, d. h. sie zeigt sich bei den Nachkommen in demselben Alter wie bei den Vorfahren. Die folgenden Thatfachen beweisen, bis zu welchem Grade das geschehen kann.

Herr L., der Vater, war monomanisch und hat sich mit 30 Jahren den Tod gegeben; sein Sohn hat kaum das dreißigste Jahr erreicht, als er wie jener von Monomanie befallen wird und zwei Selbstmordversuche anstellt.

Ein Getränk-Koster im Hafen stürzt sich ins Wasser; gerettet, giebt er Marc den närrischen Grund an, weil er sich über die Güte des Weins getäuscht habe, habe er Furcht bekommen, daß seine Genossen ihn für einen Einfaltspinsel hielten. Man erfuhr später, daß dieser Vater in anderer Art sich selbst das Leben genommen hatte, und daß sein Vater und einer seiner Brüder in demselben Alter wie er und auf dieselbe Weise ihrem Dasein ein Ende gemacht hatten.

Ein anderer Mann wird in der Blüthe der Jahre in Folge Unterdrückung des Hämorrhoidalflusses von Melancholie befallen und ertränkt sich. Sein Sohn, der sich anscheinend in guter Gesundheit der Gaben des Glückes erfreut und Vater zweier heißgeliebter Kinder ist, giebt sich nach Erreichung desselben Alters, in dem sein Vater sich ertränkt hat, durch dieselbe Art des Selbstmordes den Tod.²

Der Selbstmordtrieb ist trotz seines erblich gleichförmigen und verhängnißvollen Characters an sich nur die geistig-frankhafte Aeußerung eines verwickelteren Seelenzustandes. Diese Wahrheit, welche wir bei jeder der Beschreibungen dessen, was man Monomanie genannt hat und noch manchmal so nennt, zu wiederholen niemals verfehlen, ist grundlegend und darf niemals aus dem Gesichte verloren werden. Der Selbstmordtrieb keimt auf einem durch die Entartung vorbereiteten Boden; er ist eine der Formen der geistigen Belastung, trifft mit Störungen von derselben Natur, wie Mordtrieb, geschlechtlichen Verfehrungen, Im-

¹ Cazauvieilh, Du suicide et de l'aliénation mentale. Paris 1840.

² S. Müller, Physiologie des Nervensystems. — Prosper Lucas, Traité philosophique et physiologique de l'hérédité naturelle. Paris 1847—50.

potenz, Dipsomanie, Brandstiftungstrieb zusammen oder wechselt damit ab, wird von einem gleich ihm zeitweise aussetzenden melancholischen Zustand begleitet, und gleichzeitig mit ihm finden sich in denselben Familien, wo er sich sehen läßt, zahlreiche Fälle von Irresein und geistigen Gleichgewichtsstörungen.

Prosper P.¹ ist 42 Jahre alt. Er ist das vierte von sieben Kindern: das erste, ein Knabe, ist in niedrigem Alter gestorben; das zweite ist zwölf Jahre hindurch asthmatisch gewesen, dann ist dies Nervenleiden verschwunden, um durch eine einfache Harnruhr und Bettnässen ersetzt zu werden; es hat außerdem eine äußerst lieberliche Jugend hinter sich; das dritte ist in niedrigem Alter gestorben; das fünfte, das mit neun Jahren starb, litt an Weitzanz, das sechste ist Offizier geworden, das siebente, ein Mädchen, ist kinderlos verheirathet. Die Mutter ist mit 48 Jahren an Brustkrebs, der Vater mit 82 Jahren an Altersschwäche gestorben. Eine Schwester des Väteren ist geisteskrank gewesen, und seine Tochter war excentrisch und mit Zweifeln und Angst behaftet: sie bildet sich ein, schlechte Kommunion gehalten zu haben. Andere Mitglieder der Familie werden als Originale und Sonderlinge bezeichnet.

P. hat mit 18 Jahren einen sehr schweren Typhus durchgemacht. Er hat stets einsiedlerisch gelebt, liebte die Gesellschaft der Altersgenossen nicht, ging niemals aus und verwendete alle Mußekunden, die seine Stellung ihm gewährte, um unmäßig zu lesen, zu schreiben und zu zeichnen.

Am 27. Januar 1875 kam ihm, als er im Bett lag, plötzlich der Gedanke, ein Rükchennieser zu nehmen und seinen Vater damit zu erstechen. Zwei Monate zuvor war ihm dieser Gedanke durch den Sinn gegangen, ohne daß er darauf achtete. Diesmal aber verfolgte ihn der Drang mit außerordentlicher Hartnäckigkeit und zwar zwei ganze Jahre hindurch. Manchmal verschwand die fixe Idee für einige Tage oder wechselte den Gegenstand, indem sie ihn antrieb, sein Dienstmädchen oder die Kinder, die er auf der Straße sah, zu tödten. Am Ende seiner Kräfte und Selbstbeherrschung, zieht er zu seinem Bruder. Einige Zeit hindurch ist er beruhigter, bald aber fühlt er sich beschämt, muthlos, verzweifelt und wird von Selbstmordgedanken befallen: er versucht, sich mit einem Zündhölzeraufguß zu vergiften.

Der Mordtrieb erschien übrigens bald wieder und hörte erst 1879, zur Zeit des Todes seines Vaters, auf. Noch war das Verschwinden kein endgültiges, denn er kam zu verschiedenen Malen, aber ohne große Festigkeit und gegen gleichgültige Personen gerichtet, wieder.

Bald wurde er von einem neuen Zwang befallen, nämlich von der

¹ Eigene Beobachtung.

Furcht, seinen Vater vergiftet zu haben, und später von der, daß sein Bruder ihn vergiftet habe.

In den großen Paroxysmen seiner Krankheit verdunkelt sich sein Bewußtsein von seinem Zustande kaum einen Augenblick; für gewöhnlich ist er klar und der Abgeschmacktheit seiner Zwangsvorstellungen und Triebe sich bewußt. Er hat Zeiten vollkommener Ruhe und Nachlasses, während deren er ganz frei und Herr seiner Gedanken ist. Während zweiundzwanzig Monate ist er in geistiger Beziehung völlig wohl gewesen, aber während dieser ganzen Zeit hat er an Herzzufällen gelitten, die ihn schwer leiden machten und die in Athemlosigkeit mit heftigem Herzklopfen bestanden; er konnte nicht im Bette bleiben und schlief im Sitzen. Man kann indessen bei ihm keinen organischen Herzfehler nachweisen. Seit die geistigen Störungen wiedergekommen sind, ist die Herz-Neurasthenie verschwunden.

Im Jahre 1882, im Alter von 42 Jahren, erscheint die geistige Gleichgewichtsstörung in Gestalt von Selbstmordtrieb wieder. Er kämpft einige Zeit dagegen, dann unterliegt er und schneidet sich mit einem Rasirmesser die Kehle durch. Raam von seiner Wunde genesen, stürzt er sich in einen Brunnen. Darauf entschließt die Familie sich, ihn in einer Anstalt unterzubringen.

Während seines drei und einen halben Monat dauernden Aufenthaltes bemerkte man bei ihm das Fortbestehen der Selbstmordgedanken, eine große Reizbarkeit und verschiedehartige Triebe: er konnte keine Zeitung aufschlagen, da er nur Verbrechen und Blut darin sah; er bemerkte kein Zündholz ohne die Zwangsvorstellung, wenn er jetzt zu Hause wäre und das Feuer zündete, würde man ihn anklagen, es ungelegt zu haben. Als er eines Tages im Bureau etwas holen wollte, bemerkte er in einem Winkel einen Haufen Späne und entfloß, da ihn plötzlich der Gedanke faßte, ihn anzuzünden; Zündhölzer waren im Bureau. Er hat Anfälle von Verzweiflung, in denen er betrübt ist und über die Albernheit der seltsamen Ideen, von denen er besessen ist, und in seinem Unvermögen, sie zu beherrschen, jensezt. Er äußert außerdem einige hypochondrische Gedanken und hat öfters Anfälle von Athemnoth mit Herzunregelmäßigkeit, die mit dem Nachlaß der geistigen Zwangszustände zusammenfallen, sowie zwei leichte Anfälle von Nierenkolik.

Er wird in ziemlich befriedigendem Zustande entlassen. Fünf Monate darauf stirbt er eines plötzlichen Todes, dessen Ursache unbekannt bleibt. Das macht uns einen Selbstmord wahrscheinlich.

Dieser Kranke mit seinen charakteristischen Erblichkeitsverhältnissen ist ein höchst überraschender Beweis für die Richtigkeit der von uns vertretenen Anschauungen. Man findet bei ihm nicht nur Selbstmordtrieb, sondern auch Mordtrieb, Grübelsucht, Brandstiftungstrieb und eine Menge anderer Zeichen von geistiger Neu-

raasthenie. Wir sehen letztere überdies mit peripherischer Neuraasthenie abwechseln, eine äußerst häufige Erscheinung, die ein besonderes Licht auf die Natur dieser verwickelten nervösen Störungen zu werfen geeignet ist.

Der Mordtrieb ist seltener als der Selbstmordtrieb; trotzdem kennt die Wissenschaft zahlreiche Fälle davon. Unter den so wenig zusammenpassenden Beobachtungen, welche Marc unter dem Namen Monomanie homicide (Mordmonomanie) vereinigt hat, finden sich einige charakteristische.

Herr M.,¹ 21 Jahre alt, von hohem Wuchs, mager, nervös, hat immer ein düstres, mürrisches Temperament gehabt. Seines Vaters seit dem Alter von 14 Jahren beraubt, zeigte er keine Zärtlichkeit, keine Herzensvertraulichkeit gegen seine Mutter.

Mit 18 Jahren nimmt sein Trübsinn zu, er flieht seine Altersgenossen, lebt einsam, arbeitet aber mit Fleiß in einem Geschäft. Weber sein Reden noch sein Handeln verräth eine Geistesstörung, aber er fühlt eine Art Drang, der ihn zum Morde treibt; er hat Augenblicke, wo er mit Vergnügen das Blut seiner Schwester vergießen, seine Mutter erdolchen würde. Man ruft ihm alle Schrecken dieses Verlangens und die Strafen ins Gewissen, welche Die erwarten, welche ihm nachkommen; er antwortet darauf: „Ich bin nicht mehr Herr meines Willens.“

Mehr als einmal wird er wenige Minuten, nachdem er seine Mutter umarmt hat, röth, sein Auge funkelt, und er schreit: „Mutter, rette dich, ich ermorde dich!“ Bald nachher beruhigt er sich, vergießt einige Thränen und geht fort. Eines Tages begegnet er auf der Straße einem Schweizer Soldaten, fährt auf seinen Säbel zu und will ihn mit aller Gewalt an sich reißen, um diesen ihm unbekanntem Soldaten umzubringen. Eines anderen Tages zieht er seine Mutter in den Keller und will sie mittelst einer Flasche tödten.

Seit den sechs Monaten, daß der junge Mensch von diesem schrecklichen Triebe beherrscht wird, schläft er wenig, hat Kopfschmerzen, will Niemand sehen, ist gegen den Kummer seiner Familie unempfindlich, bietet aber in seinen Reden keine Andeutung von Irrsinn.

Nach einem Anfall von Melancholie mit Sinnestäuschungen und Verfolgungswahn wird dieser junge Mann von seinen verschiedenen geistigen Störungen geheilt und erfreute sich elf Jahre darauf noch eines normalen Verstandes.

¹ Marc, De la folie considérée dans ses rapports avec les questions médico-judiciaires. Paris 1840.

Wir entlehnen demselben Autor folgende Thatfachen, in denen der Selbstmordtrieb mit völliger geistiger Klarheit einhergeht :

In einem achtbaren Hause Deutschlands kommt eine Familienmutter nach Hause; ein Dienstmädchen, gegen welches sie niemals einen Grund zur Klage gehabt hat, erscheint in großer Aufregung; es will allein mit der Herrin sprechen, wirft sich auf die Knie und bittet sich als Gnade aus, das Haus verlassen zu dürfen. Die über eine derartige Bitte erstaunte Herrin will den Grund davon kennen lernen und erfährt, daß das unglückliche Dienstmädchen jedesmal, wenn es das Kind entkleidet und den Anblick seiner weißen Haut bekommt, jedesmal das fast unwiderstehliche Verlangen empfindet, ihm den Bauch aufzuschlitzen. Sie fürchtet, dem zu unterliegen und will lieber fortgehen.

Das Ereigniß hat sich vor etwa zwanzig Jahren in der Familie Alexander von Humboldts zugetragen, und der berühmte Gelehrte erlaubte mir, mich auf sein Zeugniß zu berufen.

Herr R., ein vorzüglicher Chemiker und liebenswürdiger Dichter mit von Natur sanftem und gefälligem Charakter, ließ sich in einer der Heilanstalten der Vorstadt St. Antoine einsperren. Von dem Verlangen, zu morden, gequält, warf er sich oft am Fuß der Altäre nieder und flehte die Gottheit an, ihn von einer so wilden Neigung zu befreien, von deren Ursprung er sich nie hatte Rechenschaft geben können. Wenn der Kranke fühlte, daß sein Wille sich unter die Herrschaft dieses Verbhängnisses beugen müsse, eilte er zu dem Leiter der Anstalt und ließ sich die Daumen mit einem Bande zusammenbinden. Dieses schwache Band genügte, den unglücklichen R. zu beruhigen, der übrigens schließlich einen Mordversuch gegen seinen Wächter machte, und in einem heftigen Anfall von Tobsucht zu Grunde ging.

Die anfallsweise Form des Mordtriebes läßt sich aus vielen Beobachtungen erschließen. Der vollbrachten That folgt ein Gefühl von Nachlassen, von Erleichterung, und der Zwang verschwindet für einige Zeit. Verschiedene körperliche Umstände, wie die Entwicklungszeit, der Eintritt der Regel treffen mit der Rückkehr der Anfälle zusammen.

Henriette Cornier, die die kleine Belon enthauptete, gegen die sie eine große Zärtlichkeit zeigte, hatte gerade ihre Regel. Sie hatte einige Zeit zuvor einen Selbstmordversuch gemacht und litt an wohl ausgeprägten Anfällen von Trübsinn.

Die Nachahmung scheint bei der Entstehung des Mord- und

Selbstmordtriebes eine gewisse Rolle zu spielen, wie dies einige Beobachtungen Esquirols glaubhaft machen.

Wir wollen endlich noch sagen, daß die Triebe allein vorkommen können, aber häufig auch neben anderen geistigen Störungen von melancholischem Charakter bestehen können. In allen diesen Fällen kennzeichnet jedoch den Mordtrieb das völlige Fehlen eines den Mord bedingenden Grundes. Die Frau Lombardi z. B., welche ihre vier Kinder tödtete, um sie in den Himmel zu schicken und sie vor den Uebeln, welche sie bedrohten, in Sicherheit zu bringen, ist keine Mörderin mit bewußtem Triebe, sondern eine schwärmerische Melancholische mit Verkehrung der Gemüthsregungen.

II.

Die Dipsomanie.

Der unwiderstehliche Trieb zum Trinken ist im Grunde nicht mehr als die vorigen Triebe als ein unabhängiges Leiden zu betrachten, und wenn man von dem Symptomenbild absieht, das man mit dem Namen Dipsomanie bezeichnet, findet man bei dem damit behafteten Kranken eine geistige Grundlage, deren Besonderheiten in vieler Hinsicht an das Krankhafte grenzen.

Mit einem Wort, der Dipsomane ist wie der an Mord- oder Selbstmordtrieb Leidende ein erblich Belasteter. Außer dem unwiderstehlichen anfallsweise auftretenden Triebe zu trinken kann man bei ihm zu verschiedenen Zeiten seines Daseins Anfälle von anderen Monomanien verzeichnen, wie die von den Autoren mitgetheilten Beobachtungen beweisen, und man findet bei ihm dauernd ein reiche Zahl der geistigen Fehlerhaftigkeiten, die den Entarteten eigen sind.

Esquirol, Morel, Marcé, Griesinger, Foville¹

¹ Dictionn. de Med. et Chir., XI, Artikel Dipsomanie von Foville.

und Lafègue¹ haben, wiewohl in verschiedenem Sinne, gute Beschreibungen der Dipsomanie gegeben. Trélat² hat in einigen Worten, die bewahrt zu werden verdienen, die Grundzüge der Diagnose dieser Krankheit gegeben. Er sagt: „Die Säufer sind Leute, welche sich betrinken, wenn sie eine Gelegenheit dazu finden, die Dipsomanen sind Kranke, welche sich jedesmal betrinken, wenn ihr Anfall sie packt.“

Wie Magnan³ in der That sehr gut bemerkt, ist es die Art dieser Neurose, daß sie sich in wesentlich aussetzenden und in Paroxysmen einsetzenden Anfällen kundgiebt. Dem Anfall gehen stets dieselben Vorboten voran: ein unbestimmtes Gefühl von Niedergeschlagenheit, Entmuthigung, wachsende Herabstimmung, Unfähigkeit zu jeder Arbeit und selbst zu jedem Nachdenken. Dann kommen schwarze Gedanken, Zwangsvorstellungen, Charakterentartungen. Zu gleicher Zeit empfinden die Kranken Beklemmung in der Magengegend, Widerwillen gegen die Speisen, ein Gefühl von Hitze und Brennen im Magen und im Schlunde. Ein brennender Durst stellt sich ein, ein eigenartiger Durst, den das unwiderstehliche Verlangen, irgend etwas Erregendes zu trinken, begleitet.

Von jetzt an hält sie nichts mehr, alle Mittel, ob schimpflich oder verbrecherisch, wie Vertrauensbruch, Diebstahl, Unzucht, sind ihnen gut, um sich das ersehnte Getränk zu verschaffen. Man hat gesehen, daß Mütter ihre Kinder für einige Glas Branntwein verkauften.

Die Kranken haben das volle Bewußtsein ihrer geistigen Störung; sie beklagen und bekämpfen den Zwang, der sie überfällt. Sie schulmeistern sich, ermuthigen sich zum Widerstande und widmen sich nach dem Unterliegen selbst der Schande und Verachtung. „Trinke doch, Elende, trinke doch, Säuferin, verworfenes Weib, das seine Familie entehrt!“, sagte eine Dipso-

¹ Arch. génér. de méd., Sept. 1862.

² La folie lucide.

³ Leçons sur la dipsomanie (Progrès méd., 1884).

mane zu sich, die vergebens Noth in ihr alkoholisches Getränk mischte.¹

Viele Dipsomanen verbergen sich und verschwinden aus ihrem Hause, wenn die Anfälle eintreten. Alle Getränke sind ihnen gut: Wein, Schnaps, Absynth, Wundwasser, Pfeffermünztinktur, Eau de Cologne! Die meisten trinken ohne Wahl und was die Gelegenheit bietet.

Die Dauer des Anfalls ist unbestimmt, sie schwankt zwischen zwei und vierzehn Tagen. Es giebt keine Periodicität für die Widerkehr des Zwanges, der selbst jahrelang sich nicht fühlbar zu machen braucht. Man sieht jedoch gewöhnlicher die Anfälle mit zunehmender Zahl sich mehr und mehr einander nähern.

Die Frauen scheinen der Krankheit in ziemlich starkem Verhältniß mehr unterworfen zu sein als die Männer.

Frau B.,² 35 Jahre alt, bietet in ihrer körperlichen Bildung ausgesprochene Entartungszeichen. Ihre Vatersmutter war epileptisch, ihr Vater gab sich groben Alkoholexcessen hin und hat vor fünfzehn Jahren einen vierzehntägigen Anfall von tobsüchtigem Delirium durchgemacht. In seinen Excessen bestanden gewisse Nachlässe; seine Frau hatte bemerkt, daß er auf manchen seiner Reisen trank, auf anderen nicht; die geringste Widerwärtigkeit trieb ihn zum Trinken. Ebenso geht es der Frau B., ihre Mutter ist seit zwei Jahren gelähmt, sie ist blödsinnig und verwirrt. Sie litt ihr Lebelang an so heftigen Kopfschmerzen, daß sie zuweilen ohnmächtig wurde. Ihre einzige Schwester hat Kopfsneuralgien, bietet verschiedene körperliche Entartungszeichen und hat zeitweise keine Gedanken, ihre Gedanken vergehen, sie fürchtet, den Kopf zu verlieren.

Frau B. war von Kind auf seltsam, exaltirt, schwer zu unterwerfen; sie ist niemals wie die Anderen gewesen. Mit neun Jahren hatte sie ein Gehirnfieber; andere schwere Krankheiten hat sie niemals durchgemacht.

Der erste Anfall von Dipsomanie bei der Frau B. zeigte sich in der Entwicklungszeit gelegentlich des Eintritts der Menstruation, und er hat sich mehrmals im Augenblick der Periode erneuert. Die Anfälle waren weniger stark als heutzutage; sie empfand großes Unwohlsein, Niedergedrücktheit, Beklemmung; sie konnte nicht frei athmen und fühlte ein unwiderstehliches Verlangen zu trinken; sie trank zuerst Wasser, dann Wein. Sie dauerten acht bis neun Tage, waren aber zuweilen viel kürzer und

¹ Trélat, a. a. O.

² Eigene Beobachtung

hielten dann kaum über vierundzwanzig Stunden an. Ohne Ankündigung irgend welcher Art sah man sie eines Tages trunken, zänkisch und der Festigkeit sich überlassend; in der Nacht trat die Regel ein, und am anderen Morgen war sie geheilt. Gewöhnlich stellt sie während ihrer Anfälle jede Arbeit ein und verbirgt sich möglichst.

Seit der Pubertät haben die Anfälle nicht aufgehört, sich zu zeigen. Seltsamerweise fallen sie häufig mit den großen Festen zusammen und gehen ihnen ungefähr acht Tage voraus oder folgen ihnen ebensolange nach. Sie hat seit jener Zeit jährlich ungefähr vier gehabt. Sie hat mit achtzehn Jahren geheirathet: während ihrer Schwangerschaften hörten die Anfälle völlig auf, kamen aber einige Tage nach der Entbindung wieder.

Die Anfälle sind immer heftiger geworden. Man erkennt ihr Vorstehen an dem irren Blick der Kranken; sie wird mißgestimmt, zerstreut, schlafüchtig; sie ist bössartig und schlägt ihre Kinder in roher Weise. Sie spricht wenig, geht viel, klagt über Seiten- und Kopfschmerzen. Dann beginnt sie zu trinken, besonders Schnaps, aber im Nothfall alles, was ihr unter die Hand kommt. Es ist schwer, die Mengen, die sie verbraucht, zu schätzen, weil sie ihre Ausschreitungen geschickt verbirgt, und man nach dem Anfall die Flaschen an Orten versteckt findet, wo man nie daran gedacht hätte, sie zu suchen. Sie lägt und behauptet, wenn sie vor Trunkenheit taumelt, nichts getrunken zu haben. Wenn man sie vom Trinken abhalten kann, kommt der Anfall nur theilweise zur Entwicklung, aber der folgende tritt früher auf; übrigens ist es sehr schwer, dem entgegenzutreten, da sie selbst ohne Geld sich Alkohol zu verschaffen weiß. Sie hat mehrmals gestohlen, und es ist vorgekommen, daß sie sagte: „Wenn Sie mich hindern zu trinken, thue ich mir etwas an.“ Sie ist oft derartig berauscht, daß sie sich auf Straßen und Wegen herumwälzt.

Der Zustand dauert jetzt vierzehn Tage; er kommt durch eine Art Anfall zur Entscheidung: sie verliert das Bewußtsein und bleibt eine halbe Stunde lang in tiefer Benommenheit, die Zähne zusammengepreßt, der Sprache beraubt und Schaum vor dem Munde. Dieser Anfall steht allein oder erneuert sich zwei- oder dreimal, je nachdem sie mehr oder weniger trinkt. Wieder zu sich gekommen, hört sie auf zu trinken und gelangt in zwei oder drei Tagen fortschreitend in ihren gewöhnlichen Zustand.

Diese unglückliche Frau beklagt ihre unselige Leidenschaft, welche die Ursache zahlloser häuslicher Widerwärtigkeiten gewesen ist, aber sie ist nicht imstande, sie zu beherrschen. Sie hat meine Dienste angerufen, die ihr anscheinend nicht ganz nutzlos gewesen sind.

Viele von diesen Unglücklichen sinken schließlich zur äußersten Stufe der Verworfenheit herab. Manche, die in den nüchternen

Zwischenräumen ehrbar und zurückhaltend ist, hat kaum begonnen zu trinken und verliert jeden Halt. Für ein Glas Brantwein giebt sie sich dem ersten Besten hin. Sie sucht die Höhlen der niedrigsten Prostitution und giebt sich den schamlosesten Ausschweifungen hin. Zuweilen wird sie gezwungen, sogar ihre Kleider zurückzulassen, um ihre Zecher zu begleiten.

Die eigene Beobachtung, welche wir soeben kurz mitgeteilt haben, ist geeignet, einen richtigen Begriff von der einfachen Dipsomanie zu geben. Indessen bemerkt man auch bei Frau B. bereits Stehl- und Selbstmordtrieb. Der letztere ist in der That eine häufige Komplikation der Dipsomanie. Zuweilen kommt zu den vorgenannten Mordtrieb hinzu. Die sicher festgestellte Existenz dieser Besonderheiten bestätigt also, was wir zu Anfang sagten, nämlich daß die Dipsomanie keine selbständige Krankheit ist.

„Die Handlungen des ganzen Lebens dieser Kranken,“ sagt Magnan, „zeigen, daß sie sich stets wie Belastete benehmen und handeln.“

Außer dem Selbstmord- und Mordtrieb, von denen wir gesprochen haben, findet man bei diesen Kranken Neigung zur Schwärmerei und erotische Triebe, zu frühes oder zu spätes Auftreten des Verstandes, gewisse nervöse Störungen krampfhafter oder hysterischer Natur. Wenn sie nicht stets in einem irren Zustande sind, so haben sie, wie das der obengenannte Autor auch noch richtig sagt, stets einen Fuß im Bereiche des Irreseins. Sie haben einen phantastischen, jähzornigen, zur Uebertreibung und vor allem zur Traurigkeit geneigten Charakter.

Wir geben noch kurz nach Magnan eine Beobachtung wieder, die hervorragend geeignet ist, die Richtigkeit der vorstehenden Betrachtungen zu zeigen.

Frau B. ist eine 48 jährige Erzieherin; ihr Vater war Trinker, und zwar trank er Weißwein; ihre Großmutter mütterlicherseits hat sich ertränkt; sie hat zwei ganz gesunde Brüder.

Mit 20 Jahren fühlte sie sich unwiderstehlich zum religiösen Leben hingezogen und trat bei den Karmeliternonnen ein. Ihre Inbrunst war derartig, daß ihre Schwester sie den anderen Nonnen als Muster aufstellte. Sie hatte Hallucinationen und Verzückungen, sah die Engel. Sie zeichnete in

der Folge eine ihrer Gefährtinnen aus und fühlte sich durch eine lebhafte Zuneigung zu ihr hingezogen. Diese Zuneigung blieb wie gewöhnlich nicht in den Grenzen der Schwärmerei und wurde zu einer heftigen Leidenschaft, sie überließen sich gegenseitigen Liebkosungen und geheimen Lastern.

Infolge dieser Gewohnheiten glaubte sie endgültig ihren Weg gefunden zu haben und entfloß eines Tages aus dem Kloster in der Hoffnung, einen Gatten zu finden. Es war bald die Rede von einer Heirath, die sich zerschlug; sie konnte den darüber empfundenen Kummer nicht überwinden, schloß sich in ihr Zimmer ein und suchte sich mit Kohlenbunst zu ersticken.

Sie heirathet jedoch, findet aber in der Ehe nicht das geträumte Glück. Sie zählt in diesem Augenblick 28 Jahre: sie beginnt zu trinken, um ihren Kummer zu ertränken. Zwei oder drei Glas Wein bringen sie außer sich. Allmählich fühlt sie sich durch einen unwiderstehlichen Drang zum Trinken getrieben. Mehrere Tage verstrichen, ohne daß das Verlangen sich fühlbar machte; es schien ihr sogar, als solle es niemals wiederkehren. Einige Tage später fühlte sie sich niedergeschlagen, muthlos, der Kopf that weh, ihr Magen schien sich zusammenzuschütren; der Anfall kam zum Ausbruch. Sie trank dann alles, was ihr in die Hand fiel. Mehrmals that sie ihren Roth und Petroleum in das Getränk, um sich den Geschmac daran zu verderben, aber vergebens.

Unter dem Einfluß wiederholter Excesse erwachen die Selbstmordgedanken wieder, und sie versucht mehrmals, sich das Leben zu nehmen. Zuweilen kommt ihr sogar der Gedanke, Menschen, gegen die sie gar keinen Haß empfindet, und selbst ihren Gatten zu tödten, der sie schließlich laufen läßt. Von ihrer Familie wieder aufgenommen, schleicht sie sich unverzüglich fort, um ungestörter trinken zu können. Elend und Entbehrungen treten hinzu, die dipsomanischen Anfälle nähern sich einander, schließlich kommt der Säuserwahnsinn zum Ausbruch: sie stürzt sich in den Canal St. Martin. Kurz darauf geht sie in die Seine, am anderen Morgen schneidet sie sich mit dem Rasirmesser in den Arm, um die Adern zu öffnen; später verschluckt sie Scheidewasser. Schließlich bleibt sie dauernd in einer Irrenanstalt.

III.

Unwiderstehlicher Trieb zum Stehlen, zu Einkäufen, zum Spiel.

Es vergeht kaum eine Woche, ohne daß man in den Zeitungen eine „Vermischte Nachricht“ folgender Art liest: Gestern hat die Polizei auf frischer That beim Diebstahl in einem Laden die Frau

S. ertappt, die einer sehr guten Familie angehört und ein sehr reichliches Auskommen genießt.

Ein derartiges Vergehen ist geeignet, zu überraschen, denn man kann sich keinen Vers daraus machen. Man ist deshalb natürlich geneigt, bei dem Schuldigen eine Geistesstörung anzunehmen. Es handelt sich nicht um einen bloßen unwiderstehlichen und alleinstehenden Trieb, der unversehens auftritt und plötzlich den Verstand völlig in Beschlag nimmt, sondern um eine dauernde Gehirnstörung, die sich durch kenntliche Zeichen andeutet. Der unter den vorangeführten Bedingungen ausgeführte Diebstahl darf nur als ein Zwischenfall, eine Episode in einer geistigen Störung betrachtet werden.¹

Wenn man in der That die geistigen Besonderheiten der wirklichen Kleptomane erforscht, so sieht man, daß es sich um erblich Belastete handelt, die den verschiedenen Stufen der Weiter der Entartung angehören, namentlich den unteren Stufen. Es sind Trieb-Menschen, Halb-Imbecille. Wir werden diese Eigenthümlichkeit, die niedrige Geistesstufe, bei den Pyromanen wiederfinden, die fast immer zur Ordnung der schwachen Geister gehören.

Man findet bei dem Stehltrieb wie bei den anderen Seelenstörungen mit bewußten Trieben den Nachlaß und die Erscheinung der Paroxysmen, Anfälle. Der Zwang martert den Kranken, und wenn er ihm unterliegt, empfindet er häufig Bedauern und selbst Gewissensbisse.

Ein junges Mädchen von reichen Eltern und vornehmer Erziehung, das Marc² anführt, empfand das Bedürfnis, sich Gegenstände aller Art, die Eindruck auf sie machten, anzueignen. Sie hatte eine große Anzahl von Taschentüchern, Fingerhüten, Halstüchern, Strümpfen und Handschuhen in Vorrath, die sie ihren Genossinnen entwendet hatte. Als ihre Diebstähle entdeckt wurden, suchte sie dieselben nicht zu verhehlen, sie gab durch Thränen die Reue und Scham zu erkennen, welche sie über ihr Betragen empfand, und versprach, in Zukunft ihrer widerwärtigen Neigung zu widerstehen, aber sie begann bei der ersten Gelegenheit wieder damit.

¹ Lasègue, Vol aux étalages. Études méd. Paris, 1884.

² Marc, a. a. D.

Nach seiner Gewohnheit giebt Marc keine Auskunft über die erblichen und persönlichen Verhältnisse dieser jungen Dame. Anders steht es im folgenden Falle, der den Gerichtszeitungen entnommen ist.

Frau K., die am 27. Januar 1877 auf der Anklagebank des Zuchtpolizgerichts saß, gehört einer Familie an, die in Rußland eine gewisse Stellung einnimmt. Im Genusse eines Einkommens von 24000 Franken, machte sie in den Läden Einkäufe von 3—400 Franken, die sie bar bezahlte, und entwendete gleichzeitig werthlose Gegenstände, die sie gar nicht brauchte. Der Doktor Korthaltoff, der eigens von St. Petersburg gekommen war, erklärte, sie gehöre der besten Gesellschaft an, und niemals habe ein ungünstiger Verdacht sie gestreift, und fügte hinzu, sie habe erhebliche Nahrungspunkte mit gewissen krankhaften Zuständen des Nervensystems, es seien bei Mitgliedern ihrer Familie Seelenstörungen vorhanden, und eine ihrer Schwestern sei augenblicklich wegen Geisteskrankheit in Behandlung. Außerdem machte der Vertheidiger ein von dem hervorragenden russischen Irrenarzte Dr. Frabeniuss ausgestelltes Zeugniß geltend. Trotzdem die geistige Störung dieser Kranken zweifellos war, wurde sie zu drei Monaten Gefängniß und dreihundert Franken Buße verurtheilt.

Der folgende, von Trélat stammende Fall ist ein bemerkenswerthes Beispiel von unwiderstehlichem Stehtrieb bei einem Imbecillen.

Herr M., 56 Jahre alt, hat, obwohl er den gebildeten Ständen angehört, niemals viel Wissen sich aneignen können. Er liebt die Welt und hat stets einen großen Widerwillen gegen seine Familie gezeigt. Man hat ihn mehrere Male verheirathen wollen, aber er hat sich standhaft geweigert. Man weiß, daß er drei Wohnungen in Paris hat, und in jeder dieser Wohnungen wird er nur von einer Aufwärterin bedient. Man wundert sich darüber, aber er giebt eine so einfache Erklärung, daß man sich schließlich beruhigt. Er legt abends nicht gern lange Wege zurück, und die Freunde, die er besucht, wohnen in verschiedenen Stadttheilen. Kann er etwas Besseres thun, als in ihre Nähe zu ziehen, und welche weisere Verwendung könnte er für den Ueberschuß seines Einkommens finden?

Während der schönen Jahreszeit reist er, geht in die Bäder, trifft dort die Pariser Bekannten. Trotz der geringen Ausdehnung seines Verstandes verwaltet er sein Vermögen; er vermehrt es nicht, macht aber keinen Verlust. Er hat in dem erreichten Alter genau dieselbe Rente wie dreißig Jahre zuvor.

Sein ganzes Leben verläuft so, ohne daß man etwas bemerkt, was

seinen Gang stört. Er stirbt plötzlich. Man findet in jeder der drei Wohnungen ein Zimmer vollständig gefüllt, überfüllt mit Gegenständen aller Art, Servietten, Taschentüchern, Armleuchtern, Vasen, Ferngläsern, Stöcken und Regenschirmen, kleinen Gemälden, Medaillons, silbernen Bestecken, Uhren und Schmucksachen aller Art, die Herr M. während dreißig oder vierzig Jahren in allen Häusern, wo er verkehrte, weggenommen hatte, ohne daß er in der Reihe seiner Diebstähle gestört oder belästigt worden wäre. Zahlreiche Male hatte er bei seinen Freunden von ihren Mißgeschicken sprechen hören. Bestecke waren verschwunden, Uhren entwendet, man hatte eben die Diensthoten beschuldigt oder fortgeschickt. Er hatte sich nicht im geringsten dadurch bewegt gezeigt und hatte seine Klagen mit denen seiner Opfer vereinigt. Aus diesen beträchtlichen Diebstählen war ihm nicht der geringste Vortheil erwachsen. Er hatte nichts damit angefangen, und alles fand sich wieder. Man machte sich in aller Stille an die Auffuchung der Bestohlenen oder ihrer Erben und entdeckte eine große Anzahl davon. Die Gegenstände, die ihren Herrn nicht wieder fanden, wurden verkauft, und der Erlös den Armen gegeben.

Dieser geistig sehr beschränkte Mann hatte bei seinen Diebstählen und in der Kunst, sie zu verhehlen eine solche Geschicklichkeit entfaltet, daß er sie während seiner ganzen Lebenszeit ungestraft und ohne Unterbrechung fortsetzen konnte. Er stahl überall, in der Stadt, auf dem Lande, in den Wäldern, auf dem Ball, im Theater, und überall mit solcher Geschicklichkeit, daß es ihm nicht ein einziges Mal passirte, angeklagt, ja nicht einmal beargwöhnt zu werden.

Herr M. hat zwei ältere Brüder, die an Krämpfen im frühesten Alter gestorben sind, und einen hypochondrischen Oheim gehabt.¹

Neben diesen erblichen Kleptomanen stehen die auf Grund eines Gehirnleidens, über die Lasègue² eine sehr gute Studie geliefert hat. Aber diese Letzteren gehören in eine ganz andere Ordnung. Es sind nicht mehr Personen, die einem bewußten und unwiderstehlichen Triebe folgen, sondern an Schwindel, epileptischen Anfällen und zeitweiser Geistesabwesenheit Leidende, die mehr oder minder instinktiv und unbewußt handeln. Sie nähern sich mehr den Blödsinnigen, Paralytikern und Idioten, die automatenhaft stehlen, als den klaren Seelengestörten, welche das Verlangen zu stehlen quält, und die mit aller Gewalt gegen diesen Trieb kämpfen, dessen unsittlichen und verbrecherischen Charakter sie einsehen.

¹ Trélat, a. a. O.

² Lasègue, Arch. génér. de méd., 1880.

Neben dem Stehlltrieb verdient der unwiderstehliche Kauftrieb einen Platz zu finden, den bereits Trélat¹ beschrieben hat, und worüber kürzlich Magnan in der Pariser medizinisch-psychologischen Gesellschaft gesprochen hat.

Vor kurzem,² sagte er, hatte ich Gelegenheit, den Kauftrieb, Oniomanie, von der Großmutter auf den Vater und von diesem auf den Sohn vererbt zu sehen, der in meine Behandlung eingetreten war. Die Großmutter, welche mehrere Jahre lang in der Irrenanstalt Bonneval verpflegt worden ist, litt an Oniomanie. Sie kaufte beständig und so beträchtlich, daß man ihre Ausgaben in Ordnung bringen mußte. Sie kaufte und warf das Gefaufte wieder fort. Die Arbeiter hatten die Stunde bemerkt, in der sie sich täglich ihrer Einkäufe zu entledigen pflegte und suchten das von ihr Verworfenne zusammen: Hühnchen, ganze Fische 2c. Als sie eines Tages bemerkte, daß man das aufsammelte, was sie wegwarf, entledigte sie sich dessen von nun an, indem sie es in die Abtrittsgruben warf. Der Vater, ebenfalls nicht im geistigen Gleichgewicht und an Kauftrieb leidend, war stets verschwenderisch gewesen, aber seine Sucht zu kaufen hatte sich erst nach seiner Verheirathung geäußert. Er kaufte unaufhörlich alle Arten von Gegenständen, die er sammelte, alsbald wieder verkaufte oder verschenkte (Möbel, Nahrungsmittel, Schmucksachen 2c.) Sein Anfall von Oniomanie trat stets in gleicher Weise auf: sah er einen Gegenstand, der ihm Verlangen erweckte, so mußte er ihn haben, gleichviel um welchen Preis. Kaum war der Anstoß gegeben, so ging alles, was er bei sich hatte, im Anlauf einer Menge anderer Gegenstände drauf, für die er keine Verwendung hatte. Bei dem Sohne endlich machte sich die Neigung zur Rauffucht von Kind auf in einer wenig gewöhnlichen Verschwendungssucht bemerkbar, er überließ alles, was er hatte, seinen Kameraden, sein Vergnügen war, alle möglichen Dinge zu vertheilen, die er für sein Geld gekauft hatte. Im Alter von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren wurde der Trieb zu Einkäufen unwiderstehlich. Er kaufte ohne Grund mehrere Stücke Leinwand, Schmucksachen, Möbel, erschöpfte so sein Kapital, hörte aber nicht damit auf. Er versetzte die gekauften Gegenstände im Leihhaus, löste sie wieder aus und versetzte sie noch mehrmals. Nachdem er auf dem Markte nothwendige Erwerbungen gemacht hatte, war es ihm unmöglich aufzuhören: es waren Haufen von Geflügel, Säcke voll Gemüse, alle Arten Borräthe: er erkaufte davon so viel, um einen Wagen zu füllen und war immer gezwungen, sich von zwei Personen helfen zu lassen. Um sie zu verkaufen, erließ er dann zahlreiche Aufforderungen. Andere Male

¹ Trélat, a. a. D.

² Bericht aus der med.-psych. Gesellsch., Ann. 1886, I., p. 277.

kam er mit Möbeln beladen zurück. Sobald er nur irgend vor einem Laden still stand, war er ein Opfer des Triebes. „Es war unwiderstehlich,“ sagte er, „ich konnte mich nicht beherrschen, ich war traurig darüber, aber ich war zu schwach.“ Zu allerlezt hat er endlich Spißbübereien begangen, um seinem unwiderstehlichen Kauftriebe zu genügen.

Wir wollen endlich noch die unbefiegbare Neigung zum Spiel erwähnen, wovon der erwähnte Autor in seiner Klinik ein Beispiel mitgetheilt hat.

Dieser Mensch empfand seit dem Alter von vier oder fünf Jahren die Neigung zu spielen, und zwar in unwiderstehlicher Art; er stahl selbst, um seinem Triebe zu genügen. Während seines ganzen Lebens hat dieser Zwang mit demselben triebartigen Charakter auf ihm gelaftet. Er war von vielen anderen, und besonders von geschlechtlichen Verfehrungen begleitet. Der Kranke bekam schließlich Gehirnerweichung.

Die Spielleidenenschaft, welche meist nichts von dem unwiderstehlichen Triebe hat, verdient vielmehr ihre Stelle unter den sittlichen Verfehrungen zu finden, die wir zuletzt erforschen werden. In dieser Beziehung ist sie zuweilen erblich.

Eine mir bekannte Dame von großem Vermögen, erzählt der Ritter Da-Gama Machado, hatte die Leidenschaft des Spieles und spielte die Nächte durch; sie starb in wenig vorgerücktem Alter an einem Lungenleiden. Ihr ältester Sohn, der ihr vollkommen gleich und ebenso leidenschaftlicher Spieler war, spielte ebenso die Nächte durch; er starb an Schwindsucht wie seine Mutter und fast in demselben Alter wie sie; seine ihm ähnelnde Tochter erbt dieselben Neigungen und starb ebenfalls jung.¹

IV.

Die Pyromanie (Der Brandstiftungstrieb).

Odgleich der Trieb, Feuer anzulegen, bei jedem beliebigen Belasteten auftreten kann, wie das eine vorerwähnte Beobachtung zeigt, sieht man ihn häufiger bei Wesen sich entwickeln, die einer der niedrigeren Stufen der geistigen Entartung angehören. Motet konnte mit Recht sagen, daß man allemal, wenn auf dem Lande, in einem Dorfe, in einer Gemeinde sich Brände in

¹ Prosper Lucas, a. a. D.

nahen Zwischenträumen wiederholen, den Urheber in irgend einem Knaben oder einem Mädchen von unvollkommener Körper- und Geistesentwicklung zu suchen hat. Man muß sich indes hüten zu glauben, daß alle Entarteten, die vielfache Brände stifteten, nach bewußten Trieben handeln; in Wahrheit handeln die einen unter dem Einfluß eines meist nichtigen Beweggrundes, der aber bei ihrer Verstandesbeschaffenheit genügt, um sie zur Ausführung des Verbrechens zu bestimmen; sie stehen am niedrigsten auf der geistigen Stufenleiter, es sind Imbecille, wo nicht Idioten, kurz unbewußte Wesen. Die anderen weniger zahlreichen, und das sind die klügeren, zünden ohne Beweggrund an, aber von einem unwiderstehlichen Triebe gedrängt, der ihnen bewußt ist, den sie bekämpfen und dem sie erst nach den schlimmsten moralischen Leiden unterliegen. Wenn die That begangen ist, empfinden sie sofort ein Gefühl des Nachlassens und der Erleichterung, bis ein neuer Anfallsparoxysmus wiederkehrt. Das sind die wirklichen Pyromanen. Die Schöpfer der Monomanie haben diesen klinischen Hauptpunkt nicht herausgefunden; außerdem sind ihre Beobachtungen vollkommen zusammengewürfelt und widersprechend.¹

Nach dem Ausspruche von Henke entsteht der unwiderstehliche Brandstiftungstrieb besonders im Augenblick des Eintritts der Geschlechtsreife. Er ist nur eine der tausend krankhaften nervösen Störungen, die eine erschwerte Entwicklung der Samen- und besonders der Menstruationsthätigkeit begleiten; es ist nämlich bemerkbar, daß die wahre Pyromanie sich viel häufiger bei Mädchen als bei Knaben findet.

Die folgende Beobachtung, die Marc bei Platner entlehnt hat, ist ein gutes Beispiel von wirklichem Brandstiftungstriebe.

Die Angeschuldigte, Magd bei einem Bauern, hatte zweimal Feuer angelegt. Sie versichert, nie zuvor Unannehmlichkeiten von ihrer Herrschaft erfahren und nie Streit mit ihr gehabt, sondern lediglich unter einem Antriebe gehandelt zu haben, der von einer inneren Stimme ausging, von

¹ Vgl. Marc, a. a. O. — Marandon de Montyel, Des incendies multiples à mobiles futiles au point de vue méd. lég. Arch. de Neurol., 1885.

der sie andauernnd verfolgt wurde und die ihr befohlen hatte, anzuzünden und sich dann das Leben zu nehmen. Nachdem sie zum erstenmal Feuer angelegt hatte, habe sie ruhig und vergnügt den Brand ausbrechen sehen; beim zweitenmale habe sie sich bemüht, selbst Lärm zu schlagen, und unmittelbar darauf versucht, sich zu erhängen. Man vermochte bei ihr keine Andeutung von geistiger Störung zu entdecken, aber mit ihren körperlichen Verhältnissen lag es anders. Seit dem Alter von 4 Jahren litt sie an Krämpfen, die später in Epilepsie ausarteten, deren Anfälle jedesmal heftiger wurden, wenn sie mit der Menstruationszeit zusammenfielen. Wenige Tage vor dem Brande hatte sie einen schweren Anfall gehabt, dem eine schwere Beklemmung vorausging. Uebrigens hatte sie die That weder in einem Erregungszustande noch unter dem Einfluß irgend eines äußeren Anlasses begangen; sie hatte sogar einige Tage gezaubert.

In den Verhören und im Gefängniß hatte sie nicht die geringste Geistesstörung kundgegeben.

Das junge Mädchen litt nicht nur an Brandstiftungstrieb, sondern es war auch selbstmordfüchtig und nervenkrank.

Um die enge Beziehung zwischen dem Ausbruch der Regel und dem Triebanfall zu zeigen, will ich eine durchaus beweisende eigene Beobachtung erzählen.

Die junge Eugenie B., welche bis dahin gesund war und niemals geistige Störungen hatte erkennen lassen, hat im Februar 1877 ihre erste Regel. Sie ist 17 Jahre alt. Während der drei Tage, die der Blutung vorhergehen, leidet sie an Leibschmerzen, Kopfweh und Schlaflosigkeit. Sie hört in sich unbestimmte, aber gebieterische Stimmen, die ihr befehlen, Feuer anzulegen. Sie kann diesem Antrieb nicht widerstehen und zündet das Haus an, wo sie im Dienste ist. Gleich darauf fühlt sie sich beruhigt.

Die zweite Menstruation findet im September desselben Jahres statt und verläuft regelmäßig.

Die dritte tritt am 24. März 1878 ein und verbindet sich gleich der ersten mit nervösen Erscheinungen, Beängstigung, Zwangsvorstellungen, unwiderstehlichen Trieben; am selben Tage zündet sie das Haus ihrer Eltern an.

Von diesem Zeitpunkt ab erscheint die Regel nicht mehr. Die Kranke wird im Juni 1878 gebracht. Sie ist ein kleines, schwächtiges, blutarmes Mädchen von klugem Aussehen und bietet eine allgemeine Gefühllosigkeit der Haut und der Schleimhäute. Sie redet nicht irre, sondern klagt nur über Unruhe und Schlaflosigkeit.

In der Nacht des 1. Juli bekommt sie einen schweren hysterischen Anfall, der drei Stunden dauert; während der ganzen Dauer des Anfalls

schreit sie Feuer! und ruft ihre Eltern an, scheint sich mit ihnen zu unterhalten.

Am 25. Juli ein neuer Anfall von kurzdauerndem hysterischen Delirium. Sie steht in der Nacht auf, packt ihr Bett aus, reißt ihre Wäsche in Stücke; am anderen Morgen giebt sie an, sich an nichts zu erinnern.

In den Nächten des 6. und 9. August neue ähnliche Anfälle, diesmal Nachkrämpfe oder Zerstörungstrieb. Sie versucht, sich die Haare abzuschneiden, sagt, sie würde sich nicht den Hals abschneiden, aber wohl sich erhängen, man nähert sich augenscheinlich einer Menstruation.

In der That wird sie am 13. August von 9 Uhr bis Mitternacht von heftigen hysterischen Krämpfen mit Verwirrtheit befallen. Sie dreht und wälzt sich und schreit, sie erstickt, alles brenne, sie wolle an allen vier Ecken Feuer anlegen, sie wolle alles zerbrechen und zerreißen. Ich bemerke, daß ihr Hemd etwas mit Blut befleckt ist; sie hat ihre Regel zum viertenmal, aber sie tritt am anderen Morgen zurück. Die Kranke gesteht, daß sie tags zuvor den ganzen Tag unwohl und beängstigt gewesen sei, daß sie den Anfall kommen gefühlt und selbst die Zwangsjacke verlangt habe. Sie fügt hinzu, daß sie sich an nichts erinnere, was während des Anfalles vorgegangen ist.

Die folgenden Tage sind schlecht, gehen aber ohne große Anfälle vorüber.

Am 16. September fünftes Erscheinen der Regeln; sie verschwinden am anderen Morgen. Es giebt ein wenig Unruhe und Aufregung, aber keinen Tobsuchtsanfall.

Von dieser Zeit an völlige Ruhe. Am 26. Januar 1879 Rückkehr der Menstruation zum sechstenmal. Es bestehen einige Leibschmerzen, die Absonderung ist gering, dauert aber vier Tage und wird von keiner Geistesstörung begleitet. Am 12. März, 7. April und 5. Mai Wiedereintritt einer regelmäßigen und normalen Menstruation, Verschwinden jedes hysterischen oder Irrsinnssymptomes, die Kranke wird als geheilt entlassen.

Außer der reinen und einfachen Pyromanie, die so eng durch die Menstruationszeit bedingt wird, finden wir bei diesem jungen Mädchen die hysterischen Zeichen und den Selbstmordtrieb, welcher der unumgängliche Begleiter aller Triebe mit Bewußtsein zu sein scheint.

Vierter Abschnitt.

Die Excentrischen.

I.

Unstete, Abenteurer.

Vom allgemeinen Gesichtspunkte kann man zwei große Arten von Excentricität annehmen: die, welche sich besonders in den Vorstellungen, und die, welche sich fast ausschließlich in den Handlungen ausdrückt. Die Excentrischen der ersten Kategorie haben wir in den ersten Abschnitten studirt: es sind die Gemüthsleidenden mit Grübelsucht und Berührungswahn, die Grübler, die Aengstlichen, die nicht umhinkönnen, den einfachsten Lebensvorgängen einen vorbedeutenden oder sinnbildlichen Charakter beizulegen; die Zwangskranken, welche eine fixe Idee peinigt, die Namensüchtigen und einige ungefährliche Trieb-Menschen. Wenn sie viel denken, handeln sie wenig infolge der Hemmung, welche die ängstliche Erregbarkeit, die ihren Geisteszustand kennzeichnet, auf ihren Willen ausübt.

Bei denen der zweiten Kategorie scheint im Gegentheil keine Fehlerhaftigkeit der Vorstellungen zu bestehen, sondern ihre Thätigkeit hat etwas Erregtes, Ueberwucherndes, Ungeordnetes, das häufig bis zur Zusammenhangslosigkeit geht. Gleichzeitig zeigt sich das sittliche Gefühl, das bei der ersten Gruppe meist nur übertrieben ist, bei der zweiten entweder fehlend oder hochgradig verkehrt. Daher ein seltsames, nicht folgerichtiges, unsittliches, oft gefährliches, zuweilen verbrecherisches Verhalten; eine abnorme Unbe-

ständigkeit der Eindrücke und Gefühle bei Leuten, deren Verstand fehlerfrei erscheint, und deren schulgerechte Schlußfähigkeit unverfehrt ist.

Viele fallen durch eine angeborene Neigung zu Reisen oder Abenteuern oder einfacher durch ein instinktmäßiges Bedürfnis nach Ortswechsel und =Veränderung ohne bestimmtes Ziel auf. Dr. Fobille hat gewissen Irren, die sich infolge der Art und der Entwicklung ihrer Krankheit entschließen, mehr oder weniger weite Reisen zu unternehmen, den Namen „Wanderungsfüchtige“ gegeben. Diese Bezeichnung würde, obwohl mit ganz anderer Begründung, nicht weniger auf manche Excentrische passen, die übrigens sehr häufig schließlich in Irrenanstalten stranden.

Der und der, welcher in seiner Familie viele Geisteskranke zählt, ist ein aufgeregter Mensch und wird von einer Neigung zur Mystik beherrscht, die um so seltsamer ist, als er zugleich Drang zu Ausschweifungen und unsittlichen Handlungen hat und an unwiderstehlichen Trieben zu Diebstahl und Brandstiftung gelitten hat. Er ist während mehrerer Jahre nach Laune und Gefallen durch ganz Frankreich geirrt, und hat seine kleine Habe verzehrt; darnach strandet er dann in einer Irrenanstalt. Einer seiner Neffen beginnt, kaum selbständig, in Frankreich, Belgien und verschiedenen anderen Theilen von Europa umherzuirren, wie sein Onkel verzehrt er sein Erbtheil in Schlemmerei und nimmt seine Zuflucht in eine Irrenanstalt, wo er bis zu einem sehr vorgerückten Alter lebt.

Ein Anderer gehört ebenfalls einer Familie von Excentrischen und Wanderungsfüchtigen an. Im Alter von 20 Jahren fängt er an zu reisen: er begiebt sich nach Rom, Afrika, Aegypten, er kann nicht an einem Orte bleiben und giebt auf den bezeichneten Wanderungen für zahllose Sonderlichkeiten 40000 Franken aus. Er ist niemals eingesperrt noch als gefährlich betrachtet worden. Sein Bruder entfloß mit 17 Jahren dem Vaterhause; man findet ihn in Lyon wieder. Mehrere Fluchtversuche folgen dem ersten, ein anderes Mal findet man ihn in einem Gefängniß, ein letztes Mal endlich in einer Irrenanstalt. Man zählt mehrere Irre in seiner Familie.

Dieser unwiderstehliche Drang nach Ortsveränderung scheint ein Kennzeichen vorgeschrittener geistiger Entartung zu sein. Er findet sich bei verschiedenen Kategorien von Gehirnleidenden und besonders bei den Instinktiven und Imbecillen, die aus diesen Reizen Veranlassung nehmen, die phantastischsten Abenteuer zu erfinden. Wir werden Letzteren wiederbegegnen, wenn wir uns mit dem Hange zur Lüge beschäftigen.

Wenn aber die Intelligenz eine höhere Entwicklungsstufe erreicht hat, zeigt sich die geistige Unbeständigkeit in viel entwickelterer Art und die Lust an Ortsveränderung und Reisen ist dann nur eine der vielen Erscheinungen, in denen sie zum Durchbruch kommt. Dem „Wanderungsfüchtigen“ folgt der Abenteurer und der Belastete großen Stils.

Um 1830 stürzte sich ein Mitglied der französischen Akademie von der Brücke des Arts herab in die Seine, nichts erklärte den Selbstmord. Er hinterließ einen Sohn, der ein bemerkenswerther Fall eines „vernünftigen Belasteten“ war.

Raum 12 Jahre alt, erzählt Legrand du Saulle,¹ war A. bereits absonderlich, unentsam und schwer zu fesseln. Je mehr er heranwuchs, um so mehr Unruhe und Kummer verursachte er seiner Mutter. Faul, aber mit einer Begabung für die Wissenschaften, die man bedeutend fand, wurde er zur Seemannsschule zugelassen und reiste nach Brest ab. Man wußte, daß er nach Unbekanntem lüstern war und Gefahr liebte, und prophezeite dem künftigen Seemann die höchsten Dose. Er wurde jedoch von der Schule wegen Ungehorsam, Widerspruchsgeist und Verbreitung von Aufruhr gegen die Obrigkeit verwiesen und kam nach Paris zurück, übte die Schauspielkunst, versuchte in den Salons Komödie zu spielen, studirte Aufführungen im Hause ein, schaltete im Nothfall für diesen Zweck nach Belieben mit den Teppichen und Möbeln seiner Mutter, verwendete seine Zeit, um Rollen zu lernen und einzustudiren und schloß sich dann Schauspieltruppen von Jahrmärkten und kleinen Vorstadttheatern an.

Im Ministerium des öffentlichen Unterrichts angestellt, zeigte er sich als ungenauer Beamter, ungelehrig, humoristisch, wankelmüthig, des sittlichen Gefühles bar, von beleidigend ungezwungener Haltung, falschem Charakter und völliger Ungefelligkeit. Er leistete dort keinen Dienst, wurde trotzdem stets behalten, fuhr fort, im Schlepptau von Schauspielern und Schau-

¹ Legrand du Saulle, Ann. méd.-psychol., 1872.

pielerinnen niederer Stufe Ausflüge in die Provinz zu machen, gab viel mehr als sein Einkommen aus und war in alle Abenteuer und Verirrungen des herumziehendsten, unregelmäßigsten und seines Namens und seiner Familie unwürdigsten Lebens verstrickt.

Im Jahre 1850, nunmehr 32 Jahre alt, nahm er plötzlich von den Seinigen und dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts Abschied und reiste unvermittelt nach Californien ab. Er versuchte dort verschiedene Geschäfte, hatte aber in keinem Erfolg und schrieb nicht mehr nach Frankreich. Nach Verlauf einer Reihe von Jahren erfuhr seine Familie endlich, daß er 1855 zum Priester geweiht wäre und bereits verschiedene Pfarreien in Californien versehen hätte, einer sehr hohen Achtung genösse und eine Art Kirchen- und Verwaltungs-Oberhoheit in dem Lande, wo er weilte, ausübe und sich zum Bischof von St. Francisco berufen werden würde. Um 1870 begann er wieder nach Frankreich zu schreiben und forderte jedesmal Geldsendungen. Man schickte ihm der Art mehr als 20 000 Franken in zwei oder drei Sendungen. 1873 theilte man ihm mit, daß er eine Erbschaft gemacht habe. Er antwortete sofort, daß er sehr glücklich sei, Amerika verlassen zu können, und kam unverzüglich nach Paris, begleitet von einer jungen Frau mit auffallendem Aussehen und verdächtigem Benehmen; einer seiner Verwandten, ein ausgezeichnete Arzt, setzte die Rückkehr der Begleiterin nach St. Francisco durch, wurde aber dann durch die Inkonsequenzen und Seltsamkeiten A.'s überrascht, der morgens zwei Stunden in einer Kirche zubrachte, wo er als Hülfspriester zugelassen war, und abends in halb-weltlichem, halb-geistlichem Anzuge in die Oper, in kleine ziemlich schlecht besuchte Singpieltheater und Cafés chantants ging.

Herr X. wurde gerufen, erkannte ernste Zeichen eines etwas dunklen Gehirnleidens, erfuhr, daß der Kranke seit zwei Jahrzehnten eine gewisse Anzahl von Kongestionen ohne Bewußtseinsverlust und ohne Krämpfe, aber mit zeitweiliger Lähmung einer Körperhälfte, bald rechts, bald links, gehabt habe und daß er im allgemeinen schnell wiederhergestellt würde. Dennoch erklärte Herr X., daß es nicht angehe, den Kranken in eine Irrenanstalt zu bringen.

Im Jahre 1874 war A.'s Gewohnheitsunterhaltung paradox, seltsam, unzusammenhängend. Er verfehlte niemals, die Thatsache zu betonen, daß er vollkommen vernünftig, niemals geistesgestört gewesen und glücklich sei, einen erhabenen Geist zu besitzen; dann erzählte er von der anderen Seite, daß er sich in Californien stets über die Theaterangelegenheiten durch den „Figaro“ auf dem Laufenden erhalten hätte, daß es in Paris sehr schöne und angenehme Frauen gäbe und daß man bei ihnen immer seine Zeit verbringen könne, ohne sich einen einzigen Augenblick zu langweilen. Seine Ausgaben waren verhältnißmäßig unvernünftig, und seine ungehörige

Aufführung verleitete ihn zu Alkoholexcessen, die bis dahin niemals wahrgenommen waren.

Vom November 1874 bis zum Mai 1875 hatte er dreimal Kopflongestionen mit vorübergehender Lähmung der rechten Körperhälfte und weitstanzartigen Bewegungen. Sobald er sich ein wenig erholt hatte, ging er aus, besuchte wieder die Theater und verschwand manchmal auf die Dauer von zwei oder drei Tagen. Er hatte dann Erinnerungsverlust und Unsicherheit des Ganges. Er knüpfte Beziehungen mit einem verlorenen Mädchen an, ging mit ihr aus, verlangte und erhielt unaufhörlich Geld und kehrte stets mit völlig leeren Taschen wieder zurück.

Da er sich nicht frei genug fühlte, verließ er im Mai 1875 plötzlich seine Familie und richtete sich mit einer alten Dienerin in einem kleinen Landhause zu Lagny ein. Man erfuhr bald, daß er beständig nach Paris käme und häufig vergaße, nach Lagny zurückzukehren.

Am 20. Juli 1875 abends fiel A. in der Nähe des Ostbahnhofes um und wurde bewußtlos in das Krankenhaus Lariboisière getragen. An gewissen Besonderheiten seiner Kleidung erkannten die Nonnen, die bei seiner Entkleidung halfen, daß er ein Geistlicher sein müsse. Er wurde von seiner Familie reklamirt und wiedergefunden, in der Stadt gepflegt und konnte am 26. August wieder nach Lagny heimkehren.

Am folgenden 23. November 6 Uhr morgens wurde A. ohne Bewußtsein und diesmal von epileptieartigen Krämpfen befallen vor einem Hause der Lafayettestraße, wo er die Nacht zugebracht hatte, in einen Fiaker getragen mit dem Auftrage, ihn an die angegebene Adresse, in die Hände seiner Angehörigen, abzugeben. Am anderen Morgen erzählte Dr. B. alle vorhergehenden Sonderlichkeiten und beanspruchte unseren Rath. Ich besuchte den Kranken, stellte eine üble Voraussage und dachte auf Grund der beobachteten wechselseitigen Lähmung an eine wahrscheinlich vorliegende Erkrankung des verlängerten Markes. Die Familie brachte diesmal den A. in eine Heilanstalt.

Der Kranke machte es dennoch möglich, sich zu erholen, wieder Kräfte zu bekommen, Zeitungen zu lesen und mit seinen Genossen Karten zu spielen. Am 9. Januar 1876 wurde er plötzlich ohnmächtig, hatte Abweichung des Gesichtes, allgemeine Muskelsteifigkeit, krankhafte Erschütterungen, Erschwerung des Schlingens, röchelnde Athmung, unwillkürliche Harn- und Stuhlabbgang und starb nach Verlauf einer Stunde. Dr. K., der zugegen war, ist überzeugt geblieben, daß A. einer Blutung der Brücke erlegen sei. Eine Sektion wurde nicht gemacht.

Ähnliche Wesen geben während ihres Lebenslaufes zu zahllosen Irrthümern der Diagnose Anlaß. Sie werden der Reihe nach für Maniakalische, Größenwahnsinnige und zuletzt für Para-

lytischer gehalten. Sie sind aber nichts von alledem; sie sind erblich Belastete.

Die bei diesem Kranken erwähnten Gehirnkongestionen von wachsender Schwere sind bei allen feinesgleichen fast die Regel. Bald treten sie in einem frühzeitigen Alter zum erstenmal auf, fast am Ende des Jünglingsalters, wie bei einem „Bernünftigen“, dessen Beobachtung ich besitze, der seinen ersten Anfall mit 23 Jahren hatte und erst mit 63 Jahren einem letzten schweren Anfall nach dem bewegtesten Dasein, das man sich vorstellen kann, unterlag; bald erscheinen sie erst lange nach dem ersten Auftreten der geistigen Unbeständigkeit. In diesen Fällen haben die Kongestionen zweifellos stattgefunden, aber sie haben sich, wie in einer folgenden Beobachtung, nur durch die geistige Erregung ausgesprochen.

Im allgemeinen verräth die geistige Unbeständigkeit bei dieser Gruppe der Excentrischen sich durch die Unmöglichkeit, eine feste Gestalt im Leben anzunehmen, einer bestimmten Richtung zu folgen, einen Beruf zu ergreifen, gesellschaftlichem Uebereinkommen sich zu fügen, sich den Gesetzen und irgend einer Disciplin anzubequemen.

A. ist ein natürlicher Sohn.¹ Sein Vater war ein Mann ohne Lebensart, Trinker, allen Ausschweifungen ergeben, geradezu toll, und starb schließlich in ausgesprochenem Zrrsinn. Bruder des Vaters ist geisteskrank gestorben, eine Schwester des Vaters seit langen Jahren blind, eine andere leidet an Halbblindheit kongestiver Natur. Sie ist außerdem Schwindelanfällen unterworfen, die ihr die Befürchtung, geisteskrank zu werden, erwecken. Ihr Neffe ähnelt ihr sehr; wie sie, leidet er an einer Art Krampf der rechten Gesichtshälfte. Er hat einen engen Schädel, fliehende Stirn, schielenden Blick und den widerlich süßen Ausdruck eines falschen „guten Kerls“.

A. macht ganz den Eindruck eines vernünftigen Menschen, und trotzdem ist sein ganzes Leben von der frühesten Jugend und der Schulbank an nur ein unaufhörlicher Kampf gegen die Gesellschaft gewesen. Instinkte, Verlangen und Leidenschaften haben bei ihm niemals ein Gegengewicht gefunden, weder in dem einfachen und rauhen gesunden Menschenverstand, der auch den Verderbtesten gebietet, nichts gegen ihren Nutzen und nur das, was einen Zweck, und wenn keinen gewissen, so doch einen wahrscheinlichen

¹ Moreau de Tours, Psychologie morbide. Paris 1860.

Vorthheil bringt, zu thun, noch in der inneren Stimme, die sich im Grunde des Menschenherzens als der schmerzliche Widerhall übler Thaten erhebt.

Raum konnte er seinen Charakter zeigen, sagte uns seine Tante, deren Worte wir hier wiedergeben, als er stets mit dem Guten im Gegensatz stand. Er war eigenwillig, jähzornig, rachsüchtig, war nie wie die anderen Kinder. Er wollte alles, was man ihm verbot, nahm und aß alles, was er fand, auf die Gefahr hin, sich zu vergiften; so trank er Tinte und Bleichwasser. Als er mit 3 Jahren eine Thür nicht öffnen konnte, um sich zu einer Nachbarin zu begeben, die ihm manchmal Naschwerk gab, stürzte er sich zum Fenster des ersten Stockes hinaus. Man glaubte, daß er todt sei; er war aber nur betäubt.

Da die Eltern durchaus gar nichts ausrichten konnten, gaben sie ihn in die Erziehungsanstalt von Bellesville, in der Hoffnung, daß Fremde mehr Herrschaft über ihn ausüben würden. Dort war es schlimmer denn je; aus der Klasse gejagt, floh er in die Küche, wo er alles, was er fand, zerstückte, stahl und aß; man wollte ihn nicht behalten.

Eines Tages besuchte ihn seine Großmutter. A. verlangte, sie sollte ihn mit sich fortnehmen; auf ihre Weigerung raffte er einen Stein auf und warf ihn ihr an den Kopf. Die arme Frau wurde sehr schwer verwundet und verlor viel Blut. Auf den strengen Verweis hin ist er weit entfernt, seine Uebelthat zu bereuen, sondern drückt kalt das Bedauern aus, nicht mehr Unheil angerichtet zu haben. Mit dem Heranwachsen wurde das unglückliche Kind täglich fürchterlicher und zeigte sich von den schlimmsten Leidenschaften befeelt. Er wurde aus allen Erziehungsanstalten fortgeschickt oder entfloß selbst. Er bestahl und mißhandelte seine Genossen; man floh ihn wie die Pest.

Mit 18 Jahren führt er sich als Freiwilliger in einem Linienregiment ziemlich gut, solange dasselbe im Felde war, und es Flintenschüsse abzufenden oder zu bekommen gab; er that sich sogar durch seinen Muth hervor. Nach Wiederherstellung des Friedens vergehen wenige Wochen, ohne daß sich lebhaftere Unzufriedenheit gegen ihn erhöhe. Wilder Gemüthsart hat er stets den Säbel in der Hand, um sich gegen angebliche Beleidigungen zu rächen. Er erleidet mehrere sehr schwere und scharfe Bestrafungen, u. a. die der Silos, alles mit völliger Gleichgültigkeit. Wegen Thätlichkeiten gegen einen Vorgesetzten zum Tode verurtheilt, nimmt A. den Spruch mit den Worten auf: „Auf Ehre, ich habe es redlich verdient; schießt mich nur todt; ich werde mich selbst los sein.“ Die Strafe wurde in zehn Jahre Festungshaft umgewandelt.

Kurz nach seinem Austritt aus dem Gefängniß gab A. endlich deutliche Zeichen von Geisteskrankheit; er wurde während einiger Tage von einer wahren maniakalischen Verwirrtheit befallen und nach Bicêtre geschickt, wo er sich zwei Jahre lang aufhielt.

Moreau (von Tours) fügt hinzu, daß er im geistigen Status dieses Kranken eine Besonderheit von größter Wichtigkeit angemerkt habe: Er zeigte nur in unregelmäßigen Zwischenräumen jene Bornmüthigkeit und Festigkeit des Charakters, von der in der vorigen Krankengeschichte die Rede ist. Er verlangte dann eine ganz besondere Aufsicht und mußte von den anderen Kranken getrennt werden; ohne das hätte man ein Unglück zu beklagen haben können.

In der Zwischenzeit war er fleißig, dienstfertig, beinahe ein guter Kerl, hatte Bewußtsein von der in ihm vollzogenen Veränderung und fühlte sich sicher, sich von nun an stets vollkommen beherrschen zu können. Genau bis die Erregung wiederkam, zeigte A. alle diese guten Neigungen. Man bemerkte dann gleichsam einen ganz leichten Anflug von Trunkenheit in seinem Blick. In den Augenblicken völliger Klarheit hielt A. sich gern abseits, wartete, bis man ihn fragte, um das Wort zu nehmen, und enthielt sich jeder Aufdringlichkeit.

Wir finden bei dieser durch den Verfasser so fein zergliederten Beobachtung eine sehr deutliche Neigung zu Konfessionen, und außerdem haben wir eine, wenn nicht neue, so doch noch klarer ausgesprochene Erscheinung hervorzuheben, nämlich eine wirkliche Intermittenz, ein Verlaufen der Excentricitäten mit Nachlassen, die den A. den Kranken mit periodischer oder intermittirender Manie nähert. Damit treten wir mit einem gradweisen Uebergang in das unbestrittene Gebiet des eigentlichen Irreseins über. Man könnte leicht Beispiele finden, wo zu den Erscheinungen der Erregung oder des völligen Nachlassens sich Erscheinungen von Herabstimmung gesellen, so daß förmliche Andeutungen von circulärem Irresein entstehen. Da diese Formen der Geistesstörung wesentlich auf erblicher Anlage beruhen, sind diese Begegnungen sehr natürlich.

Nichts kommt dem Cynismus und der Gewissenlosigkeit dieser Menschen gleich. Nach den widerwärtigsten und verächtlichsten Handlungen tragen sie eine treuherzige Miene und eine ungeheuerliche Harmlosigkeit zur Schau und prahlen mit ihrer Sittlichkeit und ihren Tugenden, an denen man nach ihrer Meinung nicht zweifeln kann.

Zuerst im Seminar, dann im Gymnasium untergebracht — erzählt Dagonet¹ — wurde X. mit ungefähr 14 Jahren wegen Ungehorsam fort-

¹ Dagonet, Folie morale et folie intellectuelle, Ann. 1871.

der sie andauernd verfolgt wurde und die ihr befohlen hatte, anzuzünden und sich dann das Leben zu nehmen. Nachdem sie zum erstenmal Feuer angelegt hatte, habe sie ruhig und vergnügt den Brand ausbrechen sehen; beim zweitenmale habe sie sich bemüht, selbst Därm zu schlagen, und unmittelbar darauf versucht, sich zu erhängen. Man vermochte bei ihr keine Andeutung von geistiger Störung zu entdecken, aber mit ihren körperlichen Verhältnissen lag es anders. Seit dem Alter von 4 Jahren litt sie an Krämpfen, die später in Epilepsie ausarteten, deren Anfälle jedesmal heftiger wurden, wenn sie mit der Menstruationszeit zusammenfielen. Wenige Tage vor dem Brande hatte sie einen schweren Anfall gehabt, dem eine schwere Beklemmung vorausging. Uebrigens hatte sie die That weder in einem Erregungszustande noch unter dem Einfluß irgend eines äußeren Anlasses begangen; sie hatte sogar einige Tage gezaubert.

In den Verhören und im Gefängniß hatte sie nicht die geringste Geistesstörung kundgegeben.

Das junge Mädchen litt nicht nur an Brandstiftungstrieb, sondern es war auch selbstmordsfüchtig und nervenkrank.

Um die enge Beziehung zwischen dem Ausbruch der Regel und dem Trieبانfall zu zeigen, will ich eine durchaus beweisende eigene Beobachtung erzählen.

Die junge Eugenie P., welche bis dahin gesund war und niemals geistige Störungen hatte erkennen lassen, hat im Februar 1877 ihre erste Regel. Sie ist 17 Jahre alt. Während der drei Tage, die der Blutung vorhergehen, leidet sie an Leibschmerzen, Kopfweh und Schlaflosigkeit. Sie hört in sich unbestimmte, aber gebieterische Stimmen, die ihr befehlen, Feuer anzulegen. Sie kann diesem Antrieb nicht widerstehen und zündet das Haus an, wo sie im Dienste ist. Gleich darauf fühlt sie sich beruhigt.

Die zweite Menstruation findet im September desselben Jahres statt und verläuft regelmäÙig.

Die dritte tritt am 24. März 1878 ein und verbindet sich gleich der ersten mit nervösen Erscheinungen, Beängstigung, Zwangsvorstellungen, unwillkürlichen Trieben; am selben Tage zündet sie das Haus ihrer Eltern an.

Von diesem Zeitpunkt ab erscheint die Regel nicht mehr. Die Kranke wird im Juni 1878 gebracht. Sie ist ein kleines, schwächtiges, blutarmes Mädchen von klugem Aussehen und bietet eine allgemeine Gefühllosigkeit der Haut und der Schleimhäute. Sie redet nicht irre, sondern klagt nur über Unruhe und Schlaflosigkeit.

In der Nacht des 1. Juli bekommt sie einen schweren hysterischen Anfall, der drei Stunden dauert; während der ganzen Dauer des Anfalls

schreit sie Feuer! und ruft ihre Eltern an, scheint sich mit ihnen zu unterhalten.

Am 25. Juli ein neuer Anfall von kurzdauerndem hysterischen Delirium. Sie steht in der Nacht auf, packt ihr Bett aus, reißt ihre Wäsche in Stücke; am anderen Morgen giebt sie an, sich an nichts zu erinnern.

In den Nächten des 6. und 9. August neue ähnliche Anfälle, diesmal Nachkrämpfe oder Zerstörungstrieb. Sie versucht, sich die Haare abzuschneiden, sagt, sie wolle sich nicht den Hals abschneiden, aber wohl sich erhängen, man nähert sich augenscheinlich einer Menstruation.

In der That wird sie am 13. August von 9 Uhr bis Mitternacht von heftigen hysterischen Krämpfen mit Verwirrtheit befallen. Sie dreht und wälzt sich und schreit, sie ersticke, alles brenne, sie wolle an allen vier Ecken Feuer anlegen, sie wolle alles zerbrechen und zerreißen. Ich bemerkte, daß ihr Hemd etwas mit Blut befleckt ist; sie hat ihre Regel zum viertenmal, aber sie tritt am anderen Morgen zurück. Die Kranke gesteht, daß sie tags zuvor den ganzen Tag unwohl und beängstigt gewesen sei, daß sie den Anfall kommen gefühlt und selbst die Zwangsjacke verlangt habe. Sie fügt hinzu, daß sie sich an nichts erinnere, was während des Anfalles vorgegangen ist.

Die folgenden Tage sind schlecht, gehen aber ohne große Anfälle vorüber.

Am 16. September fünftes Erscheinen der Regeln; sie verschwinden am anderen Morgen. Es giebt ein wenig Unruhe und Aufregung, aber keinen Tobsuchtsanfall.

Von dieser Zeit an völlige Ruhe. Am 26. Januar 1879 Rückkehr der Menstruation zum sechstenmal. Es bestehen einige Leibscherzen, die Absonderung ist gering, dauert aber vier Tage und wird von keiner Geistesstörung begleitet. Am 12. März, 7. April und 5. Mai Wiedereintritt einer regelmäßigen und normalen Menstruation, Verschwinden jedes hysterischen oder Irnsinns-Symptomes, die Kranke wird als geheilt entlassen.

Außer der reinen und einfachen Pyromanie, die so eng durch die Menstruationszeit bedingt wird, finden wir bei diesem jungen Mädchen die hysterischen Zeichen und den Selbstmordtrieb, welcher der unumgängliche Begleiter aller Triebe mit Bewußtsein zu sein scheint.

mehr eine Geisteschwäche erblichen Ursprunges, sondern eine wirkliche erworbene Seelenstörung darstellt. Man findet in diesem Falle das wichtige diagnostische Merkmal des Irreseins: die Persönlichkeit ist von sich selbst verschieden geworden; ihr geistiger Zustand entspricht nicht mehr ihrem Geisteszustande von früher. Es handelt sich um eine abgeschwächte Form der Manie, wo Störung der Handlungen, reine Extravaganzen und eine wahre Virtuosität in der Erfindung neuer Excentricitäten herrscht, eine schmutzige und seltsame Lebensweise geführt wird und jedes Gefühl für Schicklichkeit fehlt, und ausgesprochene Neigungen zur Unsitlichkeit bestehen. Gleichzeitig bemerkt man, obwohl die Verstandesthätigkeit unversehrt scheint, ohne Mühe eine hervorragende Herabsetzung der sittlichen und Gemüthsanlagen.

Wer hat nicht, sagte im Jahre 1867 Billod in der Pariser medicinisch-psychologischen Gesellschaft, von diesem Erz-Diogenes sprechen hören, dessen Excentricitäten in ganz Paris Widerhall gefunden haben, der fünfzig Servietten für einen einzigen Bart entfaltete, sich im Sommer erfrischte, indem er Eis nahm und davon in seine Schuhe that, in den Speisehäusern, wo er aß, ein Uebel für seinen Hund auslegen ließ, manchmal alle Fiaker des Boulevards hinter sich her fahren ließ, seinen Regenschirm nur benutzte, wenn das Wetter gut war und ihn seinem Diener gab, wenn es regnete, u. s. w.

Eine dieser Excentricitäten hatte den Zweck, das Publikum des Théâtre Français das Unrecht büßen zu lassen, daß es acht Tage vorher eine von ihm mit lauter Stimme während eines Zwischenactes des aufgeführten Stückes abgegebene Kritik übel aufgenommen hatte. Ich wünschte, hatte er gesagt, daß der Verfasser dieses Stückes 25 000 Franken Rente hätte, denn wenn er sie hätte, würde er wahrscheinlich keine Stücke mehr machen. Die Rache bestand darin, daß er eines Tages bei strömendem Regen zehn Minuten vor dem Ende der Vorstellung alle dem Théâtre Français benachbarten Stationen von Wagen entblößte, indem er sie für seine Rechnung wegführte, und so das Publikum dieses Abends der Hülfе auch des geringsten Fuhrwerks beraubte.

Man kam nicht aus dem Erstaunen heraus, wenn man den feinsten gebildesten Geist neben diesen unglaublichen Verirrungen wahrnahm. Einer der Büge dieses — dennoch — Geistes war durch eine Neigung gekennzeichnet, allem den poetischen Hauch zu benehmen und alles auf den Realismus der Materie zurückzuführen. Nachdem er zum Beispiel mit einer Begeisterung und Bewunderung, durch die man zunächst getäuscht

werden konnte, über die Schönheit eines poetischen oder sonstigen Wertes gesprochen hatte, verfehlte er niemals, seine Lobrede mit dem unerwarteten Schluß zu beendigen: „Und wenn man denkt, daß der Verfasser dieses Meisterwerks auf den Abtritt geht!“¹

Einer der berühmtesten Fälle dieser Art ist der des Herrn von P. der um 1870 ein großes Geschrei in der Presse veranlaßte und als Vorwand zu den ungerechtesten und unbegründetsten Beschuldigungen diente.

Herr von P., Offizier der Ehrenlegion, alter Militär-Unterintendant, hatte seit seiner Pensionirung seinen Wohnsitz in einer alten Kirche zu P. aufgeschlagen und führte dort ein höchst excentrisches und wüstes Leben, verkehrte mit Leuten niederen Standes, lief im Hemd, ohne Unterhose und Strümpfe, auf der Straße umher, zeigte sich in derselben Kleidung auf seinem Balkon und ergab sich coram populo der Berrichtung seiner natürlichen Bedürfnisse. Seine Familie ließ ihn von Kousselin und Lunier untersuchen, aus deren Bericht wir folgenbes herausziehen.

„Um zu Herrn P. zu kommen, hatten wir uns mit großer Mühe zum dritten Stock hinaufzuschwingen mittelst Treppen, die aus stark geneigten Ebenen gebildet waren, wo die Stufen durch querüber aufgenagelte Latten ersetzt sind. Dort fanden wir Herrn von P. in einem Zimmer, das ihm zugleich als Schlafzimmer, Küche und Speiseaal dient und wo in buntem Durcheinander ein unsauberes und elendes Bett, zwei oder drei zerlumpte Lehnstühle, ein eiserner Ofen, dann überall ein wenig, auf der Erde, auf den Möbeln oder an den Wänden aufgehängt, Lumpen von Stoffen oder Kleidern, zerfetzte Bücher, Zeitungen und Hefte, Ausfertigungen vom Gerichtsbdiener, Pfeifen, Bruchstücke von Speisegeräth und Gipsfiguren, beschädigte Rahmen und Bilder aufgehäuft waren, und das ist nicht eine vorläufige Einrichtung, sondern die endgültige Wohnung, die Herr von P. sich in seinem großen Hause vorbehalten hat. Die Zimmer, welche er zu vermietthen beabsichtigt, sind auß Gerathewohl getheilte Räume ohne andere Deffnung als die Thür, durch einfache Verschläge von schlecht gefügten Brettern abgetheilt; er macht sich anheischig, dieselben in weniger als acht Tagen vollkommen wohnlich zu machen.

Herr von P. hat kein Hemd; ein alter, sadenscheiniger Ueberrock, auf dem die Offizierschleife der Ehrenlegion befestigt ist, eine durch den Gebrauch und durch Schmutz gelb gewordene Hose und eine zerlumpte Flanelweste machen seine ganze Kleidung aus, und in dieser Ausstattung begleitet er uns in die vornehmsten Stadttheile. Herr von P. erzählt uns selbst sein Leben. Seit langer Zeit von seiner Frau getrennt und kinderlos,

¹ Billod, Bericht über die med.-psychol. Gesellsch., Ann. 1867.

Dieser unwiderstehliche Drang nach Ortsveränderung scheint ein Kennzeichen vorgeschrittener geistiger Entartung zu sein. Er findet sich bei verschiedenen Kategorien von Gehirnleidenden und besonders bei den Instinktiven und Imbecillen, die aus diesen Reisen Veranlassung nehmen, die phantastischsten Abenteuer zu erfinden. Wir werden Lezteren wiederbegegnen, wenn wir uns mit dem Hange zur Lüge beschäftigen.

Wenn aber die Intelligenz eine höhere Entwicklungsstufe erreicht hat, zeigt sich die geistige Unbeständigkeit in viel verwickelterer Art und die Lust an Ortsveränderung und Reisen ist dann nur eine der vielen Erscheinungen, in denen sie zum Durchbruch kommt. Dem „Wanderungsfüchtigen“ folgt der Abenteuerer und der Belastete großen Stils.

Um 1830 stürzte sich ein Mitglied der französischen Akademie von der Brücke des Arts herab in die Seine, nichts erklärte den Selbstmord. Er hinterließ einen Sohn, der ein bemerkenswerther Fall eines „vernünftigen Belasteten“ war.

Raum 12 Jahre alt, erzählt Legrand du Saulle,¹ war A. bereits absonderlich, unlenksam und schwer zu fesseln. Je mehr er heranwuchs, um so mehr Unruhe und Kummer verursachte er seiner Mutter. Faul, aber mit einer Begabung für die Wissenschaften, die man bedeutend fand, wurde er zur Seemannsschule zugelassen und reiste nach Brest ab. Man wußte, daß er nach Unbekanntem lüftern war und Gefahr liebte, und prophezeite dem künftigen Seemann die höchsten Lose. Er wurde jedoch von der Schule wegen Ungehorsam, Widerspruchsgeist und Verbreitung von Aufruhr gegen die Obrigkeit verwiesen und kam nach Paris zurück, übte die Schauspielkunst, versuchte in den Salons Komödie zu spielen, studirte Aufführungen im Hause ein, schaltete im Nothfall für diesen Zweck nach Belieben mit den Teppichen und Möbeln seiner Mutter, verwendete seine Zeit, um Rollen zu lernen und einzustudiren und schloß sich dann Schauspielertroppen von Jahrmärkten und kleinen Vorstadttheatern an.

Im Ministerium des öffentlichen Unterrichts angestellt, zeigte er sich als ungenauer Beamter, ungelehrig, humoristisch, wankelmüthig, des sittlichen Gefühles bar, von beleidigend ungezwungener Haltung, falschem Charakter und völliger Ungefelligkeit. Er leistete dort keinen Dienst, wurde trotzdem stets behalten, fuhr fort, im Schlepptau von Schauspielern und Schau-

¹ Legrand du Saulle, Ann. méd.-psychol., 1872.

pielerinnen niederer Stufe Ausflüge in die Provinz zu machen, gab viel mehr als sein Einkommen aus und war in alle Abenteuer und Verirrungen des herumziehendsten, unregelmäßigsten und seines Namens und seiner Familie unwürdigsten Lebens verstrickt.

Im Jahre 1850, nunmehr 32 Jahre alt, nahm er plötzlich von den Seinigen und dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts Abschied und reiste unvermittelt nach Californien ab. Er versuchte dort verschiedene Geschäfte, hatte aber in keinem Erfolg und schrieb nicht mehr nach Frankreich. Nach Verlauf einer Reihe von Jahren erfuhr seine Familie endlich, daß er 1855 zum Priester geweiht wäre und bereits verschiedene Pfarreien in Californien versehen hätte, einer sehr hohen Achtung gendesse und eine Art Kirchen- und Verwaltungs-Oberhoheit in dem Lande, wo er weilte, ausübe und sicher zum Bischof von St. Francisco berufen werden würde. Um 1870 begann er wieder nach Frankreich zu schreiben und forderte jedesmal Geldsendungen. Man schickte ihm der Art mehr als 20 000 Franken in zwei oder drei Sendungen. 1873 theilte man ihm mit, daß er eine Erbschaft gemacht habe. Er antwortete sofort, daß er sehr glücklich sei, Amerika verlassen zu können, und kam unverzüglich nach Paris, begleitet von einer jungen Frau mit auffallendem Aussehen und verdächtigen Benehmen; einer seiner Verwandten, ein ausgezeichnete Arzt, setzte die Rückkehr der Begleiterin nach St. Francisco durch, wurde aber dann durch die Inkonsequenzen und Seltsamkeiten A.'s überrascht, der morgens zwei Stunden in einer Kirche zubrachte, wo er als Hülfspriester zugelassen war, und abends in halb-weltlichem, halb-geistlichem Anzuge in die Oper, in kleine ziemlich schlecht besuchte Singspieltheater und Cafés chantants ging.

Herr X. wurde gerufen, erkannte ernste Zeichen eines etwas dunklen Gehirnleidens, erfuhr, daß der Kranke seit zwei Jahrzehnten eine gewisse Anzahl von Kongestionen ohne Bewußtseinsverlust und ohne Krämpfe, aber mit zeitweiliger Lähmung einer Körperhälfte, bald rechts, bald links, gehabt habe und daß er im allgemeinen schnell wiederhergestellt würde. Dennoch erklärte Herr X., daß es nicht angehe, den Kranken in eine Irrenanstalt zu bringen.

Im Jahre 1874 war A.'s Gewohnheitsunterhaltung paradox, jett-sam, unzusammenhängend. Er verfehlte niemals, die Thatsache zu betonen, daß er vollkommen vernünftig, niemals geistesgestört gewesen und glücklich sei, einen erhabenen Geist zu besitzen; dann erzählte er von der anderen Seite, daß er sich in Californien stets über die Theaterangelegenheiten durch den „Figaro“ auf dem Laufenden erhalten hätte, daß es in Paris sehr schöne und angenehme Frauen gäbe und daß man bei ihnen immer seine Zeit verbringen könne, ohne sich einen einzigen Augenblick zu langweilen. Seine Ausgaben waren verhältnißmäßig unvernünftig, und seine ungehörige

Aufführung verleitete ihn zu Alkoholexcessen, die bis dahin niemals wahrgenommen waren.

Vom November 1874 bis zum Mai 1875 hatte er dreimal Kopfkongestionen mit vorübergehender Lähmung der rechten Körperhälfte und weitstanzartigen Bewegungen. Sobald er sich ein wenig erholt hatte, ging er aus, besuchte wieder die Theater und verschwand manchmal auf die Dauer von zwei oder drei Tagen. Er hatte dann Erinnerungsverlust und Unsicherheit des Ganges. Er knüpfte Beziehungen mit einem verlorenen Mädchen an, ging mit ihr aus, verlangte und erhielt unaufhörlich Geld und kehrte stets mit völlig leeren Taschen wieder zurück.

Da er sich nicht frei genug fühlte, verließ er im Mai 1875 plötzlich seine Familie und richtete sich mit einer alten Dienerin in einem kleinen Landhause zu Lagny ein. Man erfuhr bald, daß er beständig nach Paris käme und häufig vergäße, nach Lagny zurückzukehren.

Am 20. Juli 1875 abends fiel A. in der Nähe des Ostbahnhofes um und wurde bewußtlos in das Krankenhaus Lariboisière getragen. An gewissen Besonderheiten seiner Kleidung erkannten die Nonnen, die bei seiner Entkleidung halfen, daß er ein Geistlicher sein müsse. Er wurde von seiner Familie reklamiert und wiedergefunden, in der Stadt gepflegt und konnte am 26. August wieder nach Lagny heimkehren.

Am folgenden 23. November 6 Uhr morgens wurde A. ohne Bewußtsein und diesmal von epileptieartigen Krämpfen befallen vor einem Hause der Lafayettestraße, wo er die Nacht zugebracht hatte, in einen Fiaker getragen mit dem Auftrage, ihn an die angegebene Adresse, in die Hände seiner Angehörigen, abzugeben. Am anderen Morgen erzählte Dr. B. alle vorhergehenden Sonderlichkeiten und beanspruchte unseren Rath. Ich besuchte den Kranken, stellte eine üble Voraussage und dachte auf Grund der beobachteten wechselseitigen Lähmung an eine wahrscheinlich vorliegende Erkrankung des verlängerten Markes. Die Familie brachte diesmal den A. in eine Heilanstalt.

Der Kranke machte es dennoch möglich, sich zu erholen, wieder Kräfte zu bekommen, Zeitungen zu lesen und mit seinen Genossen Karten zu spielen. Am 9. Januar 1876 wurde er plötzlich ohnmächtig, hatte Abweichung des Gesichtes, allgemeine Muskelsteifigkeit, krankhafte Erschütterungen, Erschwerung des Schlingens, röchelnde Athmung, unwillkürliche Harn- und Stuhlabgang und starb nach Verlauf einer Stunde. Dr. L., der zugegen war, ist überzeugt geblieben, daß A. einer Blutung der Brücke erlegen sei. Eine Sektion wurde nicht gemacht.

Ähnliche Wesen geben während ihres Lebenslaufes zu zahllosen Irrthümern der Diagnose Anlaß. Sie werden der Reihe nach für Maniakalische, Größenwahnsinnige und zuletzt für Para-

lytischer gehalten. Sie sind aber nichts von alledem; sie sind erblich Belastete.

Die bei diesem Kranken erwähnten Gehirnkongestionen von wachsender Schwere sind bei allen seinesgleichen fast die Regel. Bald treten sie in einem frühzeitigen Alter zum erstenmal auf, fast am Ende des Jünglingsalters, wie bei einem „Vernünftigen“, dessen Beobachtung ich besitze, der seinen ersten Anfall mit 23 Jahren hatte und erst mit 63 Jahren einem letzten schweren Anfälle nach dem bewegtesten Dasein, das man sich vorstellen kann, unterlag; bald erscheinen sie erst lange nach dem ersten Auftreten der geistigen Unbeständigkeit. In diesen Fällen haben die Kongestionen zweifellos stattgefunden, aber sie haben sich, wie in einer folgenden Beobachtung, nur durch die geistige Erregung ausgesprochen.

Im allgemeinen verräth die geistige Unbeständigkeit bei dieser Gruppe der Excentrischen sich durch die Unmöglichkeit, eine feste Gestalt im Leben anzunehmen, einer bestimmten Richtung zu folgen, einen Beruf zu ergreifen, gesellschaftlichem Uebereinkommen sich zu fügen, sich den Gesetzen und irgend einer Disciplin anzubequemen.

A. ist ein natürlicher Sohn.¹ Sein Vater war ein Mann ohne Lebensart, Trinker, allen Ausschweifungen ergeben, geradezu toll, und starb schließlich in ausgesprochenem Irtsinn. Bruder des Vaters ist geisteskrank gestorben, eine Schwester des Vaters seit langen Jahren blind, eine andere leidet an Halbbblindheit kongestiver Natur. Sie ist außerdem Schwindelanfällen unterworfen, die ihr die Befürchtung, geisteskrank zu werden, erwecken. Ihr Neffe ähnelt ihr sehr; wie sie, leidet er an einer Art Krampf der rechten Gesichtshälfte. Er hat einen engen Schädel, fliehende Stirn, schielenden Blick und den widerlich süßen Ausdruck eines falschen „guten Kerls“.

A. macht ganz den Eindruck eines vernünftigen Menschen, und trotzdem ist sein ganzes Leben von der frühesten Jugend und der Schulbank an nur ein unaufhörlicher Kampf gegen die Gesellschaft gewesen. Instinkte, Verlangen und Leidenschaften haben bei ihm niemals ein Gegengewicht gefunden, weder in dem einfachen und rauhen gesunden Menschenverstand, der auch den Verderbtesten gebietet, nichts gegen ihren Nutzen und nur das, was einen Zweck, und wenn keinen gewissen, so doch einen wahrscheinlichen

¹ Moreau de Tours, Psychologie morbide. Paris 1860.

Vorthail bringt, zu thun, noch in der inneren Stimme, die sich im Grunde des Menschenherzens als der schmerzliche Widerhall über Thaten erhebt.

Raum konnte er seinen Charakter zeigen, sagte uns seine Tante, deren Worte wir hier wiedergeben, als er stets mit dem Guten im Gegensatz stand. Er war eigenwillig, jähzornig, rachsüchtig, war nie wie die anderen Kinder. Er wollte alles, was man ihm verbot, nahm und aß alles, was er fand, auf die Gefahr hin, sich zu vergiften; so trank er Tinte und Bleichwasser. Als er mit 3 Jahren eine Thür nicht öffnen konnte, um sich zu einer Nachbarin zu begeben, die ihm manchmal Naschwerk gab, stürzte er sich zum Fenster des ersten Stockes hinaus. Man glaubte, daß er todt sei; er war aber nur betäubt.

Da die Eltern durchaus gar nichts ausrichten konnten, gaben sie ihn in die Erziehungsanstalt von Belleville, in der Hoffnung, daß Fremde mehr Herrschaft über ihn ausüben würden. Dort war es schlimmer denn je; aus der Klasse gejagt, floh er in die Küche, wo er alles, was er fand, zerstückte, stahl und aß; man wollte ihn nicht behalten.

Eines Tages besuchte ihn seine Großmutter. A. verlangte, sie sollte ihn mit sich fortnehmen; auf ihre Weigerung raffte er einen Stein auf und warf ihn ihr an den Kopf. Die arme Frau wurde sehr schwer verwundet und verlor viel Blut. Auf den strengen Verweis hin ist er weit entfernt, seine Uebelthat zu bereuen, sondern drückt kalt das Bedauern aus, nicht mehr Unheil angerichtet zu haben. Mit dem Heranwachsen wurde das unglückliche Kind täglich fürchterlicher und zeigte sich von den schlimmsten Leidenschaften besetzt. Er wurde aus allen Erziehungsanstalten fortgeschickt oder entfloß selbst. Er bestahl und mißhandelte seine Genossen; man floh ihn wie die Pest.

Mit 18 Jahren führt er sich als Freiwilliger in einem Linienregiment ziemlich gut, solange dasselbe im Felde war, und es Flintenschüsse abzusenden oder zu bekommen gab; er that sich sogar durch seinen Muth hervor. Nach Wiederherstellung des Friedens vergehen wenige Wochen, ohne daß sich lebhaftere Unzufriedenheit gegen ihn erhöhe. Wilder Gemüthsart hat er stets den Säbel in der Hand, um sich gegen angebliche Beleidigungen zu rächen. Er erleidet mehrere sehr schwere und scharfe Bestrafungen, u. a. die der Eilos, alles mit völliger Gleichgültigkeit. Wegen Thätlichkeiten gegen einen Vorgesetzten zum Tode verurtheilt, nimmt A. den Spruch mit den Worten auf: „Auf Ehre, ich habe es redlich verdient; schießt mich nur todt; ich werde mich selbst los sein.“ Die Strafe wurde in zehn Jahre Festungshaft umgewandelt.

Kurz nach seinem Austritt aus dem Gefängniß gab A. endlich deutliche Zeichen von Geisteskrankheit; er wurde während einiger Tage von einer wahren maniakalischen Verwirrtheit befallen und nach Bicêtre geschickt, wo er sich zwei Jahre lang aufhielt.

Moreau (von Tours) fügt hinzu, daß er im geistigen Status dieses Kranken eine Besonderheit von größter Wichtigkeit angemerkt habe: Er zeigte nur in unregelmäßigen Zwischenräumen jene Bornmüthigkeit und Festigkeit des Charakters, von der in der vorigen Krankengeschichte die Rede ist. Er verlangte dann eine ganz besondere Aufsicht und mußte von den anderen Kranken getrennt werden; ohne das hätte man ein Unglück zu beklagen haben können.

In der Zwischenzeit war er fleißig, dienstfertig, beinahe ein guter Kerl, hatte Bewußtsein von der in ihm vollzogenen Veränderung und fühlte sich sicher, sich von nun an stets vollkommen beherrschen zu können. Genau bis die Erregung wiederkam, zeigte A. alle diese guten Neigungen. Man bemerkte dann gleichsam einen ganz leichten Anflug von Trunkenheit in seinem Blick. In den Augenblicken völliger Klarheit hielt A. sich gern abseits, wartete, bis man ihn fragte, um das Wort zu nehmen, und enthielt sich jeder Aufdringlichkeit.

Wir finden bei dieser durch den Verfasser so fein zergliederten Beobachtung eine sehr deutliche Neigung zu Kon-
gestionen, und außerdem haben wir eine, wenn nicht neue, so doch noch klarer ausgesprochene Erscheinung hervorzuheben, nämlich eine wirkliche Intermittenz, ein Verlaufen der Excentricitäten mit Nachlässen, die den A. den Kranken mit periodischer oder intermittirender Manie nähert. Damit treten wir mit einem gradweisen Uebergang in das unbestrittene Gebiet des eigentlichen Irreseins über. Man könnte leicht Beispiele finden, wo zu den Erscheinungen der Erregung oder des völligen Nachlassens sich Erscheinungen von Herabstimmung gesellen, so daß förmliche Andeutungen von cirkulärem Irresein entstehen. Da diese Formen der Geistesstörung wesentlich auf erblicher Anlage beruhen, sind diese Begegnungen sehr natürlich.

Nichts kommt dem Cynismus und der Gewissenlosigkeit dieser Menschen gleich. Nach den widerwärtigsten und verächtlichsten Handlungen tragen sie eine treuherzige Miene und eine ungeheuerliche Harmlosigkeit zur Schau und prahlen mit ihrer Sittlichkeit und ihren Tugenden, an denen man nach ihrer Meinung nicht zweifeln kann.

Zuerst im Seminar, dann im Gymnasium untergebracht — erzählt Dagonet¹ — wurde A. mit ungefähr 14 Jahren wegen Ungehorsam fort-

¹ Dagonet, Folie morale et folie intellectuelle, Ann. 1871.

geschickt. Mit 18 Jahren ging er als Schiffsjunge an Bord, ließ sich dann als Soldat anwerben und wurde nach Afrika befördert und ließ sich drei Monate später verabschieden. In sein Vaterland zurückgekehrt, verpflichtet er sich in der belgischen Armee, desertirt, kommt nach Paris, stellt sich dem Oberen des großen Seminars vor, den er glauben macht, daß er Priester werden wolle, wird in ein Kloster geschickt, das er bald darauf verläßt, lehrt nach Belgien zurück, läßt sich verhaften und wegen Desertion zu einem Jahr Gefängniß verurtheilen. Nach einigen Monaten wird er begnadigt, dann wieder eingestellt; er desertirt abermals. Ein zweites Mal verurtheilt, wird er bei der Thronbesteigung Leopolds II. von neuem begnadigt.

Zum Gemeindeglehrer ernannt, verheirathet er sich entgegen der übereinstimmenden Meinung seiner Angehörigen und verläßt seine Frau nach vierzehntägiger Ehe. Infolge von Auschweifungen, denen er sich ergiebt, wird er seines Amtes entsetzt und versinkt bei der Unmöglichkeit, eine neue Stelle zu bekommen, bald in das äußerste Elend.

Da er verheirathet und aus anderer Ursache hinreichend bekannt war, konnte er keine Stelle finden. Alsdann verschafft er sich falsche Papiere, geht nach Holland, schließt unter angenommenem Namen einen Vertrag nach Indien und steckt eine Prämie von 160 Gulden ein.

Zum Unteroffizier ernannt und dem topographischen Bureau zugetheilt, verdient er theils in Java, theils in Batavia 60 Gulden monatlich. Bald ergreift ihn Langeweile, er simulirt eine Krankheit, wird glücklich theilweise entlassen und kommt Ende 1869 nach Rotterdam zurück, wo er als Unteroffizier eine neue Extrabergütung von 300 Franken erhält. Darauf kehrt er nach Brüssel zurück, wo er nur zwei Tage bleibt, reist dann nach Paris und wird wegen Beamtenebeidigung zu vierzehn Tagen Haft verurtheilt. Wieder in Freiheit gesetzt, ergiebt er sich verschiedenen Gaunereiversuchen, läßt sich von dem Seminardirektor zwanzig Franken gegen das Versprechen sofortiger Rückkehr nach Brüssel geben, verbringt seine Zeit in den Cafés, verkauft seine Kleider, läßt sich durch eine Arbeiterin erhalten, die er verläßt, sobald sie am Ende ihrer Hülfsmittel ist, macht Ausgaben für einen Wagen und für Behergung in einem Café, die er nicht bezahlen kann, und wird dann verhaftet.

Er bietet bei seiner Ankunft Zeichen von Größenwahn, aber er behauptet, diese geistige Neigung übertrieben und sich eine Art Vergnügen daraus gemacht zu haben, selbst den mit seiner Beobachtung beauftragten Arzt zu täuschen.

Es ist trotzdem gewiß, daß dieser unglückliche junge Mann unter dem Einfluß der geringsten Erregung sich nicht mehr beherrscht, alle Gewalt über sich verliert und nicht mehr das Bewußtsein der Handlungen hat, denen er sich hingiebt. Er insultirt dann ohne Grund die Beamten der Staatsgewalt, und wenn seine Erregung nur im geringsten größere Ver-

Hältnisse annimmt, so sieht man ihn alsbald deutliche geistige Störungen darbieten. Er wird dann von den unsinnigsten Größenideen beherrscht, bildet sich ein, der Sohn hochgestellter Personen zu sein, kurz er wird thatsächlich irrsinnig. Bemerkenswertherweise zeigt er jedesmal in diesem Falle eine eigenthümliche Neigung, seine Störung zu übertreiben, als wenn er selbst in diesem Zustand noch einen Theil des Bewußtseins seiner Stellung bewahrte.

Wir hatten den Kranken einige Jahre lang aus den Augen verloren, als ein Brief von dem Arzte einer belgischen Irrenanstalt an uns gerichtet wurde. Der verehrte Kollege theilte uns mit, daß K. im Begriff wäre, vor Gericht zu kommen, er hatte Fälschungen begangen, sich unter dem Namen und auf die Papiere eines kurz zuvor verstorbenen jungen Mannes hin anwerben lassen, mit dem er eine oberflächliche Aehnlichkeit im Alter, im Wuchs und in der Gesichtsbildung hatte. Er selbst schrieb uns einen merkwürdigen Brief, um unsere Unterstützung anzurufen; er schrieb: „Ueberzeugt von Ihrer Meinung über meine Sittlichkeit und meine Sitten, habe ich das volle Vertrauen, daß Sie mir in den Grenzen der Möglichkeit zu Hülfe kommen werden, um mich aus der beklagenswerthen Lage zu ziehen, in die ich mich gebracht habe, indem ich meine sittliche Freiheit nicht mehr genoß.“

Die letzten Zeilen sind charakteristisch. Sie zeigen zur Genüge, wie weit die unbewußte Dreistigkeit eines „vernünftigen“ Belasteten gehen kann.

Aber ein anderer klinischer Punkt, dessen Hervorhebung bei der Beobachtung dieses Menschen von großer Wichtigkeit ist und der unsere Aeußerungen über die krankhaften Eigenschaften dieser Art von Kranken bestätigt, sind die Anstöße von vorübergehendem Größentwahn, welche ihm einen unbestreitbaren Zutritt in das Gebiet der Geisteskrankheit gewähren und alle Zweifel über die Natur der sittlichen Verfehrungen beheben, die er im Laufe seines Lebens bewiesen hat.

II.

Extravagante und Schmutzige.

Die Excentricität des Verhaltens kann verschiedene Formen annehmen, aber eine ihrer Arten ist dadurch besonders interessant, daß sie sich erst in einer späten Lebenszeit entwickeln kann und nicht

mehr eine Geisteschwäche erblichen Ursprunges, sondern eine wirkliche erworbene Seelenstörung darstellt. Man findet in diesem Falle das wichtige diagnostische Merkmal des Irrethums: die Persönlichkeit ist von sich selbst verschieden geworden; ihr geistiger Zustand entspricht nicht mehr ihrem Geisteszustande von früher. Es handelt sich um eine abgeschwächte Form der Manie, wo Störung der Handlungen, reine Extravaganzen und eine wahre Virtuosität in der Erfindung neuer Excentricitäten herrscht, eine schmutzige und seltsame Lebensweise geführt wird und jedes Gefühl für Schicklichkeit fehlt, und ausgesprochene Neigungen zur Unsittlichkeit bestehen. Gleichzeitig bemerkt man, obwohl die Verstandesthätigkeit unverfehrt scheint, ohne Mühe eine hervorragende Herabsetzung der sittlichen und Gemüthsanlagen.

Wer hat nicht, sagte im Jahre 1867 Billod in der Pariser medicinisch-psychologischen Gesellschaft, von diesem Erz-Diogenes sprechen hören, dessen Excentricitäten in ganz Paris Widerhall gefunden haben, der fünfzig Servietten für einen einzigen Bart entfaltete, sich im Sommer erfrischte, indem er Eis nahm und dabon in seine Schuhe that, in den Speisehäusern, wo er aß, ein Gedeck für seinen Hund auflegen ließ, manchmal alle Fiaker des Boulevards hinter sich her fahren ließ, seinen Regenschirm nur benutzte, wenn das Wetter gut war und ihn seinem Diener gab, wenn es regnete, u. s. w.

Eine dieser Excentricitäten hatte den Zweck, das Publikum des Théâtre Français das Unrecht büßen zu lassen, daß es acht Tage vorher eine von ihm mit lauter Stimme während eines Zwischenactes des aufgeführten Stückes abgegebene Kritik übel aufgenommen hatte. Ich wünschte, hatte er gesagt, daß der Verfasser dieses Stückes 25 000 Franken Rente hätte, denn wenn er sie hätte, würde er wahrscheinlich keine Stücke mehr machen. Die Rache bestand darin, daß er eines Tages bei strömendem Regen zehn Minuten vor dem Ende der Vorstellung alle dem Théâtre Français benachbarten Stationen von Wagen entblöhte, indem er sie für seine Rechnung wegführte, und so das Publikum dieses Abends der Hülfe auch des geringsten Fuhrwerts beraubte.

Man kam nicht aus dem Erstaunen heraus, wenn man den feinsten gebildetsten Geist neben diesen unglaublichen Verirrungen wahrnahm. Einer derzüge dieses — dennoch — Geistes war durch eine Neigung gekennzeichnet, allem den poetischen Hauch zu benehmen und alles auf den Realismus der Materie zurückzuführen. Nachdem er zum Beispiel mit einer Begeisterung und Bewunderung, durch die man zunächst getäuscht

werden konnte, über die Schönheit eines poetischen oder sonstigen Wertes gesprochen hatte, verfehlte er niemals, seine Lobrede mit dem unerwarteten Schluß zu beendigen: „Und wenn man denkt, daß der Verfasser dieses Meisterwerks auf den Abtritt geht!“¹

Einer der berühmtesten Fälle diejer Art ist der des Herrn von P. der um 1870 ein großes Geschrei in der Presse veranlaßte und als Vorwand zu den ungerechtesten und unbegründetsten Beschuldigungen diente.

Herr von P., Offizier der Ehrenlegion, alter Militär-Unterintendant, hatte seit seiner Pensionirung seinen Wohnsitz in einer alten Kirche zu P. aufgeschlagen und führte dort ein höchst excentrisches und wüthes Leben, verkehrte mit Leuten niederen Standes, lief im Hemd, ohne Unterhose und Strümpfe, auf der Straße umher, zeigte sich in derselben Kleidung auf seinem Balkon und ergab sich coram populo der Berrichtung seiner natürlichen Bedürfnisse. Seine Familie ließ ihn von Kousfeln und Lunier untersuchen, aus deren Bericht wir folgendes herausziehen.

„Um zu Herrn P. zu kommen, hatten wir uns mit großer Mühe zum dritten Stod hinaufzuschwingen mittelst Treppen, die aus stark geneigten Ebenen gebildet waren, wo die Stufen durch querüber aufgenagelte Latten ersetzt sind. Dort fanden wir Herrn von P. in einem Zimmer, das ihm zugleich als Schlafzimmer, Küche und Speisesaal dient und wo in buntem Durcheinander ein unsauberes und elendes Bett, zwei oder drei zerlumpte Lehnstühle, ein eiserner Ofen, dann überall ein wenig, auf der Erde, auf den Möbeln oder an den Wänden aufgehängt, Lumpen von Stoffen oder Kleidern, zerfetzte Bücher, Zeitungen und Hefte, Ausfertigungen vom Gerichtsdiener, Pfeifen, Bruchstücke von Speisegeräth und Gipsfiguren, beschädigte Rahmen und Bilder aufgehäuft waren, und das ist nicht eine vorläufige Einrichtung, sondern die endgültige Wohnung, die Herr von P. sich in seinem großen Hause vorbehalten hat. Die Zimmer, welche er zu vermietthen beabsichtigt, sind aufs Gerathewohl getheilte Räume ohne andere Oeffnung als die Thür, durch einfache Verschlüge von schlecht gefügten Brettern abgetheilt; er macht sich anheischig, dieselben in weniger als acht Tagen vollkommen wohnlich zu machen.

Herr von P. hat kein Hemd; ein alter, fadenjcheiniger Ueberrock, auf dem die Offizierschleife der Ehrenlegion befestigt ist, eine durch den Gebrauch und durch Schmutz gelb gewordene Hose und eine zerlumpte Flanelweste machen seine ganze Kleidung aus, und in dieser Ausstattung begleitet er uns in die vornehmsten Stadtheile. Herr von P. erzählt uns selbst sein Leben. Seit langer Zeit von seiner Frau getrennt und kinderlos,

¹ Billod, Bericht über die med.-psychol. Gesellsch., Ann. 1867.

lebt er allein, wird durch eine Aufwärterin und einen Diensthoten, anscheinend einen alten Galeerensträfling, bedient; er giebt kaum hundert Franken monatlich für seine Nahrung und für die kleinen Mädchen, die, wie er uns sagt, in D. nicht theuer sind und denen er nicht entragt; was aus dem Rest seines Einkommens wird, weiß er nicht recht; er beargwöhnt seinen Diener, daß er ihn bestiehlt, aber er schöpft daraus weiter kein Vorurtheil und sagt uns einfach, daß es ein Schelm sei."

Man gab damals dem Einsperrungsantrag keine Folge. Später wurde Herr von P. wegen Beleidigung der öffentlichen Moral vor das Justizpolizeigericht gestellt und zuvörderst einer Prüfung durch drei Sachverständige unterworfen, die ihn durch Majoritätsbeschluß für zurechnungsfähig erklärten. Er wurde zu hundert Franken Buße verurtheilt.

Weder diese Verurtheilung, noch das Verbot, das Zeichen der Ehrenlegion zu tragen, ändern sein Verhalten. Kaum zwei Monate verstreichen, und man sieht ihn wiederum auf seinem Balkon ohne Hose oder Unterhose, mit einem vom Gürtel ab offenen Schlafrocke bekleidet; die Schenkel und die Geschlechtstheile waren unbedeckt.

Neue Verurtheilung zu zweihundert Franken Buße, worauf er P. verläßt und aufs Land geht. Hier benimmt er sich nach dem Bericht eines Polizeibeamten folgendermaßen:

„Herr von P. hat in E. ein kleines Eigenthum gekauft, auf dem er mit großen Kosten eine Wohnung eingerichtet hat, ununterbrochen niederreißend und wieder aufbauend, viele Pläne machend, bald von einer Molkerei, bald von einer Brauerei sprechend und schlechte Arbeiter zu maßlosen Preisen beschäftigend.

Herr von P. ist sehr excentrisch, sein Nervenleben ist ein wenig wild, das spricht sich in seinen Gewohnheiten, selbst in seinem Schlafen aus. Sein Benehmen läßt zu wünschen übrig. Zuweilen steigt er zu Pferd und kommandirt auf dem Markte. Seine Unterhaltung im normalen Zustande ist zuweilen glänzend und verräth Bildung, aber unter anderen Umständen ist sie schlecht und geht bis zum Cynismus.

Er ist mehr als verschwenderisch, giebt ganz ohne Vernunft und Vortheil Geld aus, ist thatsächlich unfähig, sein Vermögen, noch weniger das seiner Frau zu verwalten. Allerdings bringt er damit Niemand als sich selbst Schaden. In einer Privatirrenanstalt ersten Ranges untergebracht, würde er glücklicher sein. Jedoch bietet sein Geisteszustand keine Gefahr für die Gesellschaft oder für die öffentliche Sicherheit, und nichts würde zu seiner Einschließung in der Anstalt Charenton berechtigen."

Einige Monate später richtete er sich in Paris ein. Seine Excentricitäten sind derart, daß die Doktoren Rousselin und Lunier abermals berufen werden, ihn zu untersuchen.

„Die Erscheinung der Wohnung des Herrn von P. verräth die bei

einem Manne seiner Stellung istsiamischen Gewohnheiten: er lebt inmitten der empörendsten Unsauberkeit. Die Unordnung, deren Zeugen wir waren, als wir bei ihm eindringen, ist unbeschreiblich. Wir müssen hinzufügen, daß seine von uns festgestellten unvernünftigen Handlungen sich darauf nicht beschränken, sondern daß wir die Ueberzeugung gewonnen haben, daß seine Gewohnheiten und Handlungen alle Augenblicke geeignet sind, die öffentliche Sicherheit zu verletzen, daß er sich durch seinen Mangel an Sorgfalt thatsächlich jeden Augenblick der Gefahr aussetzt, das Haus in Brand zu setzen, das er bewohnt, und daß er in dieser Beziehung für seine Nachbarn ein Gegenstand fortwährender Furcht geworden ist.“

In Charenton untergebracht, protestirt er gegen seine Freiheitsberaubung und wendet sich an das Tribunal, welches Legrand du Saullle, Lobligois und Bouchereau beauftragt, ihn einer ärztlichen Untersuchung zu unterwerfen. Die Sachverständigen kommen zu dem Schlusse, daß Herr von P. sehr ausgesprochene Zeichen von Geisteschwäche und sittlicher Verlehrung biete, aber wieder in Freiheit gesetzt werden könne.

Im Gegensatz zu diesem Schlusse bestimmte das Tribunal nicht die Entlassung des Herrn von P., sondern entschied, nachdem es ihn im Sitzungszimmer gehört hatte, daß eine neue Untersuchung des Angeklagten vorzunehmen sei, die Tardieu zu übertragen sei.

Vor dem neuen Arzte offenbarte Herr von P. die tiefe Störung seiner Vernunft deutlich. Er erzählt, daß er in seiner Kirche zu B. eine Restauration eröffnen wolle, daß er den Gedanken gehabt habe, die gewöhnlichen Treppen durch schiefe Ebenen zu ersetzen, über die man mit dem Velociped hinauffahren könnte. Er sagt Verse auf, die er auf Charenton gedichtet hat, er zeigt dem Arzte die Adresse eines öffentlichen Hauses, wo die Mädchen reizend sind und womit er sehr zufrieden gewesen ist, äußert die Absicht, sich zum Abgeordneten wählen zu lassen, neue Büdnhölzer zu erfinden, Reitstunden zu geben, ein Witzblatt zu gründen, zu dichten, eine persische Strohhutfärberei einzurichten, Gasvelocipeden zu verfertigen, Geschlecht und Religion zu wechseln u. u. Tardieu¹ war hinlänglich belehrt und erkannte auf Geistesstörung und auf die Rechtmäßigkeit der Verweisung in die Zrenanstalt.

Wir wissen nichts über das Vorleben der Familie dieses Menschen und fast nichts über sein persönliches Vorleben, aber was wir wissen, ist äußerst wichtig. Er hat zu Tardieu gesagt: „Ich habe früher einen schweren Sturz vom Pferde er-

¹ Tardieu, Ann. d'hygiène et de méd. lég. und Étude méd. lég. de la folie. Paris 1880, p. 335 ff.

Gullerre, Grenzen des Irreseins.

litten, infolge dessen ich lange krank und des Gedächtnisses beraubt war.“

Dieser Umstand ist in ursächlicher Beziehung sehr wesentlich. Man weiß seit *Lasègue*,¹ daß eine Schädelverletzung weitgehende Folgen haben und für die Zukunft eine wirkliche Anlage zu nervösen und geistigen Störungen schaffen und daß diese so erworbene Anlage in allen Punkten einer angeborenen Anlage gleich werden kann. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, sich accidentally bei einem Menschen, der eine Kopfverletzung erlitten hat, geistige Störungen entwickeln zu sehen, denen man eigentlich nur bei den Belasteten und Entarteten begegnet.

Die Beobachtung des Herrn v. P. ist ein Gegenstück zu der folgenden, die wir *Hack Tuke*² verdanken und die einen wirklichen erblich Belasteten zum Gegenstand hat.

James Lusk, ein geborener Londoner, war das vierte von fünf Kindern, wovon heute nur zwei, ein Knabe und ein Mädchen, noch am Leben sind. Sein Vater war ein reicher ostindischer Kaufmann. Seine Tante und einer von seinen Onkeln wurden als excentrisch betrachtet. Er war ein richtiges verzogenes Kind. Im Alter von 6 Jahren litt er an einem Auschlage des behaarten Kopfes, der infolge örtlicher Behandlung verschwand. Nach Aussage seiner Mutter veränderte sich sein Charakter von dieser Zeit an und er wurde eigensinnig, reizbar und verlogen. Ein Arzt, dem er in der Folge anvertraut wurde, erklärte, daß *Lusk* das Opfer einer zu schlaffen Erziehung sei. Sein Geisteszustand war damals durch Verderbtheit und mit einer gewissen Beigabe von Betrug verbundenen Eigensinn gekennzeichnet. Sein Vater brachte ihn später bei einem Priester unter, aber alle Anstrengungen, ihn zu unterrichten und seine undankbare Sinnesart zu verbessern, waren fruchtlos. Er kehrte wieder heim, wo er sich eigensinnig, starrköpfig und gegen jeden Zwang widerspenstig zeigte. Seine äußere Haltung war extravagant; sein Vater versuchte ihn auf dem Lande abzusondern, aber er mußte es aufgeben ihn dazulassen, weil er dort schlechte Beziehungen anknüpfte. Er erlaubte nicht, daß man die Asche des Herdes ausräume, und seine Familie war beständig von einem Brande bedroht. Man wollte ihm einen Wächter geben, aber er stellte so viel an, daß es ihm gelang, ihn los zu werden. Beim Tode seines Vaters war er 17 Jahre alt.

¹ *Lasègue*, *Les cérébraux*. (Études méd. Paris 1884.)

² *Hack Tuke*, *Ann.* 1878, nach einem Artifel der *Mental science*, 1874.

Als er 20 Jahre alt war, begutachtete ein Zeugniß des Dr. Southerland, daß er beständig überwacht werden müsse; nach Verlauf von zwei Jahren jedoch befreite ihn seine Mutter von dieser Ueberwachung.

Von da ab vervielfachten sich die Extravaganzen Lukas'. Er jagte häufig in Gesellschaft eines Nachbarn und rüstete sich in so seltsamer Weise aus, daß er die Blicke der Menge auf sich zog. Eines Tages fuhr er mit aufgewickelten Haaren spazieren. Ein anderes Mal bietet er einer Dame ein Paar Turteltauben in einem Käfig an; da sie den schlechten Geschmack hat, dieses zarte Geschenk abzulehnen, stellt er ihr von nun an nach und erschreckt sie mit seinen Verfolgungen.

Als schließlich seine Mutter 19 Jahre nach seinem Vater starb, wurde der jüngere Bruder von Lukas Testamentsvollstrecker. Er, James, konnte mit dieser Thätigkeit infolge einer systematisirten Wahnidee nicht betraut werden, die sich zum erstenmal äußerte. Er wollte kein Schriftstück unterzeichnen, das das Bild Ihrer Majestät trug, unter dem Vorwande, daß die Königin nicht die legitime Erbin des Thrones sei. Er weigerte sich aus demselben Grunde, Post- und Wechselmarken zu verwenden. Jedoch bemerkt der Verfasser eine sehr merkwürdige Inkonsequenz: er gebrauchte Geld mit dem Bilde der Königin.

Als die Mutter gestorben war, behielt er die Leiche zwei Monate lang, und sein Bruder mußte einschreiten, um sie beerdigen zu lassen. Zu Lebzeiten der Mutter hatte er sich stets ihren Wünschen widersetzt. Trotz dem schien er sie zärtlich zu lieben und wurde durch ihren Verlust sehr ergriffen. Er wollte, daß alle von ihr berührten Gegenstände an ihrem Plage belassen würden und deshalb blieb das Mobiliar von Red Coats Green während eines Vierteljahrhunderts unbenutzt.

Damals begann sein Einsiedlerleben.

Er brach alle Beziehungen mit seiner Schwester und seinem Bruder ab. Der Letztere erschien zweimal in Red Coats Green, wurde aber nicht angenommen. Ein anderer seltsamer Widerspruch: wenig Jahre nach dem Tode der Mutter machte Lukas ein Testament, in dem er für seinen Bruder die lebhafteste Zuneigung an den Tag legte; in dieser Urkunde ließ er keine geistige Störung erkennen.

Er lebte 25 Jahre allein, in diesem Zufluchtsort verbarrikadirt, wo Dr. Luke ihn aufsuchte. Er sah ihn durch das Fenster der früheren Küche. Scheiben und Rahmen fehlten, und es blieben vom Fenster nur die äußeren Eisenstangen. Der Raum war bis zur Höhe von zwei Fuß mit Asche bedeckt, die Lukas als Lager diente, der sich mit Widerstreben erhob und dem Besucher näherte. Er wusch sich niemals und war erschreckend häßlich. Das Weiße seiner Augen stach von dem dunklen Tone seines Gesichts ab. Er hatte keinerlei Kleidung als eine um den Leib geworfene Decke. Seine schwarzen Haare, die übermäßig gewachsen waren,

waren durch den Kohlenstaub beschmutzt. Er war ein hochgewachsener aber wenig muskulöser Mann von schwacher Körperbeschaffenheit. Die schwarzen Augen standen gleich im Kopfe, und die Stirn war gut entwickelt. In dem Saale waren ein Ramin, ein alter Tisch, ein Stuhl und zahlreiche Flaschen. An der Decke hing ein Korb. Dort brachte er seine Nahrungsmittel unter zum Schutz gegen die Ratten, von denen er umgeben war.

An dem leisen und fast klagenden Tone seiner Stimme errieth unser Kollege, daß er in einem ängstlichen und besorgten Zustande war. Die Unterhaltung, die er mit ihm führte, bestätigte diese Voraussetzung vollkommen. Lukas beklagte sich bitter über die Feindseligkeit, die seine Familie und besonders sein Bruder ihm bewiese; er schien von Argwohn- und Verfolgungsmonomanie befallen.

Dieser Mann schrieb nie an seine Familie, korrespondirte aber regelmäßig mit seinem Bankier, der ihm Geld lieferte. Er füllte selbst sein Checkbuch aus, aber da er sich weigerte, auf einem Staatspapier zu unterzeichnen, konnte man erst später den Stempel auf die Quittungen aufdrücken. Dieselbe Wahndee verhinderte ihn lange Zeit, Dividendencoupons anzunehmen, aber es gelang seinem Bankier, seinen Widerstand zu besiegen und er erhielt schließlich eine Vollmacht in guter und vorschriftsmäßiger Form von ihm auf einem Bogen, der das Bild der Königin von England trug. Lukas war keineswegs filzig. Er gab den Armen, die ihn fanden, reichliche Almosen und hatte eine besondere Vorliebe für die katholischen Armen. Er nährte sich einfach, entzog sich aber nichts. Brot, Käse, geräucherte Heringe, Milch und Wachholderbranntwein bildeten seine gewöhnliche Kost. Er hatte Vergiftungsfurcht, entsagte oft der Milch. Eines Tages wies er Eier, die ihm sein Pächter brachte, mit der Behauptung zurück, daß die Henne, die sie gelegt hätte, giftig wäre. Er wechselte häufig den Wäcker, und man fand nach seinem Tode einen Karren voll alter Bröte, die er zweifellos für verdächtig gehalten hatte. Er trank gelegentlich viel Branntwein und muß am Abend vor seinem Tode eine große Menge davon zu sich genommen haben. Er starb 61 Jahre alt an Apoplexie. James Lukas war höflich und wohlherzogen, gebildet und von ausgezeichnetem Gedächtniß. Er beklagte die unglückliche Lage, in der er sich befand und für die er seinen Bruder verantwortlich machte. Die geringste Widerwärtigkeit versetzte ihn in heftigen Zorn. Viele Besucher hielten ihn nicht für irre und selbst die Inspektoren des Irrenwesens, die aufgefordert waren, sich über seinen Zustand auszusprechen, erklärten, daß sie nicht hinreichend von seiner Geisteskrankheit überzeugt seien, um einzuschreiten.

Dieser anscheinend schwer zu beurtheilende seltsame Geisteszustand giebt trotzdem ein Gesamtbild, dessen krankhafte Natur nicht verkannt werden dürfte. Die erbliche Anlage, der schädliche

Einfluß einer schlaffen Erziehung, die Charakteränderung im Alter von 10 Jahren, die frühzeitige Verderbtheit machen die erste Epoche dieses Daseins aus. Die zweite, von seiner Jünglingszeit bis zum Augenblick seiner Absonderung von der Welt gehende ist durch Handlungen gekennzeichnet, die seine Familie zwingen, ihn gesetzlich beaufsichtigen zu lassen: sein Benehmen ist extravagant, sein Verhalten excentrisch. Aber das ist noch nicht alles: schon zeigen sich fixe Ideen, wie die seltsamen auf die Königin von England bezüglichen Vorstellungen, die seine Interessen so schwer in Mitleidenschaft ziehen. In der dritten Periode endlich treten zu den reinen Excentricitäten ganz klare Wahneideen, ungerechte Vorurtheile gegen seinen Bruder, Vergiftungsfurcht, Anfälle von geistiger Niedergedrückttheit, plötzliche Erregungen unter dem Einfluß nichtiger Ursachen, ebensoviele Umstände, welche dieses eigenthümliche Bild vervollständigen, dessen Platz im Rahmen des Irreseins ganz bestimmt ist.

III.

Hochmüthige und Verschwender.

Uebertriebener Hochmuth ist ein mehreren wohlaußgesprochenen Geisteskrankheiten gemeinsames Zeichen, aber er trägt dann einen besonderen Stempel, der auch dem minder geübten Beobachter seinen krankhaften Ursprung kundgiebt. Die Fürsten, Könige und Götter, welche die Irrenhäuser bevölkern, täuschen Niemand; der ungereimte erhabene Ton ihrer Behauptungen verräth sie jeden Augenblick.

Ein wenig mehr Wahrscheinlichkeit und Mäßigung in dem Hochmuth und alsbald verringert sich die Gewißheit, das Urtheil wird schwieriger und das Auge eines mit den geistigen Abweichungen vertrauten Klinikers wird nöthig, um ihre wirkliche Natur zu erkennen. Er muß den ganzen Menschen vornehmen, seine Körperverhältnisse untersuchen, seinen Verstand abmessen, seine Moral in den geheimsten Falten durchforschen, ehe er sich mit einiger

Sicherheit ausspricht. Wer möchte unter den fünfzig falschen Dauphins, die Ansprüche auf die Erbschaft Ludwigs XVI. machten, den Antheil der überzeugten Schwachköpfigen, der Hochstapler, der Größenwahnkranken und der einfachen Belasteten berechnen!

Bei den Letzteren besteht der Hochmuth niemals allein; er ist immer, gleich den anderen Dominanten im Charakter dieser Personen, von einem ganzen Gefolge von Gemüthsentartungen und sittlichen Schwächen begleitet. Fast stets kündet er für die Zukunft volles Irresein voraus, und sehr häufig ist er nur das Hauptsymptom eines maniakalischen Anfalles, der leicht genug ist um fast unbemerkt zu bleiben, bis sein intermittirender Charakter seine wahre Natur enthüllt.

Diese mehr oder weniger klugen, aber im allgemeinen unfeinen und moralisch betrüglischen Entarteten schmücken sich gern mit fremden Federn, verleihen sich gern eingebildete Talente und prahlen gern mit hohen Ansprüchen in der Litteratur, in Künsten und Wissenschaften, lieben es, für Leute aus der großen Welt zu gelten und sich der Intimität mit bedeutenden Persönlichkeiten und familiärer Beziehungen zu Ministern, Gesandten und gekrönten Häuptern zu rühmen.

Sie lieben Luxus und Repräsentation, geben sich übertriebenen Ausgaben hin, richten sich zu Grunde und scheuen nicht vor Gaunereien zurück, um sich Geld zu verschaffen, das sie unablässig brauchen.

Sie haben eine überlegene Geringschätzung für ihresgleichen und für die Mitglieder ihrer Familie. Die Frau verachtet ihren Mann, vernachlässigt den Haushalt, läßt ihre Kinder im Stiche, zermalmt Jedermann mit der Ueberlegenheit ihres Verstandes; mit allem unzufrieden, läßt sie bei jeder Gelegenheit ihre Klagen aus, kündigt Pläne eines neuen Lebens und ihr Verlangen an, das Haus ihres Gatten zu verlassen. Der Mann vernachlässigt seinen Beruf, hat kein Einsehen in seine Verantwortlichkeiten als Familienoberhaupt, setzt die gemeinsamen Interessen aufs Spiel, ergiebt sich Ausschweifungen und reißt durch seine eiserne Hartnäckigkeit alle Seinigen mit sich ins Unglück.

Herr N.,¹ von mittlerer Größe, hat eine niedrige Stirn, verzernte Züge, blinzelnde Augen, sehr dunkle Haut, schwarze und dicke Augenbrauen. Der Gang ist ungleichmäßig, bald langsam, bald überstürzt. Uebrigens geht er, obwohl jung und gesund, wenig, fährt immer im Wagen und behält den, welchen er hat, beim schönsten Wetter, auch wenn er mehrere Stunden in demselben Hause bleiben muß.

Er ist in vorzüglichen Glücksumständen, hat eine gute und lebenswürdige Frau, die die zärtlichste und ergebenste Zuneigung empfindet, und hat liebliche Kinder, die seine ganze Freude ausmachen müßten. Trotzdem lebt er wenig in seiner Familie, frühstückt und dinirt nur selten dort. Das für die Familie so süße Glück, bei den Mahlzeiten vereint zu sein, selbst bei den beschäftigten Leuten, kennt N. nicht und beraubt die Angehörigen desselben. Wenn er Einladungen erläßt, so geschieht das stets in ein Wirthshaus. Die ganze Zeit, die er unter seinem Dache zubringt, widmet er dem Schlaf oder dem Bade. Er geht vom Bett in die Wanne und von der Wanne zu den Geschäftsgängen, um erst zu sehr später Nachtstunde zurückzukehren.

N. hat 40 000 Franken Rente und verschafft seiner Frau und seinen Kindern niemals einen der Genüsse des Wohllebens, niemals eine der Zerstreungen, die der gute Familienvater so gerne ausstheilt. Er läuft für die Unternehmungen, in die er Geld gesteckt hat: für den Walfischfang, für den Bau dieser oder jener Bergzacke, für die Dünger-Gesellschaft, für die Trockenlegung eines Sumpfes, die Kanalisation eines Flusses. Er leiht einer Menge von Intriganten Geld, in deren Händen seine Kapitalien, wie er sagt, sich verdoppeln und verdreifachen werden. Er kauft jeden Tag in mehreren Zeitungsbureaux eine große Anzahl von Zeitungen, die er bald in dieses, bald in jenes Departement schickt. Er ist weder Fabrikant noch Händler, läßt sich aber trotzdem einen großen Kredit bei mehreren Bankiers eröffnen und beschäftigt sich beständig damit, nutzlose Verschiebungen seiner Gelder vorzunehmen. Wenn die Thätigkeit, die er stets in seinen Geschäften gezeigt habe, geringer würde, wenn er weniger Einladungen erließe und ausgabe, so würde sein Kredit darunter leiden. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, verursacht er sich endlose Bewegung und Umstände. Er geht, kommt, kehrt zurück und ruht niemals aus, damit man in ihm den beschäftigten Mann von der Welt sehe.

Dennoch kommt eine Zeit, wo, ohne daß er sein Vermögen genossen, oder es seine Familie hat genießen lassen, aber in Folge unkluger Geldanlagen und thörichter Spekulationen ein Bedrängniß sich geltend macht. Je drückender sie wird, um so mehr verstärkt auch N. die eigene Bewegung und die seiner Kapitalien. Er sucht Gelegenheiten zu Ausgaben, um seinen

¹ Trélat, La folie lucide.

Kredit aufrecht- und zu unterhalten. Er ist bei seinen Freunden schon stark verschuldet; er hat einige von ihnen in seine schlechten Speculationen mit hineingezogen und zuerst heimliche Opfer gebracht, um ihnen die gehaltenen Verluste zu verheimlichen. Als dann die Bedrängniß sich mehrte, hat er die Bestimmung ihrer Gelder gewechselt, sie nicht mehr nach dem Uebereinkommen verwendet. Das ist der Gang und die Reihenfolge, worin Speculanten, deren Hochmuth und Ehrgeiz ihren Verstand überragen, nothwendig sich verstricken. Man ist anfangs unklug und am Ende ein Spitzhube. Es blieb dem N. nichts mehr übrig als Geld in Unternehmungen zu stecken, die ihm Jedermann als schlecht bezeichnete.

Er hatte sich so viel Mühe gegeben und soviel Anstrengungen gemacht, um seine Lage zu verhehlen, daß sein Kredit am Vorabend seiner Abreise auf Nimmerwiederkehr noch unverfehrt war. Wenn er ausgewandert ist, so ist das weniger aus Furcht vor den Bankiers geschehen, als aus Angst vor seinen Freunden, deren Gelder er schlecht verwendet hatte, und er hat nicht aus Liebe zum Vergnügen, sondern um fortbauend reich zu erscheinen, bis zum letzten Tage Aufwand getrieben.

Jetzt lebt er im Auslande und giebt Sprechstunden. Die liebevolle Genossin, die ihm so gut gerathen hätte und niemals befragt war, die seinen Sturz sich vorbereiten sah und so viel darunter gelitten hat, theilt seine Verbannung mit der Ergebung und Milde, die sie nie verlassen haben und nie verlassen werden. Jahre sind vergangen, und seine Kinder, die jungen Mädchen, die berufen waren, ein großes Vermögen zu besitzen, sind Comptoiristinnen in einem Geschäft. Glauben Sie, daß der Vater aus einer derartigen Prüfung eine Lehre gezogen hätte, daß er in dieser schrecklichen Schule gereift und anders geworden wäre, daß dieser so tief gestürzte Herr seiner Macht endlich entsagt hätte und den Rath seiner Frau erbäte und befolgte? Nein, nein, nein, dies Irresein ist unheilbar, und N. ist noch immer der große Herr!

Nach einer Bemerkung Trélats, dem diese Beobachtung verdankt wird, besteht der Irrsinn dieses Mannes in einem übertriebenen Hochmuth, den man bis in die kleinsten Einzelheiten seines Lebens ausgesprochen findet. Er bestellte bei seinem Schneider stets auf einmal zehn Winterhosen, zwanzig Sommerhosen und ebensoviel Westen. Er hatte dreißig Brillen und legte in Folge einer seltsamen Wunderlichkeit, die, welche er gerade getragen hatte, beim Schlafengehen unter sein Bett, dorthin wo die meisten Menschen ihre Pantoffeln stellen.

Wenn die Störung des geistigen Gleichgewichts sich zum eigentlichen Irresein entwickelt, nimmt der Hochmuth, der einer

ihrer Gesichtspunkte ist, großartig: Verhältnisse an, ohne indes ins Ungereimte überzugehen. Die folgende Beobachtung ist ein gutes Probestück dieser Art.

Herr X.,¹ der sich das „von“ beilegt und sich Ingenieur-Architekt nennt, ist ein Arbeitsaufseher. Er hatte sein Geburtsland als Kind verlassen und kehrte im Alter von 72 Jahren mit der Absicht dahin zurück, sich endgültig dort niederzulassen. Trotz seines hohen Alters ist er allein. Er hat seit langen Jahren Frau und Kinder verlassen, um ein Nomadenleben mit man weiß nicht welchen Mitteln zu führen. Die Pläne, deren Vollenbung er träumt, ersetzen ihm alles. Er will an die Meeresküste, in eine benachbarte Stadt gehen, dort ein glänzendes Vergnügungstotal gründen und damit endlich sein Glück begründen. Inzwischen macht er Vergnügungsreisen und sammelt seine Eindrücke in Gestalt kleiner leichter Gedichte: Der Morgen, Der Tag, Das Meer, An Marie; er widmet sie Ständesperionen, die er nicht kennt, denen er aber beim Spaziergange begegnet ist, und unterzeichnet: „Das Sandkorn, welches der Verfasser dieser träumerischen Dichtungen zu sein scheint.“ Er läßt sie in verschwenderischen Lettern drucken und durchwirkt sie bunt mit typographischen Besonderheiten, zahlreichen Worten in Kursivschrift, anderen in Anfangsbuchstaben, noch anderen in fetten Buchstaben von großen Maßen.

Wochen vergehen; er macht auf allen Seiten Schulden, und wenn die Lieferanten ihm ihre Rechnungen vorlegen, empfängt er sie verächtlich oder bietet ihnen als Zahlung den eventuellen Ertrag aus dem Verkauf seiner Dichtungen. Bald häufen sich die Schwierigkeiten und werden drückender, er wird erregt, grob und gewaltthätig. Es regnet zahlreiche Klagen wegen Betrügereien über ihn: er wird verhaftet.

Seine Erregung hatte in diesem Augenblicke derartige Verhältnisse angenommen, daß man sich nicht darüber täuschen konnte und ihn nach dem Verhör in die Irrenanstalt schickte. Alsbad Entrüstung, Proteste, Reklamationen an alle Behörden; Klagen, Anschuldigungen, Anklagereden gegen die Einsperrung, die Wärter, den Arzt, ungeheure Anhäufung von Schriftstücken, in denen nichts anderes als eine sehr übertriebene geistige Thätigkeit zu entdecken ist. Die Behörden werden erschüttert, setzen sich in Bewegung, der Staatsanwalt besucht ihn mehrmals, selbst der Präsekt nimmt persönlich die Klagen dieses neuen Opfers eines schändlichen Gesetzes entgegen —, aber diese Beamten kennen das „vernünftelnnde Irresein“.

Seine Entrüstung ist indessen nicht derartig, daß sie alle seine Fähigkeiten in Beschlag nimmt. Zwischen zwei Phitippiken schreibt er Eklogen.

¹ Eigene Beobachtung.

„Wie lieb' ich es zu wandeln in dieses Gartens Duft!
 Der Odem weißer Nelken erfüllt die ganze Luft,
 Stiefmütterchen und Rosen, sie mischen Farben drein . . .“

Er richtet rührende Briefe an seine Kinder, stellt für sie sittliche Unterweisungen und eine Geschichte seiner Familie zusammen, die von Herzogen abstammt, deren Wappen blau mit einem silbernen Kreuze ist. Er schreibt ihnen seinen letzten Willen auf und ruft ihnen feierlich und mit gerührtem Ausdruck die letzten Lehren seiner vor 66 Jahren verstorbenen Mutter ins Gedächtniß. „Erinnert euch, daß ich 73 Jahre zähle! und denkt an meinen Namenstag von ehemals! Als die arme Mama noch lebte! Sie sieht euch!“ Die arme Mama ist seine Wairesse, der er die Erziehung seiner Kinder anvertraut hat.

Bei der Nachricht vom Tode Victor Hugo's beeilt er sich, ihm eine Grabchrift zu dichten: „Ruhe hier in Frieden, beklagter Dichter!“ u. An der Spitze liest man: „Grabchrift für Victor Hugo, der mich eines Tages durchaus seiner Umgebung als seinen Bruder vorstellen wollte.“

Wenn er sich in die höchsten Höhen der Poesie und der Moral aufschwingt, so steigt er nicht minder mit äußerster Leichtigkeit auf die Erde herab und schreibt zwischen zwei Alexandrinischen Versen an die Belle-Jardiniere, um sich Kleider zu bestellen, an einen Kolonialwaarenhändler wegen Gänseleberpasteten und Käse, an einen Kuchenbäcker um Pasteten.

An einen seiner Söhne, den er seit langen Jahren nicht gesehen hat, erläßt er gebieterische Anweisungen, seine Entlassung aus der Anstalt zu bewirken, und als er nach seinem Geschnacke nicht rasch genug die Antwort empfing, schrieb er an einen anderen und sagte von dem Vorigen: „Ich sehe ganz klar, daß dein Bruder mir vollkommen fremd ist, was ich seit langer Zeit vermuthete.“ Nach Ablauf einiger Wochen kam die Ruhe zurück, und wir verlieren den Kranken aus dem Gesichte.

Eines seiner Kinder schreibt: „Die Einzelheiten, welche Sie mir über den Geisteszustand meines Vaters angeben, überraschen mich gar nicht, denn ich war alles in allem genommen schon lange auf diesen Ausgang gefaßt. Mein Vater hat stets höchst exaltirte Gedanken gehabt. Er trennte sich von einer Frau, die ihn glücklich machte oder vielmehr ihn hätte glücklich machen können, entriß dieser armen Frau ihre Kinder, um sie durch ein unwürdiges Wesen erziehen zu lassen und hatte in seinem ganzen Wesen etwas Exaltirtes, wobei stets der Hochmuth herrschte. Ich sehe heute in der von uns beklagten Thatsache den traurigen Abschluß eines so bewegten, so umsturzsreichen Lebens, das doch so ruhig und glücklich hätte sein können. Es liegt ein Theilchen Wahrheit in seinen Ansprüchen auf Reichthum. Er war in der Lage, eine reiche Erbschaft anzutreten, aber da außer seiner Unterschrift die unserer Mutter nöthig war, zog er es vor, seine Kinder zu Grunde zu richten.“

Dieser Mann hat im Alter von 72 Jahren die Grenzen des Irreseins übersprungen, und sein damaliger Geisteszustand kann den Abarten der Manie zugerechnet werden. Während eines langen Lebens jedoch hat er nur zahlreiche moralische und intellektuelle Wunderlichkeiten dargeboten, unter denen der Hochmuth in ganz bedeutendem Maße hervorragte. Sein Neugeln mit dem Adel, die Titel Ingenieur und Architekt, die er sich ganz willkürlich beilegt, seine poetischen Anwandlungen, die für ihn Werth genug haben, um von Victor Hugo als Bruder behandelt zu werden, welches Aufschwellen dieser krankhaften Persönlichkeit!

Die Sucht nach dem Adelstitel ist besonders häufig bei den Frauen, die für Standesunterschiede und für alles, was Kategorien in der geselligen Rangordnung zu schaffen strebt, empfänglicher sind. Wie viel Wüßlinge, die übrigens schließlich in die Hand der Gerechtigkeit fallen, mißbrauchen den guten Glauben naiver Leute und begehen Gaunereien, indem sie sich mit einem Scheintitel herausputzen!

Ein Beispiel dieser Art findet man in der Baronin, deren Geschichte Trélat erzählt hat. Diese Frau, Stammgast in der Salpêtrière, wo sie an jedes Mal ihres Aufenthaltes schreckliche Erinnerungen hinterlassen hatte, war mit dem Namensvetter eines Generals des ersten Kaiserreichs verheirathet. Sie stellte sich geschickt als die Wittve dieses Generals hin und nutzte das zu Täuschungen aller Art aus. „Ich kenne,“ sagt Trélat in Bezug auf sie, „kein Beispiel eines bösertigeren und der Gesellschaft schädlicheren Lebens. Frau B. brachte ihre ganze Zeit damit zu, die geschicktesten Diebstähle zu veranstalten und großartige Wollusthäuser einzurichten. Sie nahm nur schöne, gebildete, mehrere Sprachen sprechende junge Mädchen auf und gab dort ihre eigenen Töchter der Unzucht preis. Vater und Großvater dieser Frau waren geisteskrank. und ihre beiden Töchter waren hysterisch und von ungewöhnlicher moralischer Verkommenheit.“

IV.

Erfinder, Träumer und Utopisten.

Mehrere der Excentrischen, die wir hier erforschen wollen, haben ein Gemeinsames mit denen der vorigen Gruppe: den Hochmuth, mit dem Unterschiede, daß derjenige der Ersteren ausgebreitet ist und sich in allen Einzelheiten ihrer Persönlichkeit zeigt und in den geringsten Umständen ihres Lebens zur Schau stellt, während er bei den Anderen gewissermaßen lokalisiert vorkommt und sich der Außenwelt durch bestimmte Ansprüche auf das oder jenes Verdienst, das oder jenes Talent verräth. Dazu gehören die Erfinder, die Sucher, die Utopisten, die unverständenen Reformatoren, Künstler und Dichter. Wenn die Hochmüthigen, die wir im vorigen Artikel erforscht haben, maniakalische Belastete sind, so sind diese mehr monomanisch und werden häufig als einer Unterart des Größenwahnes angehörend betrachtet.

Man bezeichnete ehemals in der Irrenheilkunde als Monomanien Leiden, die der Annahme nach in einem Wahn bestanden, der sich um eine einzige Idee dreht und den Rest des Verstandes unversehrt ließ.

Diese Annahme war, wie seitdem zum Ueberfluß gezeigt worden ist, falsch, und zwar in dem Sinne, daß selbst im Falle eines anscheinend ganz beschränkten Wahnes die Verstandeskkräfte stets in ihrem Zusammenwirken gestört sind, und daß man bei der Verfolgung eines Kranken durch seinen ganzen Lebenslauf ihn nacheinander verschiedene Monomanien annehmen sieht.

Wir mußten diese von nun an grundsätzlichen Ansichten ins Gedächtniß zurückrufen, ehe wir zu Thatsachen übergehen, die uns nur noch Excentrische, Belastete und Entartete, vorführen, die nur gelegentlich Irre, aber stets in Unordnung Gerathene, bald Halbimbecille und Unbewußte, bald mit einem gewissen scharfen aber unvollkommenen Begriffsvermögen Begabte, bald gute und sanftmüthige, bald unsittliche, verderbte und abscheulich verbrecherische Kinder sind.

Das Gemeinwesen flößt einer großen Zahl dieser Leute Theilnahme ein. Wie viel Allheilmittelsucher, wie viel geschickte Strategiker, wie viel Diplomaten, Volkswirthe und Sittenlehrer sind unter ihnen!

„Geehrter Herr,“ schreibt der Eine, „ich übersende Ihnen eine Karte von Frankreich mit dem Plan und der Aufstellung meiner acht verschanzten Feldlager. Mit ihnen kann Frankreich ruhig schlafen.“ Die Zeitungen werden mit seinen militärischen Entwürfen, seinen Anschlägen und Denkschriften überschwemmt, die er mit großen Kosten veröffentlicht. Er ist ein excentrischer Halbimbecille.

„Ich habe durch die wissenschaftliche Chronik meiner Zeitung erfahren,“ schreibt ein Anderer, „daß die Preußen sich zum Ziehen ihrer Kanonen einer kleinen Vorrichtung bedienen, welche sparsam mit der Pferdekraft umgeht. Ich habe darauf gesonnen, diese Vorrichtung an den Steigbügel der Kavallerie anzubringen.“

Zugleich liegen Abbildungen und Skizzen zur Unterstützung der Theorie und der Art der Anwendung bei. Es ist ein Belasteter, der zahlreiche Irre in seiner Familie zählt. Er hat noch ein hydraulisches Geräth erfunden, das bestimmt ist, die Dampfmaschinen zu verdrängen, und hat die Absicht, der Akademie der Wissenschaften eine neue Theorie des Magnetismus zu unterbreiten.

Jedermann hat den unheilvollen Abenteurer in Erinnerung, dem es während des Krieges von 1870 gelang, in der Bethörung des Augenblicks ernst genommen zu werden, indem er aus dem Stegreif Diplomat wurde. Indem er sich zwischen Generale und Minister ins Mittel legte, trug er in gewissem Grade zu den Katastrophen bei, die über sein eigenes Land hereinbrachen. Seine Lebensbeschreibung, die einige Zeitungen zur Zeit seines Todes zusammengefaßt haben, gestattet, ihm einen Platz im Pantheon der Belasteten anzuweisen.

Julius A., einer anderen bekannten Persönlichkeit und ständigem Gaste der Irrenanstalten der Hauptstadt, verdankt man eine der wunderbarsten Erfindungen unserer Zeit.

„Ich will nur,“ sagt Laborde,¹ „an seine berühmte Erfindung des Weinbergschnecken-Telegraphen erinnern, die sich auf gewisse Eigenschaften der sogenannten sympathetischen Weinbergschnecke gründete und die ihm einen ganz charakteristischen Ruf im Pariser Publikum eingebracht hat.“ Trotz des völligen Mangels an moralischem Sinne, den er in seinem ganzen Lebenslaufe gezeigt hat, ließ er sich nichts so angelegen sein als insbesondere Pläne zu politischen und sozialen Reformen und zur Vervollkommnung des öffentlichen Unterrichts.

Eine unserer Irren, sagt Morel, die sich seit ihrer zartesten Kindheit durch einen seltsamen Charakter, einen wenig geschickten Verstand und ein falsches Urtheil ausgezeichnet hat, verdankte das Leben einem Vater, an dem man nur eine so zu sagen krankhafte Anlage zur Erfindung bemerkt hatte. Es war einer der gewöhnlich als Excentrische, Originale, Menschen mit fixen Ideen oder auch als Monomanen bezeichneten Individuen, die ihr Vermögen oder das Anderer durch die Ausführung ungegründeter und unausführlicher Entwürfe aufs Spiel setzen. Er glaubte ein Mittel gefunden zu haben, um willkürlich die atmosphärischen Verhältnisse zu ändern, indem er durch eine besondere und unerschwingliche Kultur die Natur des Erdbodens umwandelte. Er hinterließ seinen Kindern mehr als Originalität und Excentricität.

Die scheinbare Klarheit dieser Persönlichkeiten täuscht zuweilen auch die aufgeklärtesten Leute. Eine Stammgästin der Salpêtrière, die Trélat³ anführt, begiebt sich eines Tages zum Finanzminister der Restaurationszeit, enthüllt ihm den Plan einer Finanzzeitung und begeistert ihn derartig, daß der Minister, Herr von Villèle ihr alles zusagt, was sie wünscht, den ganzen Abend von der erhaltenen Mittheilung spricht und auf die Ausführung erst verzichtet, als man ihm klar macht, daß er nur mit einer Irren zu thun gehabt hat.

In ihrer Einsichtslosigkeit und unter der Herrschaft ihrer fixen Idee geben sich diese Individuen den ungeheuerlichsten Verirrungen hin.

¹ Laborde, Les hommes et les actes de l'insurrection de Paris. Paris 1872.

² Morel, Traité des maladies mentales. Paris 1860.

³ Trélat, a. a. D.

In diesem Jahre wurde ein Schlosser aus Münster überführt, eine Leiche ausgegraben und einen Theil davon mit nach Hause genommen zu haben. Ueber die Beweggründe zu einem so außergewöhnlichen Verbrechen befragt, antwortete er, er hätte die Leichenverwesung studiren wollen!¹

Aleopatra und Lokusta, welche Gifte an ihren Sklaven erprobten, finden unter den verwirrten Köpfen der Erfinder Nachahmer.

Der p. Bouhn, der im Februar 1877 vom Schwurgericht zu Vouhes-sur-Rhône abgeurtheilt und wegen Giftmordes zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt wurde, litt aller Wahrscheinlichkeit nach an Erfinderwahn.

Es finden sich bei Bouhn ausgesprochene erbliche Antecedentien: zwei Tanten und ein Onkel sind irrsinnig gewesen. Nach Beendigung aller seiner Klassen widmete sich B. dem Studium der Mechanik und Chemie. Er glaubte sich unverzüglich zu großen Entdeckungen berufen und bildete sich schließlich ein, eine Eisenbahn mit Weichenschienen, eine Flugmaschine, welche die Kriegskunst umwälzen müßte, und eine besondere chemische Komposition erfunden zu haben, die, durch die Löcher eines von ihm erfundenen Schildes herausgeschleudert, gestattete, von weitem und ohne Gefahr für sich selbst Tausende von Menschen zu ersticken. Allen diesen glänzenden Erfindungen fügte er die nicht minder schöne hinzu, den natürlichen Diamanten durch ein neues Krystallisationsverfahren herzustellen. Vollkommen durch seine Entdeckungen in Anspruch genommen, beschäftigte er sich Tag und Nacht damit, und wollte seine Forschungen nicht verlassen, um sich die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu verschaffen. Ohne Vermögen, lebte er auf Kosten einer Witwe, seiner Geliebten, die für ihn eingenommen war und sich allen seinen Launen unterwarf. Seine Sucht nach Erfindungen und Versuchen war derartig, daß er diese Frau in einem in der Wärme von 25° erhaltenen Zimmer Eier ausbrüten ließ und ihr die Freiheit erst wiedergab, als die Eier ausgebrütet waren. Nach Aussage dieser Person war er oft krank, übrigens sehr sanft, ausgenommen, wenn man ihm in betreff seiner Maschinen widersprach. Er verbrachte seine ganze Zeit mit deren Verrichtung und schrieb überall darüber. Er stand oft des Nachts auf und sprach seltsame Dinge. Im Jahre 1873

¹ Da der durch den Schulbigen ausgegrabenen Theil die untere Hälfte des Körpers eines jungen Mädchens war, könnte diese Beobachtung vielleicht eine verschiedene Deutung erfahren. (Vgl. Abschnitt VII.)

beging er in einer großen Fabrik einen Einbruchsdiebstahl. Er wurde von zwei Aerzten untersucht, dem Dr. Castellon, der sich für geminderte Zurechnungsfähigkeit aussprach, und von Dr. Pontier, der ihn für unzurechnungsfähig erklärte. Die letztere Meinung wurde vom Schwurgericht angenommen und Bouyn in Freiheit gesetzt. So ist der Mann beschaffen, der auf der Eisenbahn und allein mit einem Reisegefährten in einem Anfall jenen mit Blausäure tödtet, während der Zug durch einen Tunnel fährt, und ihm dann die Börse und verschiedene Gegenstände entwendet. Während der Untersuchung und im Laufe der Verhandlungen hat Bouyn zahlreiche Lesarten des Verbrechens geliefert. Für uns steht es vollkommen fest, daß der Angeklagte den Gistmord begangen hat, aber wir sind ebenso überzeugt, daß es nur der Ausfluß seines Wahnes war. Ob er den Reisegefährten getödtet hat, um an einem Menschen die Wirkung seines Zerstörungsmittels zu erproben oder um ihm das nöthige Geld zur Verfertigung seiner Maschinen zu entwenden, jedenfalls hat er unter dem Einfluß von Bahnvorstellungen gehandelt, deren Keim auf ihn durch Erblichkeit übertragen war. Die Doktoren Lachaux und Kämpel, denen das Gutachten über seinen Geisteszustand übertragen war, haben auf beschränkte Zurechnungsfähigkeit erachtet, wie sie sagten, in Folge seines Temperaments und der erblichen Antecedentien.

Es ist trotzdem wahrscheinlich, daß im Jahre 1873 Dr. Pontier im Rechte war, als er Bouyn für geisteskrank und unzurechnungsfähig erklärte, und es ist wirklich schlimm, daß er nach seiner Freilassung nicht zur Verfügung der Verwaltungsbehörde gestellt ist.¹

Vergessen wir nicht die Erfindung des Perpetuum mobile, eine der gewöhnlichsten Sonderlichkeiten der Utopisten, die in unserer Zeit das Suchen nach dem Stein der Weisen der vergangenen Zeit ersetzt. Man kennt die berühmte Beobachtung Trélat's an einem Menschen, der seine Familie durch seine Versuche und Erfindungen zu Grunde gerichtet hatte und nunmehr das Perpetuum mobile suchte. Um ein Rad in unaufhörliche Bewegung zu versetzen, behauptete er, nur ein stehendes Gewässer zu bedürfen. In jeder Diskussion brachte er Einreden gegen die Zuständigkeit des Mitredenden in der Mechanik vor. Am Ende der Beweisgründe brachte der Arzt von Bicêtre seinen Erfinder zu Arago, der ihm bewies, daß seine Erfindungen ungegründet seien. Der arme Teufel war einen Augenblick von seinem Irrthum zurückgekommen

¹ Marandon de Montyel, Ann. méd., 1878.

und zerfloß in Thränen. Bald jedoch erhob er seinen Kopf und gewann seine Sicherheit wieder: „Das ist einerlei,“ sagte er, „Herr Arago ist im Irrthum!“

Alle Irrenärzte haben diese angeborene Neigung vieler belasteter Geisteskranker bemerkt, von Jugend auf Studien über ihren Verstand und über ihre Kenntnisse hinaus zu unternehmen, sich schwerverständlichem und endlosem Wesen hinzugeben, selbst nebelhafte, geheimnißvolle, unzusammenhängende, sibyllische Nachtarbeiten zu verfassen, überall Sinnbilder zu sehen, in Dingen symbolische Bedeutungen zu entdecken, zu weissagen, zu dichten und seltsame Bilder zu malen oder zu formen, die dem Auge des nicht mit ihren geistigen Sonderbarkeiten Vertrauten unverständlich sind. Alle diese Neigungen, die man bei den wirklichen Irren feststellt, finden sich auch bei den einfach Belasteten. Daher diese Menge von Versagern und Unverstandenen, die in den Niederungen der Kunst und Litteratur im Schoße der Großstädte umher wimmeln; diese Fluth von Reformatoren und Aposteln, Theoretikern, Hohepriestern, Dichtern und selbst Philosophen, die von Zeit zu Zeit bei Gelegenheit einer großen Unruhe oder selbst einer Revolution plötzlich aus ihrem Dunkel heraustreten und meteorgleich über den Horizont emporsteigen und Erstaunen, Furcht oder Gelächter hervorrufen, die Gedankenstürme und zuweilen Umstürze herbeiführen, dann aber plötzlich verschwinden und ebenso schnell vergessen werden, wie sie verschwunden sind. Das Trachten dieser Erzdanker und Erzkünstler erreicht selten die mittlere Entwicklung und hält diesseits der gewöhnlichsten Mittelmäßigkeit an; die Natur hat bei ihnen versucht, Großes zu schaffen, aber da die Mittel fehlten, hat sie ihr Werk unvollendet gelassen. Deshalb ähneln sie durch ihre Sonderbarkeiten, ihre Fehler, ihre Excentricitäten und ihre Gesichtsverzerrungen den großen Talenten, wie ein Affe einem Menschen ähnelt. Wir beharren nicht weiter dabei: Jedermann wird in seinen Erinnerungen oder im Kreise seiner Bekannten überzeugende Proben von dem eben von uns Vorgebrachten finden.

Fünfter Abschnitt.

Verfolger.

I.

Verfolgte Verfolger.

Wenn es eine wohlabgegrenzte Form der Geistesstörung giebt, so ist das der Verfolgungswahn. Er entsteht im allgemeinen bei Leuten von bis dahin normalem Verstande. Vom Tage, wo seine ersten Zeichen in Erscheinung treten, entwickelt er sich in einem regelmäßigen Ablaufe, in dem man leicht mehrere aufeinanderfolgende Stappen erkennt, welche die Kranken unveränderlich, obwohl mehr oder weniger schnell, durchlaufen. Nach einem Zeitraum der Unruhe, allgemeiner Störung und allgemeinen Mißtrauens stellen sich Hallucinationen und Störungen des Allgemeinempfindens ein. Dann präzisirt sich der Verfolgungswahn, erhält Körper und Form und schließt sich unbeweglich in eine bestimmte Formel. Monate und Jahre vergehen: wenn dann die Krankheit ihren Lauf wieder aufnimmt, steigert sich die Persönlichkeit, es treten Größenideen auf, der Kranke wird größenwahnsinnig, bis zu dem Tage, wo seine Ueberlegung sich trübt und sein geschwächter Verstand in den endlichen Blödsinn umschlägt.

Neben den gezeichneten, den Irrenärzten wohl bekannten Typus stellt man zweckmäßig den ungenauen Schattenriß des verfolgungsfüchtigen erblich Belasteten.¹ Der Letztere ist das

¹ J. Falret, Bericht aus der med.-psych. Gesellsch., Ann. 1878, 20.

Unser Freund Dr. Laguet hat unter dem Titel „Die verfolgungsfüchtigen Irren“¹ eine Reihe der anziehendsten Beobachtungen veröffentlicht, deren Gegenstände größtentheils in die Kategorie der erblich Belasteten gehören. Eine davon bezieht sich auf eine Persönlichkeit, die beinahe den Ruhm Sandons erbleichen läßt, so sehr ist es ihr gelungen, mit ihrer Person Zeitungen, Publikum und Regierung zu beschäftigen.

Herr X. tritt, dank mächtigen und hohen Empfehlungen, als Erzieher in eines der großen Häuser Frankreichs. Die wohlwollende Aufnahme, die ihm seitens der Fürstin von * zu theil wird, macht ihm Hoffnung, ihr Herz erobern zu können. Der „Roman eines armen Jünglings“ spielte sich ganz vor seinen Augen ab, es fehlte auch nichts daran. Als die Fürstin eines Tages auf ihren Schreibtisch geneigt mit Schreiben beschäftigt war, vergaß X. sich soweit, einen Fuß auf ihren Hals zu drücken. Die Beleidigung war groß, konnte sie aber nicht berühren; der Gatte, der davon in Kenntniß gesetzt wurde, bekümmerte sich nicht weiter darum.

Der Gatte stirbt, das Herz der Fürstin ist frei. Wer weiß! Man hat, so sagt man, Könige Schäserinnen heirathen sehen. X. sah nicht ein, warum nicht ein Bürgerlicher ohne Vermögen eine große Dame heirathen sollte. Von nun an schrieb er sonderbare, unsinnige Briefe an die Fürstin besperrt feierlich die Keinheit seiner Empfindungen und kommt auf die alte Rußgeschicht zurück. Diese Korrespondenz würde Bände füllen, wenn wir nach dem Kranken selbst urtheilen, der an den Generalprokurator schreibt, um sich zu beklagen, daß ein achtzehn Seiten langer Brief verstreut in den Händen des Vaters L. geblieben ist.

Herr X. willigt ein, sich aus Paris zu entfernen, kehrt aber fast sofort dahin zurück. Da die Fürstin ihm die Thür weisen läßt, richtet er sich in einem Hause ein, das ihm gestattet, ihre geringsten Bewegungen auszuspähen; am Tage folgt er ihr in Kirchen, Bäden und Straßen. Eines Abends hat er sich im Thorweg aufgestellt und ist dank der Dunkelheit glücklich genug, den Schlag ihres Wagens zu öffnen und sich hineinzustürzen; er bedeckt die Hände der Fürstin mit glühenden Küßen. Es wird Licht gemacht: X. erkennt in dem Gegenstande seiner Gluth die Kammerfrau. In der Nacht wirft er Sand und kleine Steine gegen die Fenster ihrer Wohnung.

Auf die Klage des Herzogs von *, des Schwagers der Fürstin, wurde X. von Amtswegen in Beschlag genommen und der Untersuchung durch Dr. Lafègue unterworfen. Der hervorragende Professor sagt: „Meine Feststellungen waren ausgedehnt. In jeder Wissenschaft giebt es

¹ Ann. méd.-psych. 1876.

gewählt hat, verfolgt er es mit blinder und unwiderstehlicher Wuth. Nichts hält ihn auf, sein Gedanke leitet ihn und er folgt ihm unerschütterlich, ohne Gewissensbisse und Bedenken, ohne Sorge um die möglichen Folgen, von sich selbst, seinen hohen Fähigkeiten, seiner überlegenen Erziehung, seinem vornehmen Benehmen erfüllt. Er verbringt Tage in den Vorzimmern der Minister, der Gerichte, der Polizeipräfektur, belagert die hohen Persönlichkeiten und verschwendet an alle Vertreter der Obrigkeit reiche Fluthen seiner anklägerischen Prosa.

Unter den bekanntesten dieser verfolgenden klaren Irren können wir Paganel und Sandon nennen. Beide müssen nicht als einfache Belastete mit Mißgunst und Verfehrtheit, sondern als wirkliche Kranke, wirkliche für die Anstalt reife Kranke betrachtet werden.

Das Irresein des Abbé Paganel¹ datirte aus den letzten Jahren der Restauration. Er war als Priester oder Vikar in einer Gemeinde der Umgegend von Paris angestellt gewesen. — Was geschah? Beklagte er sich, von einem lebhaften Gefühl seines Werthes beseelt, nicht nach Verdienst behandelt zu sein? Jedenfalls zog er sich Ermahnungen oder Ungnade zu; daher die Vorstellungen von einer Verfolgung, deren Ursprung er auf den Erzbischof von Quelen und auf einen gewissen Generalvikar Abbé Trévoux zurückführte. Er sprach und schrieb besonders, indem er diesen anklagte, die Kasse des Bisthums bestohlen zu haben, und Herrn von Quelen, die Religion durch seine Kezerei und das Aergerniß seiner Sitten zu schädigen.

Diese geistige Ausschweifung führte endlich zu seiner Verbringung in die Irrenanstalt. Außerlich war seine Haltung ruhig und ergeben; er sprach wenig und öffnete den Mund fast nur, um die Verbrechen seiner Verfolger zu entfallen und das Gesetz vom Juni 1838 anzurufen und auf seine Art auszulegen.

Seine Hauptbeschäftigung bildete es, Seiten auf Seiten zu häufen, deren Bündel ihn niemals verließ. Seine Ausarbeitungen zielten nur darauf ab, seine Feinde zu vernichten.

Leuret, auf dessen Abtheilung er untergebracht war, setzte ihn wieder in Freiheit. Aber er genoß diese nicht lange. Der Mord des Erzbischofs Sibour war die Fackel, welche den Brand entzündete. Er war in beständiger Aufregung und gab bei dieser Gelegenheit den Abbé Trévoux

¹ Delasiauve, Ann. méd.-psych., 1878.

als den Urheber des Verbrechens an. Berger wäre nur das von diesem Glenden gebungene und bezahlte Werkzeug. In dieser Zeit hatte Dela-
jauve, spezieller mit dem Dienste beauftragt, Muße, Paganet zu beobach-
ten; eine vernünftige und folgerichtige Unterhaltung mit ihm war unmög-
lich. Seine seltene Ruhe athmete Verachtung. Wenn er sprach, tobte er
gegen den Abbé Trévoux, der seinen Missethaten die Krone aufgesetzt
hätte, indem er seine von ihm auf mehr als 50000 Franken geschätzte
Bibliothek der Plünderung preisgegeben hätte. In seinen häufigen Ver-
schlimmerungen verlangte er gebieterisch seine Entlassung, indem er den
Arzt mit der ganzen Härte des Gesetzes bedrohte.

Der Fall Sandon hatte weit schwerere Folgen. Zehn
Jahre hindurch beschäftigte dieser Irre Regierung, Publikum und
Presse, erregte die außergewöhnlichsten Aergernisse, rief die
heftigsten Streitigkeiten und die unvernünftigsten Meinungsände-
rungen hervor. Er wurde eine derart gefürchtete Persönlichkeit,
daß die Regierung, anstatt ihn eingesperrt zu halten, ihm eine
Pension aus den geheimen Mitteln gewährte. Die öffentliche
Meinung war in Bezug auf ihn derartig getäuscht, daß er, nach-
dem er achtzehn Monate in Charenton untergebracht gewesen war,
als Opfer einer entsetzlichen Ungerechtigkeit galt und daß ein alter
Minister, von Persigny, dem Staatsoberhaupte rieth, ihm eine
große Geldentschädigung zu geben, um der anstößigen Ungerechtig-
keit ein Ende zu machen, für deren Gegenstand er galt.

Kurz zusammengefaßt (nach Brierre de Boismont¹) ist
das Ergebnis der Beobachtung dieses Individuums folgendes:

Sandon war mit 24 Jahren Advokat in Limoges. Mit einer
wichtigen Kriminalsache betraut, setzte er sich mit dem Pariser Advokaten
Billaud in Verbindung. Der Prozeß wurde von Letzterem mit einem
gewissen Erfolge geführt, aber Sandons Benehmen in dieser Angelegenheit
trug ihm die Streichung seines Namens von der Liste seines Standes ein
und hatte noch eine Verurtheilung vom Gericht zu dreimonatlicher
Suspension und in die Kosten im Gefolge. Die Urtheilsgründe enthielten,
daß ihm die Redlichkeit in seinen Beziehungen zu Billaud und gegenüber
seinen Klienten, die heiligste Pflicht des Advokaten, gefehlt habe. Der

¹ Brierre de Boismont, Examen médico-légal de l'affaire Sandon, pour servir à l'histoire de la folie raisonnée au XIX. siècle. (Ann. 1873.)

Mitberungsgrund, den das Gericht gegen ihn annahm, war nach dem Ausdruck des Urtheils die vorübergehende Störung seiner Verstandesthätigkeit.

Drei Jahre vergehen. Villaud wird zum Vorsitzenden des gesetzgebenden Körpers ernannt. Sofort erwachen gleichzeitig der Haß und die Begehrlichkeit Sandons. Villaud ist die Ursache seiner vormaligen Ungnade; er hat in dem berühmten Prozeß 12000 Franken Honorar eingenommen und ihm nichts gegeben! Er kann ihn jetzt durch einige Brocken von der Verwaltungs-Pastete entschädigen: Sandon ruft also sein Patronatsrecht an. Aber Villaud antwortet nicht. Um seinen Widerstand zu besiegen, droht Sandon ihm, wenn er die Genugthuung, auf welche er ein Recht zu haben behauptet, verweigere, werde er sehr kompromittirende Briefe veröffentlichen, die er von ihm empfangen habe. Als auch dieses Manöver ohne Erfolg bleibt, kommt er nach Paris und geht mit seinen angeblichen Briefen hausiren. Im Kabinet des Siegelbewählers aufgefordert, sie vorzulegen und abzugeben, wirft er sie ins Feuer, äußert seine Reue und kehrt nach seinem Geburtsort Felletin zurück; dies war im Jahre 1852.

Bis zum Jahre 1860 hört man nicht mehr von Sandon sprechen; als aber zu dieser Zeit Villaud zum Minister des Innern ernannt war, kehrten die ehrsüchtigen Ideen mit größerer Macht zurück, bemächtigten sich Sandons von neuem und gehen ihm nicht aus dem Sinn. Er verfolgt den Minister mit seinen Bitten, sagt, daß die verbrannten Briefe nur Kopien gewesen seien, daß er die Originale besitze, und droht dieselben zu veröffentlichen, wenn der Minister nicht mit ihm verhandle.

Da er keine Antwort erhält, macht er sich daran, insgeheim Schriften an politische Personen in Umlauf zu bringen. Es wird gerichtliche Nachforschung angeordnet, und man beschlagnahmt verschiedene Schriftstücke, unter anderen einen Bon auf 125000 Franken, der die Unterschrift des Grafen von Montalembert trägt, und zwei Briefe von Villaud. Sandon zeigte diese Stücke mit der Versicherung, daß der Bon auf 125000 Franken der Preis für die Briefe des Ministers sei und daß er den Werth erhalten würde, wenn er sie dem hohen Unterzeichner ausliefere. Dieser jedoch beeilt sich zu erklären, daß die ihm zugeschobene Unterschrift falsch sei. Ganz klar überführt erkennt Sandon an, daß er eigenhändig den Bon und die Villaud untergeschobenen Briefe verfertigt habe. Nach der Untersuchung durch die Aerzte Vasegue und Blanche, welche das Bestehen einer wirklichen Geisteskrankheit bei ihm anerkannten, wurde er außer Verfolgung und in Freiheit gesetzt.

Er beginnt jedoch sein System der Belästigungen, Beleidigungen und Drohungen gegen den Minister von neuem. Er wird wiederum verhaftet und nach Mazas gebracht, giebt dort neue Zeichen von Geistesstörung zu

erkennen, und eine Niederschlagungs-Erklärung des Gerichts setzt ihn noch einmal in Freiheit.

Im Jahre 1862 zeigt Sandon unter dem Drucke seiner fixen Idee den Minister beim Siegelbewahrer wegen willkürlicher Verhaftung und Gefangenhaltung an. Die auf diese Anklage hin eingeleitete Untersuchung schloß mit einer Einstellung des Verfahrens wegen ungenügender Beweismittel; Sandon wurde wegen des Vergehens der verleumderischen Anschuldigung verfolgt und noch einmal nach Mazas gebracht. Der dritte mit der Untersuchung beauftragte Richter war der Meinung, daß das Vorleben und Betragen des Angeklagten eine erneute Feststellung seines Geisteszustandes erforderten: Tardieu, Foville und Blanche¹ werden bestimmt und verfassen einen Bericht, dessen Schlusssätze sind, daß Sandon geisteskrank ist, daß er eine absolute und vollkommene Verkehrung der moralischen und Gemüthsanlagen darbiete, daß seine Krankheit im Fortschreiten sei und sich zum Blödsinn entwickle; daß sie ihn vollkommen des Bewußtseins und der Verantwortlichkeit für seine Handlungen beraube; daß sie ihn nicht nur für sich selbst, sondern für die öffentliche Ordnung und die Sicherheit der Einzelnen gefährlich mache und daß es angezeigt sei, ihn in einer Irrenanstalt unterzubringen und festzuhalten.

Wir lassen einen Auszug aus diesem Berichte, einer trefflichen ärztlichen Beobachtung, folgen.

„Indem man ihm ein wenig in seine letzten Zeiten zurückfolgt,“ fährt der Sachverständige fort, „erhält man die Ueberzeugung, daß er, der sich über unerhörte Verfolgungen beklagt, denen er unaufhörlich ausgesetzt sei, sich im Gegentheil zum Organisator eines Systems von Verfolgungen gemacht hat, dem alle Mittel, selbst Fälschungen, wie z. B. die dem Minister zugeschriebenen Briefe, recht sind, und worin er Jedermann bloßzustellen sucht. Jeder Schritt, jedes Wort von ihm ist Täuschung oder Lüge. Es ist für jeden aufgeklärten Menschen, der Zutritt zu ihm hat, feststehend daß er nicht mehr die geringste Erkenntniß und Einsicht des Wahren hat. Er hat gegenwärtig sogar nicht mehr den anscheinenden Zusammenhang, diese Ordnung und falsche Logik in den Gedanken und Ausführungen, die man zur Zeit seiner „vernünftelnden Manie“ bei ihm fand. Er geht vom thörichtesten Hochmuth und der größten Anmaßung zur tiefsten Demuth und Unterwürfigkeit über; er träumt von Ruhm und Ehren und verlangt den nächsten Augenblick nur vergessen zu werden. Er will, daß man mit ihm als einem der Vertreter und der Stützen einer Partei rede, und würde sich fast ohne Uebergang damit zufrieden geben, als armer Kranker in eine Heilanstalt gebracht zu werden.“

¹ Tardieu, Étude médico-legale sur la folie. Paris 1880 p. 357.

Dem Manne, gegen den Sandon seine Verfolgungen richtet, vertraut er — in demselben Brief, in dem er ihn anklagt, er habe ihn morden lassen wollen, und in dem er ihn um Gift bittet — die Sorge an, seinen letzten Willen auszuführen und bezeichnet ihm den Platz, wo seine Gebeine ruhen sollen. In demselben Schreiben, in dem er an die Tochter jener Persönlichkeit die leidenschaftlichsten dichterischen Bittgesuche richtet, überhäuft er den Vater mit den heftigsten Beleidigungen.

Man müßte ganze Hefte schreiben, wenn man alle Störungen seines Geistes zu Gesicht bringen wollte. In einem Briefe vom 7. Nov. 1862, der an einen der Sachverständigen gerichtet ist, bittet er ihn, die Abgabe des Berichtes zu beschleunigen, und beauftragt ihn, ohne Uebergang, ihm ein Lehrbuch der deutschen Sprache zu kaufen, dessen Verfasser, Verleger und Preis er ihm angiebt. Er schließt diesen Brief mit den Worten: „Man begehrt von mir eine Beschreibung der Unterredung mit den drei Aerzten. Ich wünsche Ihre Benachrichtigung, ehe ich sie gebe. Bevor ich Ihren Namen an allen Ecken der Oeffentlichkeit, in der Schweiz, Belgien, England, Deutschland, Italien, mit einem Wort in Europa anschlage, mußte ich Sie davon in Kenntniß setzen.“

Man findet in diesen letzten Worten den Ausdruck jener fixen Eitelkeits-Idee, die Sandons ganzes Benehmen und seinen Verstand beherrscht, ihn sich mit Montesquieu vergleichen läßt und ihm die Thüren der Akademie öffnet.

Eine andere nicht zu vernachlässigende Thatjache bilden seine zahlreichen Schriften. Sie geben jene unfruchtbare Fruchtbarkeit, die Briefschreibewuth, die bei denselben Gedanken und Worten beharrt, ohne einen einzigen Augenblick durch ihre erwiesene Nutzlosigkeit und ihren ständigen Mißerfolg sich aufhalten zu lassen. Die Hunderte von Briefen, die wir (Tar dieu) in unseren Akten haben, zeigen diese höchst charakteristischen und verbreiteten Zeichen des Irreseins auf das Klarste. Ebenso steht es mit den vielfältigen Nachschriften, den zahlreichen Abjügen, und den enggeschriebenen Zeilen, die den Schriftstücken der Irren einen so eigenen Stempel aufdrücken; sie sind in allen Briefen des Herrn Sandon vorhanden.

Wir wollen noch ein anderes, seiner Physiognomie entnommenes Merkmal andeuten. Seine Konstitution ist ziemlich kräftig, aber sein Gesicht trägt den Stempel eines inneren Leidens. Seine Haut ist bleifarben, seine Züge gewöhnlich verzerrt. Er legt oft die Hand auf seinen Kopf und hat einem ihn besuchenden Beamten geklagt, daß er sein Gehirn von den Matten zernagen fühle. Dem Professor Tar dieu hat er erklärt, ein Gefühl von Taubsein und Lähmung in einer Körperhälfte zu haben. Seine Sprache ist gewandt und sehr weitschweifig, was man bei manchen Irren beobachtet. Er antwortet niemals gradezu auf Fragen,

die man an ihn richtet, und kommt stets wieder auf die Geschichte seines Vorlebens. Herr Sandon hat mehrere ausgesprochene Erregungs- und Aufwallungszeiten gehabt, die ihn als recht der Festigkeit fähig erweisen haben. Er hat einige Selbstmordversuche gemacht und dieser Gedanke kehrt sehr häufig in seinen Reden und Schriften wieder.“

Er wird in Charenton untergebracht. Geschrei, Proteste, Petition an den Senat, der nach einem Berichte des Senators Tourangin zur Tagesordnung übergeht, welcher sich folgendermaßen ausdrückt:

„Die mitgetheilten Thatfachen sind uns genügend erschienen, um Ihre Ansicht über die Ihnen unterbreitete Petition zu bestimmen. Die Thatfachen enthalten zwei Lehren; sie beweisen erstens, daß wenn Ehrgeiz und Begierde den Menschen aus den Wegen der Ehrlichkeit getrieben haben, sie ihn bis zum Irresein bringen können. Sie zeigen außerdem, daß der ehrenhafteste Charakter und die hervorragendsten Verdienste den Staatsmann nicht gegen Beleidigungen und Verleumdungen durch Bösewichter und Narren sicherstellen kann.“

Achtzehn Monate vergehen; Villaud stirbt. In der Hoffnung, die giftige Zeitungspolemik zu Gunsten jenes Geisteskranken zur Ruhe zu bringen, ist man schwach genug, ihn wieder in Freiheit zu setzen. Er benutzte sie nur, um sein Auge auf ein neues Opfer zu werfen. Von nun an soll Rouher der Gegenstand seiner Einsprüche und Verfolgungen sein. Seit den Berichten von Lafègue und Blanche, Tardieu, Blanche und Foville, seit dem nicht verwendeten von Parghappe, seit dem Auftrage, den die Obrigkeit in der letzten Zeit des Kaiserreichs Bèhier, Blanche und August Boissin gelegentlich der Bedrohungen Rouhers gegeben hatte, das heißt, während nahezu sieben Jahren beschäftigt der verfolgungsfüchtige Irre unaufhörlich mit seiner Person die Deffentlichkeit, die Behörden, ja die höchsten Vertreter der Regierung.

Am 24. August 1870 kommt Sandon wegen eines Anfalls von Gehirnkongestionen in die städtische Heilanstalt. Dr. Besnier beobachtete folgendes: Kongestion des Gesichtes, fibrilläres Zittern der Zunge, Sprachstörung, Schwäche der Beine, mangelnden Gedankenzusammenhang und Abweichungen im Handeln.

Am 26. Oktober 1872 stürzte Sandon bewußtlos auf der Straße zusammen. In das Hotel-Dieu-Krankenhaus gebracht, erlag er an demselben Tage den Folgen einer Gehirnblutung. Bei der Sektion fand man Verdickung und Erübung der Gehirnhäute mit einigen Verklebungen im mittleren Theile der linken Großhirnhälfte. Außer dem großen hämorrhagischen Herde der Rücke, welche den Tod herbeigeführt hatte, fand man in verschiedenen Theilen des Gehirns sieben alte Blutungsherde, vier links,

drei rechts, von zwischen 3 cm und 3 mm schwankendem Durchmesser und deutlich verschiedener Entstehungszeit.¹

Ein solcher Fall ist auch der des Buchoz-Hilton, des berühmten Verfolgers Ludwig Philipps.

Dieser Mann gehörte einer Familie von Geisteskranken an. Seit seiner Jugend war er der Gegenstand gerichtlicher Verfolgungen und wurde mehrmals wegen Betrug, Herumtreiberei und falschen Anschuldigungen verurtheilt. Sein ganzes Leben war nur ein Gewebe von Ausschweifungen und den seltsamsten Excentricitäten: er hat nie einen Beruf gehabt und stets nur von Schlichen gelebt. Er pries gern seine hohen Beziehungen an und behauptete, mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Verbindung zu stehen. Während der Julirevolution spielte er eine gewisse Rolle und schmückte sich mit dem Titel Oberst der Freiwilligen der Verfassungsurkunde. Nach der Herstellung der Ordnung behauptete er ein Anrecht auf eine Entschädigung von 300000 Franken zu haben und geberdete sich als starrer Gläubiger des Staats und des Königs. Um seine Rückforderungen zu unterstützen, überschwemmte er die Deffentlichkeit mit den extravagantesten Schriften. Einen wohlbekanntem Scherz ausbeutend, ließ er sich einen Wagen in Form einer Birne bauen und verkaufte Wische à la poire molle und Stöcke à la poire molle. Zwanzigmal gerichtlich verfolgt, wurde er schließlich nach Nîmes verwiesen, wo er sein ungeordnetes Leben fortsetzte. Später kehrte er nach Paris zurück. Es spukten Verfolgungsideen in ihm, gegen die er die abenteuerlichsten Schutzmaßregeln ergriff; er lebte mehrere Jahre in einem alten Gemäuer, hielt eine Winkelschenke, wohnte mit Ziegen zusammen, wurde aus dem Stegreif Bandit und gerieth mit einem Worte auf Abwege, die jede Einbildung hinter sich lassen. Unaufhörlich schrieb er Broschüren, Schmähschriften, Briefe, Bittgesuche, Petitionen, Eingaben jeder Art. Als er nach Verlauf von 14 Jahren in Noth kam, begann er von neuem die Geschichte von den 300000 Franken und überhäufte den König mit Beleidigungen und Drohungen. Er zählte 67 Jahre, als man endlich daran dachte, ihn durch Bahard, Jacquemin und Tardieu untersuchen zu lassen, die auf Irresein gutachteten.

Diese für einen Irrenarzt von Beruf so leicht erkennbare Form der Seelenstörung wird bei Unbefugten und beim großen Publikum derartig verkannt, daß wir dem Verlangen nicht widerstehen, die Beispiele zu vermehren. Sie sind mehr als alle Urtheile und Ausführungen geeignet, die Ueberzeugung davon auf-

¹ Liouville, Relation de l'autopsie. (Ann. d'hygiène publ. et de méd. lég. 2. série 1873 t. XI. p. 425.) — Tardieu p. 369.

geklärten Geistern beizubringen. Seltsamerweise — und das zeigt recht die Unsicherheit, in der sich ihnen gegenüber die mit der Beurtheilung ihres Geisteszustandes Beauftragten befinden — ist man jedesmal, wenn sie irgend eine dem gerichtlichen Urtheil unterworfenen Handlung verübt haben, geneigt, sie als Kranke zu betrachten und von jeder Verantwortung zu entlasten. Wenn man sie dann, anstatt sie zu verfolgen, ohne weiteres als Geisteskranke einsperrt, ändert sich die Auffassung und man betrachtet sie unverzüglich als geistesgesund und sieht in ihnen die Opfer einer willkürlichen Einsperrung.

„Man kann gegenwärtig in Bicêtre,“ sagte Legrand du Saullé 1878, „einen Herrn B., hannoverschen Unterthanen, sehen, der sich den Titel eines Physiologen beilegt, sich für einen Künstler ohne Gleichen ausgiebt und sich den Freund aller Gelehrten von Europa nennt. Dieser jetzt 33jährige Mann bewohnte seit langen Jahren in Paris ein bescheidenes Zimmer in der St. Jakobsstraße, in das nie Jemand eingedrungen war, und besuchte die öffentlichen Vorlesungen, wissenschaftlichen Laboratorien und die Bibliotheken. Claude Bernard, Berthelot, Marey und Dulpian kennen ihn lange und haben einen eifrigen Zuhörer in ihm gehabt. Er merkte sich stets etwas an, schien eine seltsame Lebensweise zu führen, sprach mit unruhiger und ermüdender Geschwätzigkeit, war aber niemals Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen. Trotz seiner Rationalität wurde er während der Belagerung von Paris weder beargwöhnt noch belästigt. B. besaß ein Kapital von 20—25000 Franken. Um sein Einkommen zu vermehren, kaufte er türkische Staatspapiere. An dem Tage, wo der Sultan erklärte, daß er auf fünf Jahre die Zahlung der Zinsen der türkischen Schulden aussetzte, sah B. sich mittellos, wurde erregt, stellte heftige Forderungen an den Botschafter der hohen Pforte und wurde wegen Bedrohung mit dem Tode gegen den Vertreter einer mit Frankreich befreundeten Macht verhaftet. Ich untersuchte ihn fast sogleich und fand ihn sehr erregt, aber nicht verwirrt. Beim Fehlen jeder Auskunft glaubte ich die Geistesstörung nicht in Verhandlung bringen zu dürfen, und der „Physiologe“ wurde nach Mazas dirigirt. Dort wurde er durch einen Sachverständigen untersucht, und die Nachforschungen ergaben, daß B. in einem schmutzigen, mit Papiersegen, verschimmeltem Brot, alten Kotelettknochen, Salatresten und Trümmern aller Art gefüllten Verschlage wohnte. Bianchi erachtete auf Freisein und beantragte Einstellung des Verfahrens. B. wurde in das Spezialkrankenhaus in der Nähe der Präfektur zurückgeführt. Nach Einsicht der Akten zögerte ich diesmal nicht und dirigirte den Kranken in die Irrenanstalt St. Anna.

B. schrieb an den deutschen Botschafter, berief sich auf seine Nationalität und forderte seine Freiheit. Der Fürst Hohenlohe ließ ihn zunächst durch einen deutschen Arzt untersuchen; auf das Zeugniß des Letzteren trat er dann beim Polizeipräfekten vermittelnd ein. B. wurde aus St. Anna entlassen und erhielt alsbald vom deutschen Botschafter eine Zuwendung von 3000 Franken.

Hierauf kehrte B. in seinen greulichen Verfall zurück, nahm seine alten Gewohnheiten wieder auf, und man konnte ihm länger als ein Jahr nichts anhaben. Er kam zu mir, bat mich um Schüler und sagte zu mir, er könne die deutsche Sprache, Chemie, Physiologie, Klavier, Tanz oder Violine lehren. Ich versprach ihm nichts und verabschiedete ihn höflich.

B. wurde von neuem erregt und machte sich die Schlußfolgerung: „Warum hat mir der Fürst Hohenlohe 3000 Franken gegeben? Er hatte sich mir gegenüber etwas vorzuwerfen; es ist klar, daß er mich verhaften, nach Mazas und dann nach St. Anna hat bringen lassen. Kann man denn ein solches Verbrechen mit einer so elenden Summe wieder gut machen? Nein, das ist nicht genug.“ Von diesem Augenblicke an wurde er unruhig, verstört, ängstlich und ging fast täglich zum deutschen Botschafter. Er fordert, drängt, spricht laut und wird hinausgewiesen. Erregt, aber nicht entmutigt, schickt er 250 Briefe an die gelehrte Welt von Europa, und beschuldigt mich sowie Boucheran, den Arzt der Untersuchungsabtheilung zu St. Anna, der gemeine Mitschuldige einer ebenso allmächtigen wie niederträchtigen Persönlichkeit gewesen zu sein. Er kommt wieder zu mir, erklärt sich für das Opfer des gehässigsten Angriffes, spricht vom Fürsten Hohenlohe in beleidigenden Ausdrücken und äußert, daß er eines Tages einen großen Skandal machen werde und daß er bewaffnet sei. Bei diesen Worten bringt er, vielleicht ohne Absicht, seine rechte Hand in die linke Innentasche seines Ueberziehers und ich führe ihn bis zur Thür meines Zimmers. Einige Tage später wurde er, da seine Belästigungen des deutschen Botschafters nicht aufhörten, abermals verhaftet, von mir untersucht und nach St. Anna, später nach Bicêtre geschickt.

Ein Jahr ist vergangen. B. erschöpft alle Arten von Reklamationen, wendet sich an die Regierungen und führt alle erdenklichen Einflüsse ins Feld. Er ist vom Generalprokurator der Republik und zwei seiner Stellvertreter sowie von einem Aufsichtsarzte der Polizeipräfektur untersucht worden. B. ist geschwätzig, erregt, ein Lügner und Großsprecher; er hat von sich und seinen Talenten die lächerlichste Meinung, aber er streitet und macht Eindruck. Ich halte ihn für sehr gefährlich. Was wird aus ihm werden?“¹

¹ Med.-psychol. Gesellsch., 28. Jan. 1878.

Unser Freund Dr. Laguet hat unter dem Titel „Die verfolgungsfüchtigen Irren“¹ eine Reihe der anziehendsten Beobachtungen veröffentlicht, deren Gegenstände größtentheils in die Kategorie der erblich Belasteten gehören. Eine davon bezieht sich auf eine Persönlichkeit, die beinahe den Ruhm Sandons erleichen läßt, so sehr ist es ihr gelungen, mit ihrer Person Zeitungen, Publikum und Regierung zu beschäftigen.

Herr X. tritt, dank mächtigen und hohen Empfehlungen, als Erzieher in eines der großen Häuser Frankreichs. Die wohlwollende Aufnahme, die ihm seitens der Fürstin von * zu theil wird, macht ihm Hoffnung, ihr Herz erobern zu können. Der „Roman eines armen Jünglings“ spielte sich ganz vor seinen Augen ab, es fehlte auch nichts daran. Als die Fürstin eines Tages auf ihren Schreibtisch geneigt mit Schreiben beschäftigt war, vergaß X. sich soweit, einen Kuß auf ihren Hals zu drücken. Die Beleidigung war groß, konnte sie aber nicht berühren; der Gatte, der davon in Kenntniß gesetzt wurde, bekümmerte sich nicht weiter darum.

Der Gatte stirbt, das Herz der Fürstin ist frei. Wer weiß! Man hat, so sagt man, Könige Schäserinnen heirathen sehen. X. sah nicht ein, warum nicht ein Bürgerlicher ohne Vermögen eine große Dame heirathen sollte. Von nun an schrieb er sonderbare, unsinnige Briefe an die Fürstin betheuert feierlich die Reinheit seiner Empfindungen und kommt auf die alte Kußgeschichte zurück. Diese Korrespondenz würde Bände füllen, wenn wir nach dem Kranken selbst urtheilen, der an den Generalprokurator schreibt, um sich zu beklagen, daß ein achtzehn Seiten langer Brief versiegelt in den Händen des Vaters L. geblieben ist.

Herr X. willigt ein, sich aus Paris zu entfernen, kehrt aber fast sofort dahin zurück. Da die Fürstin ihm die Thür weisen läßt, richtet er sich in einem Hause ein, das ihm gestattet, ihre geringsten Bewegungen auszuspähen; am Tage folgt er ihr in Kirchen, Läden und Straßen. Eines Abends hat er sich im Thorweg aufgestellt und ist dank der Dunkelheit glücklich genug, den Schlag ihres Wagens zu öffnen und sich hineinzustürzen; er bedeckt die Hände der Fürstin mit glühenden Küffen. Es wird Licht gemacht: X. erkennt in dem Gegenstande seiner Gluth die Kammerfrau. In der Nacht wirft er Sand und kleine Steine gegen die Fenster ihrer Wohnung.

Auf die Klage des Herzogs von *, des Schwagers der Fürstin, wurde X. von Amtswegen in Beschlag genommen und der Untersuchung durch Dr. Lasdague unterworfen. Der hervorragende Professor sagt: „Meine Feststellungen waren ausgedehnt. In jeder Wissenschaft giebt es

¹ Ann. méd.-psych. 1876.

einen in irgend einer Weise lebhafteren Theil, welcher den sich mit dieser Wissenschaft Beschäftigenden vollständiger berührt und anzieht. Jeder Geometer, jeder Arzt beschäftigt sich nicht gleichmäßig mit allen Theilen der Geometrie oder der Medizin; es bedarf einer Auswahl.

Ich war diesen Augenblick im Falle der besonderen Auswahl, in Betreff einer bisher schlecht beschriebenen Gruppe der Geisteskrankheiten. Ich stand dem doch so häufigen Verfolgungswahn gegenüber, ich hatte ihn viel erforscht und erwartete eine neue Gelegenheit, ihn noch mehr zu erforschen, und ich begann in aufrichtigem Wissensdrange und zugleich mit dem Zweck, eine Pflicht zu erfüllen, die Untersuchung des Geisteszustandes des K. Ich wollte mir eine logische Ueberzeugung erwerben; ich sah K., ich sah ihn wieder, ich hat um eine Bedenkzeit für meine Aeußerung."

In der Anstalt zu Ville-Evrard giebt K. sich als Opfer, als unglücklich Liebhaber, er liebt und wird geliebt; der Beweis liegt darin, daß die Fürstin ihn nach dem Tode ihres Gemahls nicht verabschiedet hat. Wie soll man ferner den unwiderstehlichen Zauber erklären, den sie aufeinander ausübten, wie diesen Antrieb zur Bewegung des Bedens nach vorn, diese Nervenkrämpfe, die Frau v. * in seiner Gegenwart empfand, diese dichterische und geheimnißvolle Sprache, deren Kosten sämtlich der Druck des Fußes bestritt; wie das Fluidum benennen, das durch ihre Finger strömte, wenn sie sich begegnet waren? Wie soll man andererseits nach allen diesen Zeichen der Zuneigung erklären, daß die Fürstin sich weigert ihn zu empfangen und die Hülfe ihres Schwagers gegen die Verfolgungen des K. anruft? Geheimniß!

Als er wieder frei war, bildete es seine erste Sorge, den Herzog von *, die Doktoren Lafègue und Girard de Cailleux wegen widerrechtlicher Einsperrung gerichtlich zu belangen, indem er 100 000 Franken Schadenersatz mit Zinsen forderte. Der Grund, den er anführt, um die Gesundheit seines Geistes zu beweisen, ist bewundernswerth. „Man hat mich in Ville-Evrard nie einer Behandlung unterworfen.“ Er verliert seinen Prozeß.

Als der Krieg von 1870/71 beendet ist, legt K., der die Ehre gehabt hat, als Kapitän der Mobilgarde zu dienen, was für ihn ein Zeugniß des Nichtirreseins bildet, gegen das ihn abweisende Urtheil Berufung ein und verlangt seine eigene Sache selbst zu vertreten. In einem langen Briefe an den Generalprokurator Aubepin beklagt er sich über Jedermann und ein wenig über alles, über den Anwalt der Gegenpartei, der ihn als „Rechten der Menschen“ behandelt hat, über den Herzog von *, Lafègue und Girard de Cailleux, über das Gesetz vom 30. Juni 1838: „Meine Einsperrung ist eine ungeheuerliche That, die nichts rechtfertigen kann. Alle Regeln des Gesetzes sind verletzt. Wenn ich einen Einwurf an die Aerzte richte, so sagen sie: „Das Gericht hat es gethan“; wenn ich mich an die

Behörde wende, so sagt man: „Die Aerzte sind allein schuldig, aber sie haben in gutem Glauben gehandelt.“ Man müßte sich denn doch gegenseitig hören? Man sieht, eine Untersuchung ist nothwendig. Außer meiner persönlichen Angelegenheit würde sie den Erfolg haben, zu beweisen, daß unter dem Schutze des Gesetzes von 1838 willkürliche und unerhörte Thaten häufiger begangen werden, als man denkt. Keine willkürliche Einsperrung, sagt man, hat stattgefunden, seit das Gesetz besteht; der Beweis liegt darin, daß schon viele Prozesse geführt sind, Behörden und Aerzte aber stets gesiegt haben. Darauf antworte ich: „Weil man den, der die grausamste Prüfung erlitten hat, in die Unmöglichkeit versetzt, sich zu rechtfertigen.“

Am 29. Januar 1872 verlor K. in der Berufung; es ist nicht glaublich, daß er den Wahnsinn soweit treibt, die Nichtigkeitsbeschwerde einzulegen. Wer weiß indessen? Der Herzog von *. der Hauptangeklagte, durch zwei Gerichtsbeschlüsse geschützt, hat seine Belästigungen und Verfolgungen nicht mehr zu fürchten, anders steht es mit den Irrenärzten; Herr K. ist „zum lahrenden Ritter, Schützer der Irren“ geworden, man findet ihn überall, wo von Kranken und Krankheiten die Rede ist. Wenn öffentliche Vorlesungen in St. Anna stattfinden, eilt er dahin und schimpft so laut, daß die Oberbehörde sein Geschrei hört und die Vorlesungen ausgesetzt werden, er zieht sich den ganzen Ruhm davon zu.

Herr K. vereinigt, wie viele Wesen seiner Art, mehreres in sich. Er ist nicht nur verfolgungssüchtig, sondern auch ein Erotomane, eine Art, die wir in einem nachfolgenden Abschnitt studiren werden.

II.

Prozeßsüchtige.

Neben die Verfolgungssüchtigen stellt man zweckmäßig die Prozeßsüchtigen, in denen Casper als erster eine besondere Wahnsform vermuthet hat, die neuerdings von Krafft-Ebing¹ unter dem Namen Querulantenwahnsinn erforscht hat. Nächst diesem Autor haben Brosius, Snel und Liebmann Casper vervollständigt, indem sie den erblichen Ursprung jenes Wahnes errathen haben. Es handelt sich in der That um eine

¹ Krafft-Ebing, Allg. Zeitschrift für Psychiatrie, Bd. 35 S. 395, und Ann. méd.-psych., 1880, 4.

Art von Verfolgungswahn oder vernünftloser Manie; wie die letztere findet jener sich nur bei Belasteten und Entarteten.

Bei den Prozeßsüchtigen finden sich meistens Entwicklungsanomalien des Schädels und verschiedene andere Entartungssymptome, die das sichere Zeichen einer angeborenen Ernährungsstörung sind. Ihr moralischer Sinn weicht ab, denn sie sind vorzeitig unsittlich, ungehorsam, wenig zartfühlend für das Wohl Anderer. Die Kenntniß des Rechtes ist für sie nur insofern vorhanden, als sie ihnen Andere bloßstellt; sie ist eine gesetzliche Waffe, um zu ihren Zielen zu gelangen. Da sie voller Egoismus, des kleinsten Zugeständnisses und des geringsten Opfers unfähig sind, versetzt alles, was ihnen Nachtheil bringt, sie außer sich. Sie sind eigensinnig, jähzornig, rechthaberisch und dünkelfhaft, aber wenig intelligent und ihre Redseligkeit, die zuweilen den Eindruck von Talent macht, verdeckt nicht lange die Dürftigkeit ihres Urtheilsvermögens. Wir wollen noch eine Störung der Einbildungskraft anführen, welche die Thatsachen entstellt und sie dem Bewußtsein nur verunstaltet und verändert vorführt. Wie die Hysterischen und die Kinder belügen sie sich auf diese Art selbst und haben die Verschrobenheit, zu erfinden. Von sich selbst und ihrer Unfehlbarkeit erfüllt, ertragen sie keinen Widerspruch und kommen daher in fortwährende Reibungen mit ihrer Umgebung.

Viele Prozeßsüchtige bleiben bei diesem Grade einfacher Charakterabweichung, wahre Geißeln für die, welche mit ihnen verkehren. Wenn sie keine Prozesse haben und sich keine schaffen können, reizen sie Andere solche auszudenken und werden dann Anwälte.

Der wirkliche Querulantenwahn entsteht unter dem Einflusse der wichtigsten Ursache, des Verlustes eines Prozesses, zuweilen gar einer einfachen Streitigkeit. Dann wird die Leidenschaft erregt und erreicht augenblicklich ihren Gipfelpunkt, der Prozeßsüchtige opfert alles, Wohlstand, Glück und Familie, dem Drange, der ihn martert, sein Recht zu erlangen. Er wird immer eifriger und aus der thörichten Leidenschaft wird ein Wahn. Der Ge-

danke wird ihm nicht kommen, daß seine Sache verloren ist, weil sie schlecht ist; er betrachtet sich als Märtyrer oder Angeführten, die Richter sind Pflichtvergeßene und Betrüger; er gelangt dahin, die Vollstrecker des Gesetzes zu mißhandeln. Man sieht solche Leute sich zu Beschützern und Winkelanwälten der Unterdrückten aufwerfen, wie z. B. jener Mann, der die „Gesellschaft der Unterdrückten,“ d. h. der rechtskräftig aus ihrem Besig Gebrachten, gründete.

Meist werden die unglücklichen prozeßsüchtigen Irren erst als solche erkannt, wenn sie ihr Vermögen auf dem Prozeßwege vergeudet, die öffentliche Ordnung gestört oder gar irgend ein Verbrechen begangen haben.

Frau C.¹ war 40 Jahre alt, als sie daran dachte, die gesetzliche Probe mit der Ehe zu machen; sie glaubte sich von einem jungen, schönen und reichen Fremden B. begehrt, der ein großes Haus bewohnte, welches dem gegenüberlag, in welchem sie als Kassenführerin angestellt war. Eines Tages verschwand er; Frau C. ist in Verzweiflung, begiebt sich zum Polizeikommissar ihres Viertels und beschuldigt ihren Herrn, ihr bei ihrem Viehhaber geschadet zu haben.

Der Kommissar bleibt taub für ihre Bitten; sie wendet sich an den Polizeipräsidenten, an die Gerichte, verlangt 10 000 Franken Schadenersatz nebst Zinsen. Mit ihren Klagen abgewiesen, lebt sie zwei Jahre lang ganz in ihren Schmerzen. Nach manchen Ueberlegungen entscheidet sie sich noch einmal zur Heirath; derselbe Mißerfolg, dieselben Täuschungen. B., von dem alles Uebel herrührt, wird von neuem verfolgt. Jules Fabre, der mit ihrer Sache beauftragt wird, giebt sie auf, Grandperret nimmt sie an. Die Angelegenheit war unmittelbar daran, vor die Gerichte gebracht zu werden, als die Kranke eingesperrt wurde. Wieder in Freiheit gesetzt, verläßt sie die Zimmer der Anwälte nur, um in der Vorhalle der Verhandlungsräume im Justizpalast umherzuirren. Sie bleibt endlich bei Sachaud hängen, der die Sache nicht führen kann, da ein Theil ihres Aktenschatzes in den Händen der ersten Anwälte geblieben ist. Sie war auf der Suche nach ihren Akten, als sie zum zweiten Male eingesperrt wurde.

Wie viel Chicaneaus müßten in unseren Heilanstalten Platz finden!

¹ Taguet, Ann., a. a. D.
Gullerre, Grenzen des Irreseins.

Ein altes Mädchen¹ war von einem Wagen umgerissen worden, und dies Ereigniß hatte keine anderen Folgen als leichte Kontusionen. Sie hatte eine vom Gericht sehr gerecht festgesetzte Entschädigung, entsprechend den Ausführungen eines Zeugnisses von Dr. Magolin und einem Berichte von mir, erhalten. Sie war jedoch nicht befriedigt, schrieb dem Sturze alle Unpäßlichkeiten und jedes Unwohlsein zu, das sie empfand, und verfolgte die Ausgleichung eines eingebildeten Nachtheils zehn Jahre lang auf allen gesetzlichen Wegen, und da sie den Zeugnissen der Aerzte die wiederholten Niederlagen, die sie in allen ihren Ansprüchen erfuhr, zur Last legte, verklagte sie schließlich meinen geehrten Kollegen und mich. Da sie keinen Anwalt zur Klage und nicht einmal einen Gerichtsdieners zur Ausfertigung einer Vorladung finden konnte, ging sie so weit, sich, nicht minder vergeblich aber ohne überdrüssig zu werden, an den Syndikus zu wenden, um von ihm die amtliche Ernennung eines zum Rechtsbeistand genommenen Gerichtsdieners zu verlangen. Sie zeigte, eine wie große Verstandesstörung die Uebertreibung einer hypochondrischen Anlage bei ihr herbeigeführt hatte.

Der Querculantentwahn kann, wie wir eben gesehen haben, sich auf Grund einer Hypochondrie entwickeln; er entwickelt sich auch auf Grund von Verfolgungsideen.

B.² zieht von vornherein durch seine seltsame Körperbildung die Aufmerksamkeit auf sich. Sein ältliches Kindergesicht ist vollkommen hartlos, seine Nase breit und stumpf, die Backenknochen vorspringend, die Augen auseinanderstehend, die Haut von bleifarbenener Blässe. Der Kopf ist schlecht geformt und in der Quere verbreitert. Obwohl sein Wuchs ziemlich hoch ist, ist er im oberen Theil durch Spuren von Rachitis mißgestaltet. Die Geschlechtsorgane haben eine völlige Entwicklungshemmung erfahren und sehen aus wie die eines vierjährigen Kindes. Er spricht mit der dünnen und kreischenden Stimme eines Kastraten.

Er wird einstimmig als heftig, haltlos, erbitterter Rabulist und prozeßsüchtig bezeichnet und hat mit Niemand je in gutem Einvernehmen leben können. Um ein wenig Dünger oder einige Hühner hängte er seinen Nachbarn Prozesse an und bedrohte sie mit dem Tode. Obwohl er wie ein wohlhabender Landmann leben konnte, war er so außerordentlich geizig, daß er in einem schmutzigen Loch wohnte, wovon er keinerlei Möbel hatte als einen Strohsack ohne Bettstelle und einen wurmfressigen Schrank, der genügte, um seine Kleidungsstücke und seine Lebensmittel aufzunehmen. Argwöhnisch im Uebermaß, mißtrauisch gegen seine ganze Umgebung,

¹ Tardieu. Étude méd.-lég. sur la folie, Paris 1880 p. 166.

² Eigene Beobachtung.

bildete er sich ein, daß sie keine andere Vormeinung hätten, als ihn zu befehlen und in sein Gebiet einzugreifen. Einer seiner Nachbarn war besonders Gegenstand seines Mißtrauens und seiner Abneigung, weil er ein an sein eigenes grenzendes Land besaß; er führte deshalb unaufhörlich die Gendarmen, die Feldhüter, den Maire und seine durchaus eingebildeten Beschwerden gegen ihn vor. Er strengte vergeblich zahlreiche Klagen vor dem Friedensgericht gegen ihn an und nahm endlich, da er nicht nach seinem Gefallen Recht bekommen konnte, eine Flinte und entlud sie auf seinen unglücklichen Nachbar, der glücklicherweise nicht getroffen wurde.

B. wurde auf meinen Antrag vom Schwurgericht als unzurechnungsfähig freigesprochen.

Diese Beobachtung ist besonders dadurch wichtig, daß sie die Rolle der Entartung in den Geistesverirrungen dieser Art gut hervortreten läßt. Sie zeigt außerdem, daß die Querulanten gefährlich sind und ihr Verlangen nach Vergeltung und Gerechtigkeit bis zum Verbrechen ausdehnen. Die folgenden Krankengeschichten werden diesen Hinweis bestätigen.

Am 15. April 1876, sagt Vegrand du Saulle,¹ hatte ich den P. zu untersuchen, der angeklagt war, gelegentlich der Rückforderung einer alten Verschreibung den Geschäftsführer D. mit einer Eisenstange geschlagen zu haben. Er war mit der größten Ruhe bei D. erschienen, den er seit längerer Zeit beschäftigte, und bediente sich der Eisenstange als Stoch. Ich bin selten einem schwerer zu beurtheilenden und verächtlicheren Menschen begegnet als dem P., deshalb beschäftigte mich die Lage, in die er gekommen war, lebhaft. Das Zeugniß, das ich nach einem sehr strammen Verhör in drei aufeinanderfolgenden Stunden verfaßt habe, lautet wörtlich: Mittleres geistiges Niveau. Gewandte Ausdrucksweise. Energischer Wille. Hervorragende Prozeßsucht. 120 000 Franken ausgegeben für Rechnungen, Schikanen, Besichtigungen durch Sachverständige. Prozesse, Forderungen, Trennung u. Angebliche Blutschande: Seine Frau soll die Maitresse ihres eigenen Vaters gewesen sein. Heftiger Haß gegen die Ministerialbeamten, die ihn zu Grunde gerichtet, und gegen die Gerichte, die ihn wesentlich geschädigt haben. Falsche Auslegungen. Furcht in seinem Lande infolge eines Wechsels, den er sich zweimal hätte bezahlen lassen, als Dieb zu gelten. Wirkliche Verfolgungsideen. Krankhaftes Verlangen, vor ein Zuchtpolizeigericht oder ein Schwurgericht zu kommen, um von neuem alle seine alten Prozesse führen und durch seinen Anwalt kundthun zu lassen, daß er ein Ehrenmann und sein lebenslang ein Opfer gewesen sei. Eingestandener Vorbedacht. Nicht bereute Gewaltthat. Beträcht-

¹ Ann. méd.-psych., 1878.

sicher Theil Willens- und moralischer Freiheit. Heutzutage schwierige Unterbringung in einer Irrenanstalt.

B. wurde nach dieser Aeußerung in die Hände des Untersuchungsrichters zurückgegeben, es wurden aber Zweifel rege und Motet als Sachverständiger geladen. Unser Kollege bestätigte meine klinische Meinung. B. wurde dem Zuchtpolizeigericht übergeben und zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt.

Der Uebergang zwischen Prozeß- und Verfolgungssüchtigem ist zuweilen unmerklich, und die beiden Persönlichkeiten verschmelzen sich zuweilen in eine. Als Probe geben wir das folgende sehr interessante, ebenfalls Legrand du Saulle entlehnte Beobachtungsergebniß.

C.¹ Handelsmakler, 35 Jahre alt, sehr beanlagt, aber nicht erzogen, zeigt eine gute Haltung, bleiche Haut, regelmäßige Züge, unsicheren Blick, gleiche Pupillen, gutes Gedächtniß, gewandte, fließende und ungezwungene Sprache. Er ist vier und ein halbes Jahr beim Fabrikbesitzer B. in Aubervilliers Commis gewesen. Er behauptet, unerhörte Anstrengungen gemacht zu haben, um das Geschäft seines Herrn zu verbessern und Letzteren zu bereichern. Er nahm nur 150 Franken monatlich ein, aber er war die Seele des Hauses. Plötzlich erhebt sich zwischen Herrn B. und C. ein Streit über eine Summe von 658 Franken, C. wird des Vertrauensmißbrauchs angeklagt, vor das Zuchtpolizeigericht gestellt und hauptsächlich auf die Aussage des Herrn B. zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt.

Am Ende seiner Strafe begiebt sich C. zu Herrn B., giebt ihm endlose Erklärungen, sucht ihm seine Unschuld zu beweisen, verlangt Wiedereinsetzung und, da er diese nicht erlangen kann, ein gutes Führungsattest, ein Vertrauensschreiben, ein Achtungszeugniß. Stets abgewiesen und verzweifelt, verschreit er seinen früheren Herrn überall, tritt in ein Konkurrenzgeschäft ein und erfindet alle möglichen Mittel, um Herrn B. zu schädigen, bis auf die öffentliche Verhandlung eines Civilprozesses um Schadenersatz nebst Zinsen „wegen Schädigung durch falsche Aussage im Termin“.

C. hat kein Geld, um den ersonnenen Prozeß in Angriff zu nehmen, aber er stiehlt ein Stückfaß Leim, das von Herrn B. geliefert ist, und kann mit dem Verkaufsergebniß dieses Fasses endlich gegen den Menschen, der ihm seine Ehre geraubt hat, vorgehen. Er ist ehrlich, sagt er, und würde keine fünf Centimes, wem es auch sei, entwenden, aber gegenüber einer dem Herrn B. gehörenden Waare hat er nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht, sie sich anzueignen. „Sein Gewissen verlangt

¹ Ann. méd.-psych., 1878.

es.“ Bald in Verdacht gerathen und verhaftet, wird er gerichtet und zu dreizehn Monaten Gefängniß verurtheilt.

Ueber die Ungerechtigkeit der Menschen entrüstet und von Verachtung erfüllt, unaufhörlich an die Verbrechen denkend, deren Opfer er gewesen ist, beginnt C. das Tagebuch seiner inneren Eindrücke zu schreiben. Er will nur mit sich selbst sprechen, denn er allein ist achtbar, und er schreibt drei- oder vierhundert große Bogenseiten voll. Man erhebt hie und da folgende Gedanken: „Ich werde im Leben nur durch die Hoffnung zurückgehalten, der Menschlichkeit unter völliger Verleugnung meiner selbst zu dienen. — Die Leiden, welche die Bosheit uns zufügt, sind nichts, weil der Friede des Gewissens und die Gesundheit des Geistes sie in Freuden verwandelt. — Das Irresein ist ein Dämon ohne Ende, der, um sich ernähren und anbeten zu lassen, sich nicht scheut, die Naturgesetze zu mordern und den Sitz der Vernunft zu zerstören. — Ich halte am Leben fest, um der Befreier des Menschengeschlechts zu werden. Aus der irdischen Hölle will ich ein irdisches Paradies machen, ohne Erbsütterung, nur durch das Licht der Ueberzeugung. Ich will Gott und den Teufel sichtbar machen wie einen Gegenstand, den man in der Hand hält, den man prüfen, berühren, unterscheiden und verstehen kann wie die Nacht vom Tage. — Eine Meinung ist eine Leidenschaft; eine Leidenschaft, sobald sie siegreich ist, herrscht; alles, was herrscht, unterdrückt; alles, was unterdrückt, erniedrigt; alles, was erniedrigt, würdigt herab. Daher die Frevelthat am hellen Tage durch die Anbetung des tugendhaften Verbrechens, durch den ehrlichen Diebstahl, die arglistige Rechtschaffenheit, die vertragmäßige Weisheit und außerdem die Ueberlegenheit, die ganz so beschlossen ist, als hinge sie von einem Willen ab.“

Nach drei Jahren aus dem Gefängniß entlassen, erneuert C. bei Herrn B. alle seine Rehabilitirungsunternehmungen, scheut vor keiner Belästigung zurück, erklärt anfangs, er würde sich mit einem schriftlichen Geständniß des „begangenen Irrthums“ begnügen, dann erhöht er fortschreitend seine Ansprüche, verlangt eine reichbelohnte Anstellung im Hause und zuletzt als Genugthuung eine Summe von 3000, 10000, 30000 und schließlich von 100000 Franken. Er geht noch weiter; Herr B. soll ihm sofort sein Vermögen und seine Fabrik überlassen. Das ist nicht zu viel für das Ueble, das er gethan hat!

Zuletzt denkt C. sich folgenden Streich aus: Er miethet ein Zimmer in der St. Paul-Gartenstraße in der Nähe des Cölestinerquais und läßt Herrn B. ein wichtiges Stellbuchein in Geschäften ansagen. Herr B. kommt arglos zur verabredeten Stunde an und wird von C. empfangen, der ihn höflich fragt, ob er ihm seine Ehre wieder geben will oder nicht. Herr B. läßt sich in Unterhandlungen ein, äußert, daß er durch den empfangenen Brief getäuscht worden sei, geht, während C. ihm immer folgt, die Treppe hinab, schlägt die St. Paul-Gartenstraße ein und wendet sich zu seinem

Wagen, der an der Ecke des Cölestinerquais hielt. In dem Augenblicke, wo er in den Wagen steigt und seine Frau anspricht, feuert C. einen Revolver-schuß auf seine Weine, der Niemand trifft. Um seine Frau nicht weiter in Gefahr zu setzen, springt Herr B. schnell aus dem Wagen und läuft nach dem Quai. C. verfolgt ihn, giebt ein zweites Mal Feuer, und Herr B. bekommt eine Kugel in den Ellbogen.

C.'s Plan war der: „Ich verwunde Herrn B. und werde vor das Schwurgericht kommen, dort werde ich zeigen, daß ich buchstäblich gemartert worden bin, Anspruch auf eine glänzende Genugthuung habe und, da ich diese nicht erlangte, die Pflicht hatte, darüber an die öffentliche Meinung zu appelliren. Wenn ich ungeschickterweise Herrn B. tödte, so entgeht mir jede mögliche Rehabilitation und ich schieße mir sofort eine Kugel vor den Kopf. Ich bin wirklich ein Ehrenmann und habe keine Neigung, für einen Mörder zu gelten.“

Zufrieden und stolz über seine That, wird C. in das Gefangenenregister zu Mazas eingetragen. Motet und Voisin untersuchen ihn zu wiederholten Malen und erachten auf Unzurechnungsfähigkeit. Das Gericht schwankt und ordnet eine Ergänzungsuntersuchung an. Ich werde beauftragt und erstatte einen ganz glatten Bericht in demselben Sinne wie die beiden Kollegen.

Die Einstellung des Verfahrens wird beschlossen, und der Kranke kommt im Februar 1877 nach Bicêtre.

III.

Eifersüchtige.

Unter den mit Verfolgungssucht Belasteten muß man gewissen Leuten einen Platz geben, welche ein ungereimtes, ungerechtfertigtes und unwiderstehliches Gefühl von Eifersucht zu den schuldvollsten und schädlichsten Handlungen treibt.

Manche Eifersüchtige haben Einsicht in ihren Zustand; das bezeugt der Brief, den im Mai 1887 ein Pariser Polizeikommissar erhielt: „Ich bitte Sie, nach Empfang dieses Briefes meinen Tod festzustellen. Ich habe zu meinem Unglück eine zu schöne Frau geheirathet und, obwohl ich ihr nichts vorzuwerfen habe, kann ich die Qualen nicht länger ertragen, welche mir eine Eifersucht verursacht, die ich nicht überwinden kann.“

Meist ist aber das übertriebene Eifersuchtsgefühl nur der Ausfluß einer üblen geistigen Konstitution und einer natürlichen Anlage zum Mißtrauen. Wie viel eheliche Trauerspiele giebt es, die dem Publikum unbekannt bleiben, weil die Schauspieler, vor der Welt fehlerfrei, sich nur im Innersten den Aufregungen ihrer Gemüthsverkehrung überlassen.

Anfangs von einem Uebermaß von Liebe begleitet, zögert die Eifersucht nicht, sich mit Haß zu verbinden, einem geschärften und spürerischen Haß, der die unglücklichen Eifersüchtigen treibt, bis in die geheimsten Einzelheiten des Lebens Beweise ihres angeblichen Mißgeschicks zu suchen. Sie finden sie in dem ungewohnten Duft eines Kleidungsstückes, im Ausdrucke eines Blickes, in der Besichtigung der geheimsten Theile der Kleidung, wo sie die materiellen Spuren einer häßlichen Untreue zu finden glauben. Namentlich die Frauen sind in diesen angeblichen Entdeckungen geschickt.

Endlich kann die Leidenschaft so heftig werden, daß sie ein wirkliches Irresein bildet.

Herr J.¹ ist 30 Jahre alt. Er hat ein zwanzigjähriges sehr schönes, lebenswürdiges, gebildetes und mit angenehmen Anlagen begabtes junges Mädchen geheirathet. Weder ihm noch ihr fehlt Vermögen. Es ist alles Nöthige vorhanden, um das Glück festzuhalten, ja, alles außer der Beruhung, ohne die es unmöglich zu erwerben und zu bewahren ist.

Herr J. hat sich schon vor seiner Hochzeit eifersüchtig gezeigt, aber man hatte seine Eifersucht dem Uebermaß seiner Liebe zugeschrieben und gedacht, daß diese Leidenschaft verschwinden würde, wenn sein Verlangen erfüllt wäre.

Ganz das Gegentheil trat ein. Kaum einige Monate waren vergangen, als J. die Männer, welche seine Frau empfing, falsch auffaßte und überall nur Nebenbuhler und Verführer sah. In den sichersten Anschauungen und unter den besten Vorbildern erzogen, von den ehrenwerthesten Freunden umgeben, ihren Gatten zärtlich liebend, nur an seiner Seite in den Salons Vergnügen findend, nie allein ausgehend — welchen schlimmen Gedanken konnte Frau J. haben, welches Unrecht thun?

Anstatt diese Frage an sich zu richten, kehrte Herr J. niemals heim, ohne seiner Frau die heftigsten Auftritte zu machen. Wenn sie getanzt hatte, so hatte er bemerkt, daß Herr Soundso großes Vergnügen daran fand, mit

¹ Trélat, La folie lucide.

einen in irgend einer Weise lebhafteren Theil, welcher den sich mit dieser Wissenschaft Beschäftigenden vollständiger berührt und anzieht. Jeder Geometer, jeder Arzt beschäftigt sich nicht gleichmäßig mit allen Theilen der Geometrie oder der Medizin; es bedarf einer Auswahl.

Ich war diesen Augenblick im Falle der besonderen Auswahl, in Betreff einer bisher schlecht beschriebenen Gruppe der Geisteskrankheiten. Ich stand dem doch so häufigen Verfolgungswahn gegenüber, ich hatte ihn viel erforscht und erwartete eine neue Gelegenheit, ihn noch mehr zu erforschen, und ich begann in aufrichtigem Wissensdrange und zugleich mit dem Zweck, eine Pflicht zu erfüllen, die Untersuchung des Geisteszustandes des K. Ich wollte mir eine logische Ueberzeugung erwerben; ich sah K., ich sah ihn wieder, ich hat um eine Bedenkzeit für meine Aeußerung."

In der Anstalt zu Ville-Evrard giebt K. sich als Opfer, als unglücklicher Liebhaber, er liebt und wird geliebt; der Beweis liegt darin, daß die Fürstin ihn nach dem Tode ihres Gemahls nicht verabschiedet hat. Wie soll man ferner den unwiderstehlichen Zauber erklären, den sie aufeinander ausübten, wie diesen Antrieb zur Bewegung des Beckens nach vorn, diese Nervenkrämpfe, die Frau v. * in seiner Gegenwart empfand, diese dichterische und geheimnißvolle Sprache, deren Kosten sämtlich der Druck des Fußes bestritt; wie das Fluidum benennen, das durch ihre Finger strömte, wenn sie sich begegnet waren? Wie soll man andererseits nach allen diesen Zeichen der Zuneigung erklären, daß die Fürstin sich weigert ihn zu empfangen und die Hülfe ihres Schwagers gegen die Verfolgungen des K. anruft? Geheimniß!

Als er wieder frei war, bildete es seine erste Sorge, den Herzog von *, die Doktoren Lafègue und Girard de Cailleux wegen widerrechtlicher Einsperrung gerichtlich zu belangen, indem er 100000 Franken Schadenersatz mit Zinsen forderte. Der Grund, den er anführt, um die Gesundheit seines Geistes zu beweisen, ist bewundernswerth. „Man hat mich in Ville-Evrard nie einer Behandlung unterworfen.“ Er verliert seinen Prozeß.

Als der Krieg von 1870/71 beendet ist, legt K., der die Ehre gehabt hat, als Kapitän der Mobiltgarde zu dienen, was für ihn ein Zeugniß des Nichtirreseins bildet, gegen das ihn abweisende Urtheil Berufung ein und verlangt seine eigene Sache selbst zu vertreten. In einem langen Briefe an den Generalprokurator Aubepin beklagt er sich über Jedermann und ein wenig über alles, über den Anwalt der Gegenpartei, der ihn als „Besten der Menschen“ behandelt hat, über den Herzog von *, Lafègue und Girard de Cailleux, über das Gesetz vom 30. Juni 1838: „Meine Einsperrung ist eine ungeheuerliche That, die nichts rechtfertigen kann. Alle Regeln des Gesetzes sind verletzt. Wenn ich einen Einwurf an die Aerzte richte, so sagen sie: „Das Gericht hat es gethan“; wenn ich mich an die

Behörde wende, so sagt man: „Die Aerzte sind allein schuldig, aber sie haben in gutem Glauben gehandelt.“ Man müßte sich denn doch gegenseitig hören? Man sieht, eine Untersuchung ist nothwendig. Außer meiner persönlichen Angelegenheit würde sie den Erfolg haben, zu beweisen, daß unter dem Schutze des Gesetzes von 1838 willkürliche und unerhörte Thaten häufiger begangen werden, als man denkt. Keine willkürliche Einsperrung, sagt man, hat stattgefunden, seit das Gesetz besteht; der Beweis liegt darin, daß schon viele Prozesse geführt sind, Behörden und Aerzte aber stets gesiegt haben. Darauf antworte ich: „Weil man den, der die grausamste Prüfung erlitten hat, in die Unmöglichkeit versetzt, sich zu rechtfertigen.“

Am 29. Januar 1872 verlor X. in der Berufung; es ist nicht glaublich, daß er den Wahnsinn soweit treibt, die Nichtigkeitsbeschwerde einzulegen. Wer weiß indessen? Der Herzog von *, der Hauptangeklagte, durch zwei Gerichtsbeschlüsse geschützt, hat seine Belästigungen und Verfolgungen nicht mehr zu fürchten, anders steht es mit den Irrenärzten; Herr X. ist „zum lahrenden Ritter, Schützer der Irren“ geworden, man findet ihn überall, wo von Kranken und Krankheiten die Rede ist. Wenn öffentliche Vorlesungen in St. Anna stattfinden, eilt er dahin und schimpft so laut, daß die Oberbehörde sein Geschrei hört und die Vorlesungen ausgesetzt werden, er zieht sich den ganzen Ruhm davon zu.

Herr X. vereinigt, wie viele Wesen seiner Art, mehreres in sich. Er ist nicht nur verfolgungsfüchtig, sondern auch ein Erotomane, eine Art, die wir in einem nachfolgenden Abschnitt studiren werden.

II.

Prozeßfüchtige.

Neben die Verfolgungsfüchtigen stellt man zweckmäßig die Prozeßfüchtigen, in denen Casper als erster eine besondere Wahnform vermuthet hat, die neuerdings von Krafft-Ebing¹ unter dem Namen Querulantenwahn Sinn erforscht hat. Nächste diesem Autor haben Brosius, Snel und Liebmann Casper vervollständigt, indem sie den erblichen Ursprung jenes Wahnes errathen haben. Es handelt sich in der That um eine

¹ Krafft-Ebing, Allg. Zeitschrift für Psychiatrie, Bd. 35 S. 395, und Ann. méd.-psych., 1880, 4.

Art von Verfolgungswahn oder vernünftelter Manie; wie die Letztere findet jener sich nur bei Belasteten und Entarteten.

Bei den Prozeßsüchtigen finden sich meistens Entwicklungsanomalien des Schädels und verschiedene andere Entartungssymptome, die das sichere Zeichen einer angeborenen Ernährungsstörung sind. Ihr moralischer Sinn weicht ab, denn sie sind vorzeitig unsittlich, ungehorsam, wenig zartfühlend für das Wohl Anderer. Die Kenntniß des Rechtes ist für sie nur insofern vorhanden, als sie ihnen Andere bloßstellt; sie ist eine gesetzliche Waffe, um zu ihren Zielen zu gelangen. Da sie voller Egoismus, des kleinsten Zugeständnisses und des geringsten Opfers unfähig sind, versetzt alles, was ihnen Nachtheil bringt, sie außer sich. Sie sind eigensinnig, jähzornig, rechthaberisch und dünnlich, aber wenig intelligent und ihre Redseligkeit, die zuweilen den Eindruck von Talent macht, verdeckt nicht lange die Dürftigkeit ihres Urtheilsvermögens. Wir wollen noch eine Störung der Einbildungskraft anführen, welche die Thatsachen entstellt und sie dem Bewußtsein nur verunstaltet und verändert vorführt. Wie die Hysterischen und die Kinder belügen sie sich auf diese Art selbst und haben die Verschrobenheit, zu erfinden. Von sich selbst und ihrer Unfehlbarkeit erfüllt, ertragen sie keinen Widerspruch und kommen daher in fortwährende Reibungen mit ihrer Umgebung.

Viele Prozeßsüchtige bleiben bei diesem Grade einfacher Charakterabweichung, wahre Geißeln für die, welche mit ihnen verkehren. Wenn sie keine Prozesse haben und sich keine schaffen können, reizen sie Andere solche auszudenken und werden dann Anwälte.

Der wirkliche Querulantenwahn entsteht unter dem Einflusse der wichtigsten Ursache, des Verlustes eines Processes, zuweilen gar einer einfachen Streitigkeit. Dann wird die Leidenschaft erregt und erreicht augenblicklich ihren Gipfelpunkt, der Prozeßsüchtige opfert alles, Wohlstand, Glück und Familie, dem Drange, der ihn martert, sein Recht zu erlangen. Er wird immer eifriger, und aus der thörichten Leidenschaft wird ein Wahn. Der Ge-

danke wird ihm nicht kommen, daß seine Sache verloren ist, weil sie schlecht ist; er betrachtet sich als Märtyrer oder Angeführten, die Richter sind Pflichtvergeßene und Betrüger; er gelangt dahin, die Vollstrecker des Gesetzes zu mißhandeln. Man sieht solche Leute sich zu Beschützern und Winkelanwälten der Unterdrückten aufwerfen, wie z. B. jener Mann, der die „Gesellschaft der Unterdrückten,“ d. h. der rechtskräftig aus ihrem Besitz Gebrachten, gründete.

Meist werden die unglücklichen prozeßsüchtigen Irren erst als solche erkannt, wenn sie ihr Vermögen auf dem Prozeßwege vergeudet, die öffentliche Ordnung gestört oder gar irgend ein Verbrechen begangen haben.

Frau C.¹ war 40 Jahre alt, als sie daran dachte, die gesetzliche Probe mit der Ehe zu machen; sie glaubte sich von einem jungen, schönen und reichen Fremden B. begehrt, der ein großes Haus bewohnte, welches dem gegenüberlag, in welchem sie als Kassensführerin angestellt war. Eines Tages verschwand er; Frau C. ist in Verzweiflung, begiebt sich zum Polizeikommissar ihres Viertels und beschuldigt ihren Herrn, ihr bei ihrem Liebhaber geschadet zu haben.

Der Kommissar bleibt taub für ihre Bitten; sie wendet sich an den Polizeipräfekten, an die Gerichte, verlangt 10 000 Franken Schadenersatz nebst Zinsen. Mit ihren Klagen abgewiesen, lebt sie zwei Jahre lang ganz in ihren Schmerzen. Nach manchen Ueberlegungen entscheidet sie sich noch einmal zur Heirath; derselbe Mißerfolg, dieselben Täuschungen. B., von dem alles Uebel herrührt, wird von neuem verfolgt. Jules Favre, der mit ihrer Sache beauftragt wird, giebt sie auf, Grandperret nimmt sie an. Die Angelegenheit war unmittelbar daran, vor die Gerichte gebracht zu werden, als die Kranke eingesperrt wurde. Wieder in Freiheit gesetzt, verläßt sie die Zimmer der Anwälte nur, um in der Vorhalle der Verhandlungsräume im Justizpalast umherzuirren. Sie bleibt endlich bei Sachaud hängen, der die Sache nicht führen kann, da ein Theil ihres Aktenschazes in den Händen der ersten Anwälte geblieben ist. Sie war auf der Suche nach ihren Akten, als sie zum zweiten Male eingesperrt wurde.

Wie viel Chicaneaus müßten in unseren Heilanstalten Platz finden!

¹ Taguet, Ann., a. a. O.

Cullerre, Grenzen des Irreseins.

Ein altes Mädchen¹ war von einem Wagen umgerissen worden, und dies Ereigniß hatte keine anderen Folgen als leichte Kontusionen. Sie hatte eine vom Gericht sehr gerecht festgesetzte Entschädigung, entsprechend den Ausführungen eines Zeugnisses von Dr. Magolin und einem Berichte von mir, erhalten. Sie war jedoch nicht befriedigt, schrieb dem Sturze alle Unpäßlichkeiten und jedes Unwohlsein zu, das sie empfand, und verfolgte die Ausgleichung eines eingebildeten Nachtheils zehn Jahre lang auf allen gesetzlichen Wegen, und da sie den Zeugnissen der Aerzte die wiederholten Niederlagen, die sie in allen ihren Ansprüchen erfuhr, zur Last legte, verklagte sie schließlich meinen geehrten Kollegen und mich. Da sie keinen Anwalt zur Klage und nicht einmal einen Gerichtsdiener zur Ausfertigung einer Vorladung finden konnte, ging sie so weit, sich, nicht minder vergeblich aber ohne überdrüssig zu werden, an den Synodus zu wenden, um von ihm die amtliche Ernennung eines zum Rechtsbeistand genommenen Gerichtsdieners zu verlangen. Sie zeigte, eine wie große Verstandesstörung die Uebertreibung einer hypochondrischen Anlage bei ihr herbeigeführt hatte.

Der Querulantenwahn kann, wie wir eben gesehen haben, sich auf Grund einer Hypochondrie entwickeln; er entwickelt sich auch auf Grund von Verfolgungsideen.

B.² zieht von vornherein durch seine seltsame Körperbildung die Aufmerksamkeit auf sich. Sein ältliches Kindergesicht ist vollkommen hartlos, seine Nase breit und stumpf, die Backenknochen vorspringend, die Augen auseinanderstehend, die Haut von bleifarbener Blässe. Der Kopf ist schlecht geformt und in der Quere verbreitert. Obwohl sein Wuchs ziemlich hoch ist, ist er im oberen Theil durch Spuren von Rachitis mißgestaltet. Die Geschlechtsorgane haben eine völlige Entwicklungshemmung erfahren und sehen aus wie die eines vierjährigen Kindes. Er spricht mit der dünnen und kreischenden Stimme eines Kastraten.

Er wird einstimmig als heftig, haltlos, erbitterter Rabulist und prozeßüchtig bezeichnet und hat mit Niemand je in gutem Einvernehmen leben können. Um ein wenig Dünger oder einige Hühner hängte er seinen Nachbarn Prozesse an und bedrohte sie mit dem Tode. Obwohl er wie ein wohlhabender Landmann leben konnte, war er so außerordentlich geizig, daß er in einem schmutzigen Loch wohnte, worin er keinerlei Möbel hatte als einen Strohsack ohne Bettstelle und einen wurmfressigen Schrank, der genügte, um seine Kleidungsstücke und seine Lebensmittel aufzunehmen. Argwöhnisch im Uebermaß, mißtrauisch gegen seine ganze Umgebung,

¹ Tardieu. Étude méd.-lég. sur la folie, Paris 1880 p. 166.

² Eigene Beobachtung.

bildete er sich ein, daß sie keine andere Vormeinung hätten, als ihn zu befehlen und in sein Gebiet einzugreifen. Einer seiner Nachbarn war besonders Gegenstand seines Mißtrauens und seiner Abneigung, weil er ein an sein eigenes grenzendes Land besaß; er führte deshalb unaufhörlich die Gendarmen, die Feldhüter, den Maire und seine durchaus eingebildeten Beschwerden gegen ihn vor. Er strengte vergeblich zahlreiche Klagen vor dem Friedensgericht gegen ihn an und nahm endlich, da er nicht nach seinem Gefallen Recht bekommen konnte, eine Flinte und entlud sie auf seinen unglücklichen Nachbar, der glücklicherweise nicht getroffen wurde.

B. wurde auf meinen Antrag vom Schwurgericht als unzurechnungsfähig freigesprochen.

Diese Beobachtung ist besonders dadurch wichtig, daß sie die Rolle der Entartung in den Geistesverirrungen dieser Art gut hervortreten läßt. Sie zeigt außerdem, daß die Querulanten gefährlich sind und ihr Verlangen nach Vergeltung und Gerechtigkeit bis zum Verbrechen ausdehnen. Die folgenden Krankengeschichten werden diesen Hinweis bestätigen.

Am 15. April 1876, sagt Legrand du Saulte,¹ hatte ich den B. zu untersuchen, der angeklagt war, gelegentlich der Rückforderung einer alten Verschreibung den Geschäftsführer D. mit einer Eisenstange geschlagen zu haben. Er war mit der größten Ruhe bei D. erschienen, den er seit längerer Zeit belästigte, und bediente sich der Eisenstange als Stock. Ich bin selten einem schwerer zu beurtheilenden und verschlageneren Menschen begegnet als dem B., deshalb beschäftigte mich die Lage, in die er gekommen war, lebhaft. Das Zeugniß, das ich nach einem sehr strammen Verhör in drei aufeinanderfolgenden Stunden verfaßt habe, lautet wörtlich: Mittleres geistiges Niveau. Gewandte Ausdrucksweise. Energischer Wille. Hervorragende Prozeßsucht. 120 000 Franken ausgegeben für Rechnungen, Schikanen, Besichtigungen durch Sachverständige, Prozesse, Forderungen, Trennung u. Angebliche Blutschande: Seine Frau soll die Maitresse ihres eigenen Vaters gewesen sein. Heftiger Haß gegen die Ministerialbeamten, die ihn zu Grunde gerichtet, und gegen die Gerichte, die ihn wesentlich geschädigt haben. Falsche Auslegungen. Furcht, in seinem Lande infolge eines Wechsels, den er sich zweimal hätte bezahlen lassen, als Dieb zu gelten. Wirkliche Verfolgungsideen. Krankhaftes Verlangen, vor ein Buchtpolizeigericht oder ein Schwurgericht zu kommen, um von neuem alle seine alten Prozesse führen und durch seinen Anwalt kundthun zu lassen, daß er ein Ehrenmann und sein lebenslang ein Opfer gewesen sei. Eingestandener Vorbedacht. Nicht bereute Gewaltthat. Beträcht-

¹ Ann. méd.-psych., 1878.

Hudson-Bai-Compagnie, Novize in einem Kinderkloster, Theilnehmer an den Bisonjagden in Westindien, Landmann und schließlich Müller. Er wurde zuletzt ein angesehener Mann und leitete 1849 eine aufständische Bewegung.

Das Leben Louis Riels war nicht weniger bewegt als das seines Vaters. Er zeigte während seiner Kindheit die glücklichsten Geistesanlagen und studirte in Montreal. Im Jahre 1868 begann er seine Rolle als politischer Agitator zu Gunsten der canadischen Metizzen: er leitete mehrere Aufstände, die zu einer Katastrophe führen.

Im Jahre 1874 begann er sich eine übernatürliche Macht beizulegen und sich mit einer besonderen Sendung bekleidet zu glauben. Der Heilige Geist, der sich Moses inmitten brennender Wolken gezeigt hatte, erschien ihm in derselben Weise und sagte: „Erhebe dich, Louis David Riel, du hast eine Sendung zu erfüllen.“ Wie viele Schwärmer seiner Art, hatte er religiöse Meinungen für sich, die mit denen der katholischen Orthodogie nicht übereinstimmten. Er wünschte einen besonderen amerikanischen Papst. Der Sonntag sollte nach ihm nicht gefeiert werden. Man müßte ihn durch den Sabbath der Juden ersetzen. Sein neues Religionsystem ehrt alle bekannten Religionen und ist gleichzeitig protestantisch, jüdisch und mohammedanisch. Er stand in täglicher Verbindung mit den Engeln und traf keine Entscheidung, ohne sie zu befragen. Mehrmals widerlegte er sich den vernünftigsten militärischen Operationen unter dem Vorwande, daß seine Stimmen es so befohlen hätten. Er umgab sich nur mit Leuten seiner Art, Exaltirten oder Berrückten, und sein Sekretär Jackson wurde vom Hofe zu Regina entlassen, weil er geisteskrank geworden war. Riel ist überzeugt, daß Gott ihn wiederauferwecken wird, wenn man ihn hängt. „Es wird einfacher sein,“ sagte er, „Gott die Mühe eines Wunders zu ersparen.“ Gelegentlich wollte er in der Kirche predigen und zum Altar hinaufsteigen und verlangte die Messe zu celebriren unter dem Vorwande, daß er von den Geistern zum Priester ordinirt sei.¹

Louis Riel wurde zweimal als Irrender eingesperrt. Zur Zeit seines Prozesses wurden vier Aerzte des Landes über seinen Geisteszustand befragt; zwei sprachen sich für, zwei gegen Geisteskrankheit aus. Das Uebrige ist bekannt.

Die Schwärmerei verträgt sich sehr gut mit einem völligen Fehlen des moralischen Sinnes. Ein sehr schlagendes Beispiel davon findet man in den geheimnißvollen Verbrechen von Villenoble, das vor einiger Zeit so großes Aufsehen gemacht hat.

¹ H. Gilson, Étude sur l'état mental de Louis Riel (l'Encéphale, journal des maladies mentales et nerveuses. Paris 1886. J. Baillière).

Euphrasie Mercier, eine Frau, der ihre Thätigkeit, ihr arbeitjames Leben und ihre kaufmännische Geschicklichkeit nicht zu einem Vermögen hatten verhelfen können, versuchte durch ein Verbrechen dazu zu gelangen. Sie nimmt eine Gouvernantenstelle bei Fräulein Ménétré an, die ganz allein ein einzelstehendes Haus bei Billemonble bewohnt. Bald darauf vergiftet sie ihre Herrin, verbrennt die Leiche, vergräbt die halbverbrannten Knochen im Garten und begeht eine Reihe von sehr verwickelten Fälschungen zu dem Zwecke, sich des Vermögens der Herrin zu bemächtigen.

Einer Art von instinktmäßigem Antriebe gehorchend, vereinigt sie die meisten Mitglieder ihrer Familie um sich, ihre Schwestern Honorine und Sidonie, ihren Bruder Ramillus, ihre Nichte Adele und ihren Neffen Alphons. Zwei Jahre später erräth der Letztere das Verbrechen und zeigt es an. Im Laufe des Prozesses bemerkt man, daß man eine Familie von Hallucinanten, Schwärmern und Belasteten vor sich hat. Die Excentricitäten der Euphrasie und der Honorine und Sidonie, die gleich ihr in die Anklage verwickelt waren, veranlaßten eine Besichtigung durch Sachverständige, die von Ball, Blanche und Motet¹ geleitet wurde, und worauf Honorine und Sidonie als unzurechnungsfähig entlassen, Euphrasie als theilweise zurechnungsfähig zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt wurde.

Wir haben nach den gelehrten Berichten der Sachverständigen das nachfolgende Beobachtungsergebniß zusammengestellt, das die Hauptglieder dieser eigenartigen Familie umfaßt.

Die Familie Mercier, zu der Euphrasie, Sophie Honorine, Sidonie, Hortense und Ramillus Mercier gehören, ist eine Familie von Geistersehern und Irren. Der Vater war ein Mann von höchst übertriebenem religiösen Gefühl, der in den kleinsten Ereignissen seines Lebens den Finger der Vorsehung sah. Er gab 6000 Franken aus, um eine Kapelle erbauen zu lassen, wo er die Eingebungen von Gott empfing. Nach Angabe seiner Töchter hatte er die Macht, Krankheiten zu heilen. Er starb 1846 infolge eines dritten Anfalls von Gehirnschlag.

Durch die Revolution von 1848 ruinirt, hatten die Kinder Mercier die hauptsächlichste Aufgabe, ihr Vermögen wiederzugewinnen. Ihre schwärmerische Sinnesart ließ sie in ihren Erfolgen die Hand der Vorsehung, in ihren Unglücksfällen die Hand des bösen Geistes sehen.

Sophie Honorine ist 52 Jahre alt, von gutem Benehmen, angenehmer Gesichtsbildung, drückt sich gewandt und lebhaft aus. Sie erzählt, daß sie 1849 mit Sidonie in Paris ein Modenmagazin begründet habe. Aber die Geschäfte gehen nicht gut. Sie werden unruhig, glauben, daß man sie verpötte und ihnen räth, sich der Schande preiszugeben, um Geld

¹ Bericht über den Geisteszustand (l'Encéphale etc. Paris 1886, p. 387).

zu verdienen. Honorine hat Eingebungen und sagt zu Sidonie: „Ein reicher und mächtiger Herr verfolgt uns und will uns ins Unglück stürzen, aber eine innere Stimme hütet mich davor.“ Sie entschließen sich zur Flucht und gehen nach Wien, nach Oesterreich. Sie bleiben dort neun Monate, aber, denselben Quälereien ausgesetzt, kehren sie nach Paris zurück. Nach Verlauf von drei Jahren des Kampfes reisen sie abermals nach Oesterreich, aber die Polizei verweigert ihnen einen Aufenthaltsschein. Sie schließen daraus, daß Einverständnisse zwischen der Wiener und der französischen Polizei bestehen und daß sie Opfer der Ränke einer einflußreichen Persönlichkeit sind. Sie kehren wiederum nach Paris zurück, aber sie müssen nochmals fliehen und entschließen sich, nach Amerika zu reisen. Honorine begiebt sich nun zu einem Auswanderungsagenten, Herrn von Chateauf, der von ihrem Unglück gerührt scheint. „Man will mich verkaufen. retten Sie mich, habe ich zu ihm gesagt. Ich ahnte nicht, daß ich keine Deute werden sollte. Ich ging wieder zu ihm, und bei dem dritten Besuche verübte er sein Verbrechen an mir vor Gott. Ich habe ihm verziehen; es war die Leidenschaft.“ Neun Monate später kam sie mit einem Knaben nieder. Von diesem Augenblick an tritt der Verfolgungswahn bei Honorine stärker hervor, und sie wird endlich in die Salpêtrière eingesperrt. Sie bekam später ein zweites Kind von einem anderen Geliebten und wurde zum zweitemal eingesperrt.

Man findet in diesen vertraulichen Mittheilungen Proben der ausschweifendsten Schwärmerei bei allen Mitgliedern dieser Familie. „Wir haben stets eine große Frömmigkeit gehabt, Gott hat sich uns in vielen Umständen enthüllt. Das Dazwischentreten der heiligen Jungfrau hat sich uns vielmals offenbart. Mein Bruder in Velle, der ein Gelehrter, ein Erfinder ist, schreibt uns: Seid argwöhnisch! Ich habe prophetische Träume gehabt, euch wird etwas Unangenehmes passiren. Ich halte es mehr mit dem Himmel als mit der Erde. Man nennt das Narrheit, Schwärmerei; ich sage, es ist sehr schön und ein großer Trost . . . Meine Schwester Euphrasie hatte, als sie noch ganz jung war, Visionen, mein Vater verrichtete Wunder . . . Seit meiner Kindheit habe ich Offenbarungen und Gesichte gehabt; mit 11 Jahren, nachdem ich die Visionen des heiligen Paulus gelesen hatte, wurde ich zur Verzückung hingerissen . . . Manche Leute haben gesagt, daß meine Offenbarungen vom Spiritismus herrührten; ich bin gegen den Spiritismus, das ist eine teuflische Sinnestäuschung. Alles andere ist göttliche Offenbarung. Es giebt Zauberer, ich habe es gefühlt und in meinen Visionen gesehen. Die Magnetscheure sind in meinen Augen Zauberer. Sie haben eine sehr starke Willenskraft, welche die Zauberei charakterisirt . . .“ zc.

Die wahnhaften Ueberzeugungen Honorines entsprechen einem System das sich mit ihrer Kindheit nicht geändert hat. Sie hat von sich und ihrer

Aufgabe eine hohe Meinung, flößt ihren Schwestern und ihrem Bruder Ehrfurcht ein und spielt unstreitig die thätigste Rolle. Bei ihr hat der Wahn das ausgesprochenste Hervortreten.

Sidonie Hortense ist ganz anders. Sie ist älter als ihre Schwester und hat niemals so viel geistige Nüchternheit gezeigt wie jene. Sie gehorcht, folgt, schließt sich fast blindlings an, und alle Ueberzeugungen werden ihr von ihrer Schwester beigebracht. So weitsehend Honorine ist, so zurückhaltend ist Sidonie, nicht aus System, sondern infolge einer Art Nüchternheit. Sobald man sie sich selbst überläßt, versinkt sie in eine Art Träumerei. Sie ist viel mehr leidend als thätig und ergiebt sich, das hinnehmend, was sie das Schicksal nennt.

Kamillus Mercier ist 55 Jahre alt. Seine Gesichtsbildung sieht wenig klug aus. Ohne Schädelmißbildung hat er einen kleinen Kopf. Er spricht gern, lobt seine Schwester Honorine: „Honorine ist sehr gescheit, sie hat Offenbarungen, das ist großartig. — Ich habe auch welche, aber ich bin mit ihr nicht zu vergleichen. Wie mein Vater verrichte ich Außergewöhnliches; ich habe durch mein Gebet ein Kind zur Welt kommen lassen. Auf die Bitte meines Wirthes habe ich es regnen lassen. Ich mußte zu diesem Zweck den Kreuzesweg zurücklegen, beichten und kommunizieren. Zuletzt ließ Gott mich den Fußboden küssen. — Es giebt Augenblicke, wo das Blut mich beunruhigt; ich thue mir Wasser auf den Kopf, um mich zu beruhigen.“ Wie seine Schwester Honorine verbindet er die ausschweifendste religiöse Uebertreibung mit einem unsittlichen Wandel und verderbten Trieben. Er geht bei diesem Gegenstande, ohne sich bitten zu lassen, auf die schamlosesten Einzelheiten ein, von deren Wiedergabe wir Abstand nehmen.

Euphrasie Mercier ist die älteste dieser Familie, wo die Liebe zum Wunderbaren bis zum Wahnsinn getrieben ist. Sie entgeht dem auch ihrerseits nicht, sie wird durch einen äußerst entwickelten praktischen Geist und einen bedeutenden Verstand in kaufmännischer Hinsicht ausgezeichnet. In körperlicher Beziehung ist sie eine hochgewachsene Frau von kräftiger Leibesbeschaffenheit, die trotz ihrer 65 Jahre wohl erhalten erscheint. Ganz verschieden von ihrer Schwester Honorine, welche die Nächte in äußerster Erregung mit Gebet verbringt, schläft sie ruhig; das Irrefein hat bei ihr seinen Gang nicht mit einem ebenso tiefen Stempel bezeichnet.

Nach der Auflösung des väterlichen Vermögens nahm Euphrasie eine Stelle als Rassenführerin an; in der Folge hat sie als Stiefelarbeiterin gearbeitet, 1854 einen Laden gegründet und seitdem stets im Geschäft gelebt. Sie hat mehrmals ein ziemlich beträchtliches Vermögen zu erwerben vermocht, aber zu verschiedenen Zeiten alles verloren. Im Laufe dieses bewegten und mühevollen Lebens hat sie stets große Fähigkeiten und eine unbezwingliche Thatkraft bewiesen. Doch hat das Erbübel der Familie auch sie nicht verschont. Euphrasie ist Schwärmerin und Geistesheherin.

Schon sehr früh hat sie Erscheinungen gehabt. Sie hat den Geist ihrer Großmutter gesehen und lange mit dem ihres Vaters gesprochen. Sie hat unablässige Gehörstäußungen, die sie beständig mit der Geisterwelt in Verbindung erhalten. Sie hat unseren Herrn Jesus Christus vollständig in ihrem Fenster erscheinen und bei einer anderen Gelegenheit den lieben Gott gesehen. Sie erzählt eine Weissagung, die ihr am 6. Januar 1880 bezüglich ihres Neffen Alphons von Chateauf, des ältesten Sohnes der Honorine, geworden ist. „Man hat mir vom Himmel aufgetragen zu schreiben: Alphons von Chateauf II., zubenannt der Grausame, wegen seiner Handlungsweise gegen dich, wird dafür bestraft werden, ihr werdet es erfahren.“ Der Sinn der Weissagung war Euphrasie bis zu den Ereignissen von 1885 entgangen, damals hat sie alles verstanden.

Euphrasie stand anfangs unter dem Einflusse Honorines, als sie aber, ihren Eingebungen Glauben beimessend, bedeutende Summen verlor, hat sie aufgehört, Vertrauen in ihr gewöhnliches Orakel zu setzen.

Sie hat sich nach den Offenbarungen Honorines ein Religionsystem gebildet; da es aber mit der katholischen Rechtgläubigkeit nicht übereinstimmt, steht sie mit den Geistlichen nicht auf gutem Fuße. Sie giebt zu, daß zwei entgegengesetzte Mächte bestehen, daß die Willensäußerungen Gottes wechseln können, daß Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist nacheinander in drei aufeinander folgenden Regierungen die Welt beherrscht haben. Sie hätte beinahe mit Honorine und einer polnischen Gräfin ein Triumvirat zur Regierung der Welt begründet. Sie hat nach dem Diktat der Dreieinigkeit zahlreiche Weissagungen geschrieben.

Mit einem Worte, der Charakter Euphrasies erscheint in zwei verschiedenen Bildern; einerseits die Schwärmerie, andererseits der Geist der Ordnung, der gesunde Menschenverstand und die Handelsgewandtheit. Man könnte sagen, daß sie aus ihrem Wesen zwei Theile gemacht und den einen dem Traume, den anderen der Wirklichkeit geweiht habe.

Eine der häufigsten schwärmerischen Verirrungen der Gegenwart ist der Spiritismus.

Dr. Gairdner, Professor der Medizin an der Universität Glasgow, hat über diese Narrheit unseres Zeitalters eine interessante Untersuchung angestellt.¹ Nach seiner Auffassung ist der Geisteszustand der dem Spiritismus Ergebenen ein krankhafter Zustand der Gabe für das Wunderbare. Diese Gabe, welche jeder Mensch besitzt, treibt ihn, das Unbekannte zu lieben und die Erklärung des für ihn Unverständlichen zu suchen. Von

¹ Gairdner, Mental science, 1879.

einem gefunden Geiste auf die Beziehungen zwischen geistiger und körperlicher Welt angewendet, kann sie in bestimmten Graden ausgeübt werden, ohne von den Naturgesetzen abzuweichen. So ist die Auslegung der Erscheinungen, welche die Beziehungen zwischen Leib und Seele beherrschen, die edelste Anwendung der Gabe für das Wunderbare. Die Spiritisten halten sich aber nicht an diese weisen Grenzen. Ihre Krankheit treibt sie, neue Gesetze aufzustellen und abnorme Beziehungen zwischen Körper und Geist zu behaupten.

Um den unbestreitbaren guten Glauben vieler Jünger des Spiritismus zu rechtfertigen, muß man nothwendig eine förmliche Geistesstörung bei ihnen annehmen. Zur Unterstützung dieser Ansicht berichtet Dr. G a i r d n e r die Geschichte eines seiner früheren Schüler, dessen erste Schritte in den physischen Untersuchungen sehr vielversprechend waren. Seine Zukunft wurde durch den verhängnißvollen Einfluß der Ausübungen der „Elektrobiologie“ zerstört, wie man im Jahre 1851 die angebliche neue Wissenschaft nannte. Er begann damit, sich mit den Weisen Griechenlands zu unterhalten und endete in einer Irrenanstalt trotz der Anstrengungen eines ihn ganz besonders liebenden Lehrers.¹

Wie man sieht, führt der Spiritismus belastete Geister, die sich von seinen schreckensvollen Geheimnissen ergreifen lassen, gradeswegs zum Irrsinn. Diese Schiffbrüche des Verstandes sind leider nicht selten, und die Zeitungen veröffentlichen häufig traurige Beispiele davon.

Frau N., ihre Mutter und drei ihrer Töchter ergaben sich dem Spiritismus, lasen die Werke über diesen Gegenstand und glaubten an Tischrücken und Geisterklopfen.

Diese Ausübungen hatten bei den armen Frauen eine gewisse Erregung erzeugt, die sich in ihrer Unterhaltung durch ziemlich extravagante religiöse und politische Ansichten verrieth. Allmählich zeigte sich eine recht merkwürdige Aenderung in ihrem Verhalten. Ein Bruder, der in Paris wohnt und gleichfalls Spiritist ist, hatte sie besucht und neue Bücher über diese Gegenstände mitgebracht. Sie vertieften sich derartig in dies Studium, daß sie ihre Arbeit vernachlässigten und fast keine Leitung mehr auf ihre Ar-

¹ Annales, 1882.

beiterinnen ausübten. Sie empfahlen ihnen nur, für sie zu beten, weil ein großes Ereigniß sich vorbereitete.

Eines Abends gab sich diese Familie von Hallucinanten ganz und gar ihren Extravaganzen hin. Die Katze, der die Hungerkur, wozu man sie verurtheilte, wenig gefiel, fing an zu miauen, um ihre Nahrung zu verlangen. Der Bruder hielt sie für vom Teufel besessen, tödtete sie, um ihre Eingeweide zu durchforschen und zu sehen, ob ein Geist darin sei, und behauptete, er hätte die Seele Voholas herauskommen sehen.

Die ganze Nacht verging unter Beschwörung der Geister. Als der Tag anbrach, stellte eine der Schwestern sich ans Fenster und schrie unaufhörlich und mit maschinenmäßiger Regelmäßigkeit: „Gott ist gut! Gott ist gut! Gott verzeiht! Gott verzeiht!“, während ihr Bruder ihr die Hände auflegte.

Das Volk überschwemmte sofort die Straße, und das Dazwischentreten der Polizei wurde nöthig. Man mußte die beiden armen Mädchen halten. Der Bruder bemühte sich, sie zu beruhigen, und sagte, sie erregten sich übermäßig, Gott wolle, daß man den bösen Geistern verzeihe. Er selbst behauptete indessen, er habe länger als eine Stunde gegen eine der Höllemächte gekämpft, sich eines Stuhles bedient, um sie zu bezwingen, und es sei ihm nur gelungen, sie zu bestegen, indem er den Namen Gottes aussprach. Von heftigen Krämpfen befallen, mit verwirrten Haaren und verstörten Augen schleuderten sie Verwünschungen gegen Alle, die sie anrührten, und schrien, daß der Teufel sie anpade.

Es gelang nur mit Mühe, ihrer Herr zu werden; die Mutter, welche in einen Zustand völligen Darniederliegens verfallen war, wurde im Hause gelassen, ihre Vernunft ist in keiner Weise betroffen worden. Am seltsamsten ist, daß die dritte, in jenem Augenblick in Moulins sich befindende Schwester, wie man versichert, fast gleichzeitig von derselben Störung ergriffen wurde: ein Telegramm zeigte an, daß man sie zur Verfügung ihrer Familie festhalte.¹

II.

Fanatiker.

Der Fanatiker ist ein thätiger Schwärmer. Er glaubt sich nicht nur inspirirt und mit einer göttlichen Sendung beauftragt, er hat nicht nur Verzückungen und Visionen, sondern er stellt auch in den Dienst dieser Geistesanlage einen blinden Eifer, der vor keinen Folgen zurückschreckt.

¹ Ann. méd.-psych., 1875.

In unserer Zeit, wo die religiösen Empfindungen schwächer werden, wo der Glaube erlischt und die großen Heiligen und die großen Wunder so selten werden, daß man sie nicht mehr sieht, genügt der Religionsgedanke nicht mehr, um alle Leute zu fesseln, welche die Natur durch ihre geheimnißvollen Fügungen mit dem fanatischen Temperament erschaffen hat. Aber wie die Schwärmerei nicht nur auf religiöse Gegenstände sich erstreckt, ebenso stellt der Fanatismus seinen Arm in den Dienst von Gedanken, die der Religion fremd sind, oder vielmehr in den Dienst neuer Religionen. Die Politik ist die große Religion der Gegenwart; zu ihrem Beistand stürzen sich, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, die Fanatiker unseres Zeitalters herbei.

Wie alle Belasteten hat der Fanatiker einen Fehler in der Moral. Er hat keine, er ist ohne Einsicht von Recht und Unrecht, Erlaubtem und Unerlaubtem, oder vielmehr, er glaubt sich mit dem Monopol des Guten versehen, hält sich für den Vertreter der Moral, der allein berufen ist, ihre Gesetze vorzuschreiben; daher schreckt er nicht vor den gehässigsten und verbrecherischsten Handlungen zurück, um seine vermeintliche Pflicht zu erfüllen. Wir finden hier bei dem Fanatiker die geringe Ausbildung des Gewissens wieder, die wir schon bei anderen Belasteten angedeutet haben; sie sind halbe Automaten, die blindlings und unversehens den Eingebungen einer krankhaften Leidenschaft folgen.

Der politische Fanatismus herrscht in der alten römischen Kultur. Aber der religiöse Fanatismus zeigt sich in den jüngeren Civilisationsstufen noch lebhaft. Im Orient hat er stets bestanden und wird er immer bestehen. Die Aegyptier lassen sich durch das Gefolge des Scherif, der von Mekka zurückkommt, zermalmen. Die Hindus stürzten sich haufentweise in die geheiligten Fluthen des Ganges oder unter die Räder des Wagens, der ihre Gottheit trägt.

„Im Jahre 1831,“ erzählt Bar num,¹ „war Amerika von einer religiösen Gährung ergriffen, die einen wilden Anstich

¹ Despine, De la folie au point de vue philosophique. Paris 1875.

hatte. Man nahm sich aus Frömmigkeit das Leben und mordete aus Andacht.“

Der Fanatismus treibt zu Selbstmord und Mord. Bald geschieht der Selbstmord direkt, bald indirekt, wie die Marter der christlichen Märtyrer, welche ihre Richter beschimpften, ihnen ins Gesicht spien oder die aufgestellten Götteraltäre umwarfen in der Hoffnung, zum Tode verurtheilt zu werden und auf diese Art früher die ewige Seligkeit zu erlangen. Dahin gehört auch der langsame Tod des Asketen, der sich Abtötungen und Bußen ergiebt und sich die Nahrung entzieht.

Einer der seltsamsten Selbstmordversuche ist derjenige der Augusta Strohm, den Brierre de Boismont¹ anführt. Sie hatte zwei Hinrichtungen beigewohnt und überredete sich, es sei das größte Glück, sein Leben auf diese Art zu endigen, das heißt auf den Tod so vorbereitet sein zu können und ein so erbauliches Ende zu nehmen wie das der Verurtheilten. In der Hoffnung also, zum Tode verurtheilt zu werden, tödtet sie eine in ihrem Hause eingeschlafene Freundin mit einem Handbeil und einem Messer, das sie vorher sorgfältig geschärft hatte.

Die religiösen Sekten wimmeln in Rußland. Eine der bekanntesten ist die der Skoptzh, die sich verschneiden, um den Himmel zu gewinnen. Andere tödten zu dem Ziele, Gott angenehm zu sein. Die Regierung des Gouvernements Wladimir hat vor etwa 20 Jahren einen dieser Rasenden verurtheilt, der das Opfer Abrahams erneuert hatte.

Ein gewisser Kursin, der zur Sekte des Erlösers gehörte, hat seinen Sohn getödtet und ihn Gott als Opfer dargebracht.

Die Sekte des Erlösers ist eine der fanatischsten und besitzt zahlreiche Anhänger. Ihre Lehre besteht in der absoluten Leugnung jedes Guten auf der Erde. Ein Anhänger dieser Sekte besitzt hienieden nichts, und nach seinen Gedanken stellt alles, was ihn umgiebt, das personifizierte Böse dar. Diese Vorstellungen bringen natürlich die irgeleiteten Unglücklichen zu unsinnigen Verzweiflungshandlungen.

Er selbst erzählt sein Verbrechen folgendermaßen:

„Ich empfand einst in der Nacht einen so heftigen Kummer darüber,

¹ Brierre de Boismont, Du suicide. Paris 1865.

daß das Menschengeschlecht bald zu Grunde gehen muß, daß ich keinen Augenblick schlafen konnte. Ich erhob mich, entzündete alle Lampen vor den Heiligenbildern und betete zu Gott inbrünstig auf den Knien und flehte ihn an, mich und meine Familie zu retten. Plötzlich kam mir der Gedanke, meinen Sohn vor der ewigen Verdammniß zu erretten; denn da dieses einzige Kind sehr schön und über sein Alter hinaus entwickelt ist, fürchtete ich, daß es nach seinem Tode die Beute der Hölle würde. Darum habe ich mich entschlossen, es dem Herrn zu opfern. Von diesem Gedanken durchdrungen, habe ich mein Gebet fortgesetzt. Ich habe mir gesagt, wenn während meines Gebets der Gedanke, Gott meinen Sohn zu opfern, mir von rechts her käme, wollte ich ihn hinrichten; wenn er mir im Gegentheil von links käme, wollte ich auf die Hinrichtung verzichten, denn nach den Lehren unserer Religion kommt der Gedanke, der uns von rechts kommt, von unserem guten Engel und der, der uns von links kommt, vom Teufel.

Nach einem langen Gebet kam mir der Gedanke von der rechten Seite; ich lehnte also ganz freudig in meine Wohnung zurück, wo mein Sohn neben meiner Frau schlief. Ueberzeugt, daß meine Frau sich dem Opfer, das ich Gott bringen wollte, widersetzen würde, habe ich sie auf den Markt geschickt, um Vorräthe anzuschaffen. Nach ihrem Fortgange habe ich mein Kind geweckt und sagte zu ihm: „Steh' auf, mein Sohn, zieh dein weißes Hemd an, damit ich dich bewundern kann.“ Nachdem mein Sohn meinen Befehl ausgeführt hatte, habe ich ihn auf eine Bank gelegt und ihm mehrere Messerstiche in den Bauch versetzt.

Das Kind gerieth, indem es sich sträubte, beständig in das Messer seines Vaters und wurde mit zahlreichen Wunden bedeckt gefunden.

Der Vater, der den entsetzlichen Leiden seines Sohnes endlich ein Ziel setzen wollte, durchstach ihm den Bauch von oben bis unten. Trotz dieser fürchtbaren Verletzung starb das Kind nicht sogleich.

Der beklagenswerthe Vorgang trug sich morgens vor Sonnenaufgang zu, so daß in dem Hause des Angeklagten völlige Dunkelheit herrschte.

Im Augenblick, wo das Verbrechen vollzogen war und das Kind seinen letzten Seufzer aushauchte, drangen die ersten Strahlen der Sonne in die Hütte und beleuchteten das Antlitz des unschuldigen Opfers.

Kurstin sagt, daß dieser Anblick bei ihm eine sehr lebhafteste Gemüths-bewegung hervorbrachte; er schauderte, seine Hände sanken schlaff herab, eine allgemeine Schwäche ließ ihn auf die Knie niederfallen. Dann bat er Gott in einem Augenblick der Verzückung, das Opfer gnädig anzunehmen.

Der Kindesmörder Kurstin wurde in ein Gefängniß gesperrt, wies jegliche Nahrung zurück und starb Hungers noch vor dem Spruche des Gerichtes.¹

¹ Ann. méd.-psych., 1868.

Hudson-Bai-Compagnie, Novize in einem Kinderkloster, Theilnehmer an den Bisonjagden in Westindien, Landmann und schließlich Müller. Er wurde zuletzt ein angesehener Mann und leitete 1849 eine aufständische Bewegung.

Das Leben Louis Riels war nicht weniger bewegt als das seines Vaters. Er zeigte während seiner Kindheit die glücklichsten Geistesanlagen und studirte in Montreal. Im Jahre 1868 begann er seine Rolle als politischer Agitator zu Gunsten der canadischen Westigen: er leitete mehrere Aufstände, die zu einer Katastrophe führen.

Im Jahre 1874 begann er sich eine übernatürliche Macht beizulegen und sich mit einer besonderen Sendung bekleidet zu glauben. Der Heilige Geist, der sich Moses inmitten brennender Wolken gezeigt hatte, erschien ihm in derselben Weise und sagte: „Erhebe dich, Louis David Riel, du hast eine Sendung zu erfüllen.“ Wie viele Schwärmer seiner Art, hatte er religiöse Meinungen für sich, die mit denen der katholischen Orthodogie nicht übereinstimmten. Er wünschte einen besonderen amerikanischen Papst. Der Sonntag sollte nach ihm nicht gefeiert werden. Man müßte ihn durch den Sabbath der Juden ersetzen. Sein neues Religionsystem ehrt alle bekannten Religionen und ist gleichzeitig protestantisch, jüdisch und mohammedanisch. Er stand in täglicher Verbindung mit den Engeln und traf keine Entscheidung, ohne sie zu befragen. Mehrmals widersezte er sich den vernünftigsten militärischen Operationen unter dem Vorwande, daß seine Stimmen es so befohlen hätten. Er umgab sich nur mit Leuten seiner Art, Exaltirten oder Berrückten, und sein Sekretär Jackson wurde vom Hofe zu Regina entlassen, weil er geisteskrank geworden war. Riel ist überzeugt, daß Gott ihn wiederauferwecken wird, wenn man ihn hängt. „Es wird einfacher sein,“ sagte er, „Gott die Mühe eines Wunders zu ersparen.“ Gelegentlich wollte er in der Kirche predigen und zum Altar hinaufsteigen und verlangte die Messe zu celebriren unter dem Vorwande, daß er von den Geistern zum Priester ordinirt sei.¹

Louis Riel wurde zweimal als Irre eingesperrt. Zur Zeit seines Prozesses wurden vier Aerzte des Landes über seinen Geisteszustand befragt; zwei sprachen sich für, zwei gegen Geisteskrankheit aus. Das Uebrige ist bekannt.

Die Schwärmerei verträgt sich sehr gut mit einem völligen Fehlen des moralischen Sinnes. Ein sehr schlagendes Beispiel davon findet man in den geheimnißvollen Verbrechen von Billemonble, das vor einiger Zeit so großes Aufsehen gemacht hat.

¹ H. Gilson, Étude sur l'état mental de Louis Riel (l'Encéphale, journal des maladies mentales et nerveuses. Paris 1886. J. Baillière).

Euphrasie Mercier, eine Frau, der ihre Thätigkeit, ihr arbeitsames Leben und ihre kaufmännische Geschicklichkeit nicht zu einem Vermögen hatten verhelfen können, versuchte durch ein Verbrechen dazu zu gelangen. Sie nimmt eine Gouvernantenstelle bei Fräulein Ménétré an, die ganz allein ein einzelstehendes Haus bei Villemomble bewohnt. Bald darauf vergiftet sie ihre Herrin, verbrennt die Leiche, vergräbt die halbverbrannten Knochen im Garten und begeht eine Reihe von sehr verwickelten Fälschungen zu dem Zwecke, sich des Vermögens der Herrin zu bemächtigen.

Einer Art von instinktartigem Antriebe gehorchend, vereinigt sie die meisten Mitglieder ihrer Familie um sich, ihre Schwestern Honorine und Sidonie, ihren Bruder Kamillus, ihre Nichte Adele und ihren Neffen Alphons. Zwei Jahre später erräth der Letztere das Verbrechen und zeigt es an. Im Laufe des Prozesses bemerkt man, daß man eine Familie von Hallucinanten, Schwärmern und Belasteten vor sich hat. Die Excentricitäten der Euphrasie und der Honorine und Sidonie, die gleich ihr in die Anklage verwickelt waren, veranlaßten eine Besichtigung durch Sachverständige, die von Ball, Blanche und Motet¹ geleitet wurde, und worauf Honorine und Sidonie als unzurechnungsfähig entlassen, Euphrasie als theilweise zurechnungsfähig zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt wurde.

Wir haben nach den gelehrten Berichten der Sachverständigen das nachfolgende Beobachtungsergebniß zusammengestellt, das die Hauptglieder dieser eigenartigen Familie umfaßt.

Die Familie Mercier, zu der Euphrasie, Sophie Honorine, Sidonie, Hortense und Kamillus Mercier gehören, ist eine Familie von Geistessehern und Irren. Der Vater war ein Mann von höchst übertriebenem religiösen Gefühl, der in den kleinsten Ereignissen seines Lebens den Finger der Vorsehung sah. Er gab 6000 Franken aus, um eine Kapelle erbauen zu lassen, wo er die Eingebungen von Gott empfing. Nach Angabe seiner Töchter hatte er die Macht, Krankheiten zu heilen. Er starb 1846 infolge eines dritten Anfalls von Gehirnschlag.

Durch die Revolution von 1848 ruinirt, hatten die Kinder Mercier die hauptsächliche Aufgabe, ihr Vermögen wiederzugewinnen. Ihre schwärmerische Sinnesart ließ sie in ihren Erfolgen die Hand der Vorsehung, in ihren Unglücksfällen die Hand des bösen Geistes sehen.

Sophie Honorine ist 52 Jahre alt, von guter Benehmen, angenehmer Gesichtsbildung, drückt sich gewandt und lebhaft aus. Sie erzählt, daß sie 1849 mit Sidonie in Paris ein Modenmagazin begründet habe. Aber die Geschäfte gehen nicht gut. Sie werden unruhig, glauben, daß man sie verspottet und ihnen räth, sich der Schande preiszugeben, um Geld

¹ Bericht über den Geisteszustand (l'Encéphale etc. Paris 1886, p. 387).

Nach einer erfolglosen Reise nach San Francisco läßt er sich in New-York abermals als Sachwalter nieder. Er hat nicht mehr Erfolg als beim vorigen Male und stürzt sich in die Politik in der Hoffnung, eine Stellung zu erlangen, beabsichtigt, vom „New-York Herald“ hunderttausend Dollars Entschädigung nebst Zinsen wegen Verleumdung zu verlangen, und strandet endlich wegen Vertrauensmißbrauchs im Gefängniß.

Im Jahre 1875 erfindet er eine neue Art der Veröffentlichung und fühlt sich des Erfolges sicher, daß er Dem, der seine Entdeckung durch Kommandite ausbeuten wolle, die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten oder die Regierung von Illinois anbot.

Er flüchtete dann zu seiner Schwester aufs Land. Als er hier im Juli 1875 eines Tages bei großer Hitze Holz hatte, erhob er das Handbeil gegen die gerade vorbeigehende Schwester. Der zu seiner Untersuchung herbeigeholte Arzt der Familie erklärte ihn für irrsinnig; er verschwand plötzlich unter Mitnahme seiner Bibel, die er beständig las.

Im Jahre 1876 ist er wiederum in Chicago. Durch die Predigten von Moody und Sankey erregt, glaubte er sich berufen, die Rolle eines großen Evangelisten auszuführen. Er erntete nur Hohn und Gelächter.

Im Jahre 1879 veröffentlicht er seine Predigten unter dem Titel: „Die Wahrheit als Genossin der Bibel.“ Er bezahlte seinen Herausgeber nicht und konnte sein Buch nicht verkaufen.

Im Jahre 1880 lebte er in Boston, machte Schulden und unterließ sie zu bezahlen unter der Angabe, daß er der Diener Gottes sei und Jesus Christus nicht die Gewohnheit habe, seine Rechnungen zu bezahlen, was ihn nicht verhinderte, die Schlaueit eines sehr geschickten Spitzbuben zu entfalten. Endlich stürzt er sich in die Politik. Er schien zu glauben, daß er einen wichtigen Antheil an der Wahl Garfielbs habe, und schrieb ihm einen Glückwunsch. Kurz darauf schrieb er an den Staatssekretär Qwarts, um irgend einen wichtigen Auftrag zu erlangen; dann richtet er Briefe über Briefe an den Präsidenten, um ihm seine angeblichen Dienste ins Gedächtniß zu rufen und bald eine Sendung nach Oesterreich, bald das Konsulat zu Paris zu fordern. Er wurde geradezu ein Versolger. Seine Maßregeln wurden so häufig und unbescheiden, daß es nöthig wurde, ihm den Eintritt in das Weiße Haus zu verbieten.

Als er sich trotz aller Ergebenheits- und Anhänglichkeitsbezeugungen vernachlässigt sah, saßte Guiteau zuerst sechs Wochen vor dem Morde den Gedanken, den Präsidenten bei Seite zu schaffen. Der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf in einer Nacht, wo er, von Müdigkeit übermannt, zu Bette gegangen war. Er sagte, daß dieser Gedanke ihn zuerst unwillig machte und er zu Gott betete, ihn davon zu befreien oder ihn erkennen zu lassen, ob es eine Eingebung vom Teufel oder eine göttliche Inspiration sei. Er versichert, er habe am 1. Juni bestimmt gewußt, daß er unter göttlicher

Eingebung handle, ein Ausdruck, dessen er sich in Beziehung auf unbedeutende Handlungen seines Lebens schon alle Tage bedient hatte.¹

Am 8. Juni leiht er sich fünfzehn Dollars und kauft eine Pistole von sehr großem Kaliber. Am 18. Juni, wo, wie er weiß, der Präsident nach Long-Branch geht, begiebt er sich auf die Bahnstation, tödtet ihn aber an diesem Tage nicht, weil, so schreibt er, der Muth ihm fehlt, als er Frau Garfield so leidend aussehen und sich so zärtlich auf den Arm ihres Gatten stützen sieht. Drei Wochen lang lauert er ihm auf. Am 2. Juli endlich kommt er auf einem Bahnhof ihm nahe und feuert ihm zwei Pistolenschüsse in den Rücken, ohne das geringste Zaudern und mit der größten Kaltblütigkeit. Es ist zweifelhaft, ob je ein Mord mit mehr Vorsicht vorbereitet und mit mehr Entschlossenheit ausgeführt worden ist.

Er bestritt, daß sein Verbrechen Rache oder Vortheil als Beweggrund gehabt habe. „Während zwei Wochen ernster Gebete wurde ich überzeugt, daß die Gottheit mich beauftragt habe, diese That zu vollführen und mich darauf vorzubereiten. Das war am 1. Juni; seit diesem Tage habe ich nie den geringsten Zweifel an dem göttlichen Charakter der That und an der Nothwendigkeit ihrer Begehung empfunden.“

¹ Man könnte eine merkwürdige Studie anstellen über den Geisteszustand der Königsmörder. Viele gehören zur Kategorie der Fanatiker und Mystiker, die meisten sind geistesgestört. Beispiele sind: Jacob Clement, „ein Mann von düsterem und melancholischem Charakter, glühendem und unruhigem Geiste, regelloser Einbildungskraft, unwissend und plump, fanatisch und ausschweifend“, der am Vorabend seines Verbrechens sich am Lesen des Mordes Holofernes' durch Judith begeisterte. — Jean Châtel, geschlechtlich abnorm, an Zwangszuständen leidend, melancholisch, der Heinrich von Bourbon in der Hoffnung ermordete, daß diese Handlung der Kirche nützen und sie zu seinen Gunsten die acht Stufen der Hölle qual in vier verwandeln lassen würde. — Ravailac, ekstatisch und Hallucinant, der durch göttliche Eingebung und um seine Sendung zu erfüllen, Königsmörder wurde. — Margarethe Nicholson, Frith, Habfield, die Mörder Georgs III., welche durch den Geheimen Rath und die Aerzte für irrsinnig erklärt wurden. — Staps, der Napoleon zu ermorden suchte, Hallucinant. — Der Mörder des Herzogs von Berry, Melancholiker. — Anne Keil, die den Präsidenten Johnson ermorden wollte, in Folge von Geldverlusten melancholisch geworden. — Junius Brutus Booth, Mörder des Präsidenten Lincoln, aller Art Ecentricitäten ergebend, melancholisch und selbstmordfüchtig, Anfällen von blindem Zorn mit Delirien unterworfen, zc.

Ich habe, sagt Dr. F o l s o m,¹ nach dessen Arbeit wir vorstehende Beobachtung zusammengestellt haben, Guiteau in seinem Gefängniß eine Woche vor dem Urtheil untersucht. Ich habe bei ihm kein deutliches körperliches Merkmal einer Gehirnkrankheit gefunden. Der Kopf war nicht ganz symmetrisch, die Krümmung des Gaumengewölbes ist leicht übertrieben, und die oberen Schneidezähne stehen ein wenig zu weit vor; das sind Besonderheiten, die, mit anderen Zeichen und besonders mit einer starken, erblichen Anlage zu Nervenkrankheiten verbunden, einen gewissen Werth als verstärkende Zeichen bei Geistesstörung haben können.

Das vorstehende Beobachtungsergebniß ist, so kurz wir auch gezwungen waren es zusammenzufassen, hervorragend geeignet, die Lehrbegriffe zu beweisen, die wir im Anfang dieses Buches auseinandergesetzt haben. Welch ein Leben hat Guiteau geführt! Abenteuerlich, hochmüthig, erfinderisch, utopistisch, verderbt, verfolgungsfüchtig, des sittlichen Gefühls bar, schwärmerisch, fanatisch und mordsüchtig, könnte er ohne Unterschied in den verschiedenen Gruppen untergebracht werden, die wir erforscht haben. Er scheint in seiner Person alle geistigen Eigenthümlichkeiten zu vereinigen, welche die Entarteten kennzeichnen.

Sein Prozeß ist die größte Genugthuung seines Lebens gewesen. „Wer hat den Schuß abgegeben?“ schreit er seine Richter an. „Die Gottheit oder ich?“ Als er die Gelegenheit fand, vor Gericht irgend einen Theil seiner „Rede auf den Apostel Paulus“ vorzutragen, war er in einem Zustande deutlicher Seligkeit und empfand eine unendliche Freude, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu sein.

Nach Dr. F o l s o m litt er, wie die meisten Belasteten, an wirklichen maniakalischen Erregungszuständen, deren man in seinem Leben wenigstens acht findet. „Im Augenblick dieser Erregungsverschlimmerungen, während deren er sich sicherlich sehr von dem

¹ Ch. Folsom, Ch. Guiteau, l'assassin du président Garfield (Ann. méd.-psych., Mai 1882). — Vgl. auch Lutand, Ann. d'hyg. publ. et de méd. lég., 1882.

Ruhestand, in dem er oft lange Monate blieb, unterschied, verfolgte er die Frauen und seine thörichten Heirathsprojekte.“

Der politische Fanatismus, der in der Geschichte unserer Zeit eine so unselige Rolle gespielt hat und noch spielt, ist Sache des Temperaments und des Lebenskreises, wie ehemals der religiöse Fanatismus. In den Köpfen dieser neuen Propheten scheinen die Gedanken an allen Seiten zu siedeln und überzuströmen. Wenn man aber der Sache auf den Grund geht, bemerkt man, daß sie fast stets durch durchaus gewöhnliche Theorien und kindliche Vorstellungen irre geführt sind, welche sie um so mehr bezaubern, je seltsamer und unverständlicher sie sind. Aber was macht das! Ihr Glaube ist ebenso unerschütterlich wie ihr Hochmuth.

Ich will nicht an die schmerzlichen Vorgänge von 1871 erinnern, wo der Irrsinn eine so vorherrschende Rolle gespielt hat,¹ aber wir wohnen jeden Tag Schauspielen bei, wo der Fanatismus, wenn auch minder furchtbar, so doch nicht weniger durch seine zugleich gräßliche und einfältige Unsittlichkeit sich zur Schau stellt. Jüngst noch rief der Anarchist K. vor dem Schwurgericht aus: „Ich werde für euch ein Ankläger sein. Ich nehme das Recht der Unglücklichen als mein Recht in Anspruch. Ich bin kein auf Gnade oder Ungnade steuer- und frohnpflichtiges Vieh. Ich gehöre zu denen, welche glauben, daß wir Alle ein unveränderliches Recht, das Recht des Daseins, besitzen. Ihr müßt auf euren Schienbeinen zittern bei dem Gedanken an die Revolution, die euch droht!“ D., der mit einer so überzeugten und unzusammenhängenden Beredsamkeit die Armuth und die Tugend vertheidigte, war angeklagt, weil er mit einer Bande von Uebelthätern ein Haus geplündert und angezündet hatte.

Dahin gehört auch der andere Anarchist, der, des Mordversuches beschuldigt, vor seinen Richtern ausrief: „Ich bin ein Rächer und kein Mörder. Ich bin zu E. gegangen, um einen großen Herrn zu tödten; im Falle eines Aufstandes würde

¹ Siehe alle nöthigen Einzelheiten in: V. Laborde, Les hommes et les actes de l'insurrection de Paris, 1872.

ich gern für den Sieg der revolutionären Sache mein Leben opfern!"

Unter diesen unwissenden und überzeugten Theoretikern findet der politische Mord noch Jünger. Der Künstler X., der wegen Mordversuchs gegen einen Abgeordneten unter Anklage gestellt war, schrieb in einer Broschüre, die bestimmt war, einen politischen Organisationsplan aufzustellen, Grundsätze folgender Art: „Man kann sehr wohl ein Duzend Raupen vernichten, um hundert Köpfe zu retten.“ X. hat, wie der mit seiner Untersuchung beehrte Arzt sagte, keine Bildung und ist das Opfer schlecht verdauter Lektüre, aus der er falsche Vorstellungen über die Welt gezogen hat; in seinem Geiste herrschte eine Art Bessessenheit. Er hat schließlich geglaubt, daß er wirklich eine Sendung zu erfüllen habe.

Immer die Retter! Immer diese Sendungsvorstellung, die in allen diesen Thaten der Schwärmererei und des Fanatismus wiederkehrt. H., der Attentäter Bazaines, hatte auch eine göttliche Sendung erhalten.

„Am dem Tage, wo die Kapitulation von Metz zu uns nach Paris gelangte, ging ich die Avenue des Champs-Élysées hinauf, vor mir den Triumphbogen. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne dieses fluchwürdigen Tages beleuchteten mit einem traurigen und unheilverkündenden Scheine die Gruppe von Aube, die mit der Front gegen die Avenue gerichtet ist, es schien mir, daß die Augen unserer Helden sich mit Thränen füllten. Ich glaubte, sie vor Abscheu zittern zu sehen, ich glaubte, daß Gott sie belebte, indem er dem Stein eine Seele gäbe.

Mein Herz wurde beklommen, ich vergoß reichliche Thränen über das Unglück meines angebeteten Vaterlandes bei dem Gedanken an den Verrath des elenden Bazaine.

Plötzlich die Augen zum Himmel erhebend, richtete ich meine Blicke auf einen Stern, der in einem so lebhaften und mächtigen Glanze strahlte, daß meine Augen einen ungeheuren Diamanten wahrzunehmen glaubten; dann sah ich wie Feuer, dann Blut.

Ich schwur, den Elenden zu strafen, welches auch der Ort und die Stunde sei, wo Gott ihn unter meine Streiche stellen würde.

Von diesem Augenblicke her stammt mein Schwur. Seitdem ist keine Minute vergangen, ohne daß dieser Gedanke in meinem Gehirn umging und ohne daß mein Gewissen mir zurief: Du hast Frankreich zu rächen! Worauf wartest Du? Und dein Eid?

Die Stunde hat geschlagen!"

III.

Erotomanen (Liebeswüthige).

Die platonische Liebe bis zum Wahnsinn getrieben — das kennzeichnet den Geisteszustand der Erotomanen. Sie sind Ekstatiker von besonderer Art, und sie nehmen in diesem Abschnitt einen der gerechtesten Plätze ein, denn die religiöse Schwärmerei und die Erotomanie haben stets gut miteinander hausgehalten, wie die Geschichte der Religionen zum Ueberfluß beweist. Die Vereinigung ist so natürlich, daß nach Esquirol „die Erotomanie eine Geistesstörung ist, in der die Liebesideen fixirt und herrschend sind, wie die religiösen Ideen fixirt und herrschend sind in der Theomanie oder dem religiösen Wahnsinn“.

Die Erotomanie muß sorgfältig von den Seelenstörungen unterschieden werden, die an eine funktionelle Störung der Geschlechtsorgane gebunden sind (siehe weiter unten, Achter Abschnitt). Der Kultus des Erotomanen ist rein und frei von jedem fleischlichen Hintergedanken. Er richtet sich an ein eingebildetes Wesen oder an Personen, die auf Grund ihres Ranges, ihres Vermögens oder ihrer gesellschaftlichen Stellung ihn nicht annehmen könnten. Diese Verschrobenheit ist vielleicht bei der Frau gewöhnlicher als beim Manne, oder wenigstens sie führt bei jener häufiger zum ausgebildeten Irresein. Man begegnet ihr in allen Lebensaltern, aber viel häufiger in der Jugend und selbst in der Kindheit.

Wirkliche Erotomanen finden sich auf den Bänken der Schule oder der Erziehungsanstalt. Manche junge Mädchen bilden sich gern ein, daß man sich mit ihnen beschäftigt, daß man sie bemerkt, sie liebt. Manche Schüler ergeben sich einer endlosen Korrespondenz, die sie zunächst an einen unbekanntem und idealen Gegenstand richten, der aber schließlich in einer Schauspielerin, einer Welt-dame oder einem Modepüppchen Gestalt annimmt.

Frau C hat einem Anderen die Zuneigung geschenkt, die sie ihrem Manne schuldet. Sie liebt einen Herrn B., der selbst eben eine Ehe geschlossen hat. Man sagt ihr, daß es ihr nicht erlaubt ist, ihre Hoffnungen

und ihre Anhänglichkeit dorthin zu richten, aber sie glaubt nichts von den gegebenen Versicherungen. „Man täuscht sie, es ist nicht möglich, daß ein Mann wie Er geheirathet habe. Mit einer solchen Liebe im Herzen vereinigt man sich nur, kann man sich nur vereinigen mit der, die man liebt. Man schneidet sich ebensowenig aus freiem Willen ein Stück von seinem Herzen ab, wie man sich aus freien Stücken den Arm abschneiden würde. — Sie wissen, daß Sie selbst verheirathet sind und sich nicht anderweitig verheirathen können? — Unsere Liebe ist über die Heirath erhaben. Für ihn habe ich meinen Gatten verlassen, ihm gehöre ich und werde ich immer gehören.“

Sie schreibt an Herrn B. so oft Briefe, als sie Papier erlangen kann. Sie hat keinen Unterricht empfangen, sie ist nur eine arme Arbeiterin, ihre Schrift ist sehr schlecht, ihre Rechtschreibung abschrecklich, und doch ist, abgesehen von dem Unterschiede des litterarischen Verdienstes, jeder ihrer Briefe leidenschaftlich und glühend gleich denen Heloise's.

„Mein geliebter Theodor, komm' zu mir, ich kann nicht mehr hier bleiben, ich werde sterben oder wahnsinnig werden, nimm mich mit dir. Was habe ich gelitten! Gerade dadurch bist du mir so theuer geworden. Du weißt, daß ich keine Familie besitze, daß ich sie zerstört habe. Du bist meine Familie, meine einzige Liebe, die alle Welt kennt. Ich habe nichts zu verhehlen, ich bin auf allen Seiten bloßgestellt, mit dir allein bin ich glücklich. Ich habe eine unmögliche Ehe geschlossen; es hat nicht lange gedauert. Du hast alles bewirkt. Dank, Dank! Du siehst, mein lieber Theodor, daß wir zusammenbleiben müssen und ich für dich leben muß. Sage mir, daß du mich nicht getäuscht hast, daß du nicht verheirathet bist, daß nur ich dich mit allen meinen Zärtlichkeiten überhäufe. Ich kann weder allein mehr wachen noch schlafen. Ich könnte nicht mehr allein sterben, und dennoch kann ich nicht ohne dich leben. In meinen schlaflosen Nächten sehe ich dich bleich und glaube dich krank. Komm' her und entseide mein Los!“¹

Der Erotomane bleibt nicht immer im Gebiet der idealen Betrachtung, und wenn er zum Handeln übergeht, so verfällt er zuweilen ins Verbrechen. Die gegenseitige Erotomanie führt oft zum Doppelselbstmorde. In dieser Richtung muß man, nach dem Aussprüche Marcs, die Katastrophen deuten, wo der beiderseits beschlossene Tod dem einen Liebenden von dem anderen gegeben wird, der nachher sich tödtet oder zu tödten versucht.

Oft wird der Erotomane ein wirklicher Verfolger für den Gegenstand seiner Liebe, der ihm keine Gegenliebe zollt.

¹ Fardieu, a. a. O. S. 133.

fehlt keine Einzelheit dabei. — Der Greis verlangt nur Eines von ihr, daß sie in seiner Liebe die Tochter ersehe, die er verloren hat. Als sie Schwierigkeiten macht, verlangt man nur von ihr, daß sie in ihre Wertstätte zurückkehre; man werde sie jeden Tag zu dem alten Herrn führen, und dann solle sie zu ihrer Mutter zurückkehren.

Dieses Treiben hätte in der That einige Zeit gedauert; eines Tages jedoch kam ein Geistlicher, der sie beschwor, dem Verlangen des Greises nachzugeben; sie widersteht hartnäckig, da ergreifen die Diener sie und tragen sie in ein Souterrain. Nach Verlauf einiger Tage gelingt es ihr zu entfliehen, und sie sucht ihre Mutter wieder auf. Das Ganze dauerte einen Monat, die Abwesenheit des Mädchens hat jedoch nur acht Tage gedauert. — Natürlich verbreitet die Mutter die Berichte ihrer Tochter; diese erzählt sie ihrerseits in allen Einzelheiten; schließlich gewinnt die Sache solche Ausdehnung, daß die Einwohner des Viertels selbst Klage erheben: Jene bürgen für die Wahrheit der Geschichte, und doch war nichts Wahres daran, als die achttägige Abwesenheit aus dem väterlichen Hause. Nach Verlauf eines halben Jahres erfährt man, daß sie diese acht Tage mit einem Regimentsmusiker verbracht hatte.

Die Geschichte einer anderen Hysterischen zieht Generäle, Diplomaten und selbst gekrönte Häupter ins Spiel.

Eines Tages empfängt Victor Emanuel einen Brief aus Paris von einer Person, die ihm anzeigt, daß sie eine natürliche Tochter seiner Schwester, der Fürstin von Carignan, sei. Als Beweis ihrer Behauptung führt sie eine unter dem Bett der Frau, die ihr als Mutter diente, verborgene Kassette an, diese hätte ihr halb im Vertrauen über ihre wahre Geburt Mittheilungen gemacht, und ein Jesuit besuchte diese Frau häufig, eines Tages aber wären Kassette und Jesuit verschwunden gewesen 2c. Da sie keine Antwort auf den Brief erhält, fährt sie fort zu schreiben, giebt ihre Adresse an. Victor Emanuel schickt endlich einen seiner Generaladjutanten mit dem Auftrage, den Kaiser und die Kaiserin aufzusuchen. Die Polizei wird mit Nachforschungen beauftragt, aber man entdeckt nichts. Indessen wird der Bevollmächtigte, der das junge Weib gesehen hatte, durch ihre Erzählungen überzeugt; er nimmt sie mit nach Italien und sie wird am Hofe untergebracht. Eines Tages verläßt sie, unbekannt aus welchem Grunde, Italien und kehrt nach Paris zurück. Dort gehen die Erfindungen ihren Gang weiter; die Jesuiten spielen eine große Rolle darin: Das ganze Treiben dauert noch ein Jahr. Schließlich findet man mittelst Nachforschungen, daß diese angebliche natürliche Tochter der Schwester Victor Emanuels die Frau eines Haarkünstlers ist; an dem Roman, der die Diplomatie und die gekrönten Häupter in Unruhe versetzt hatte, ist kein wahres Wort. Aber die Geschichte hört damit nicht auf. Nachdem die Frau das eheliche

Schaufenster der Boulevards eine Photographie, auf der die Schauspielerin in ihrer Rolle als Mignon in Thränen dargestellt ist. Warum weint sie, wenn nicht um ihn?

Er erwartet sie beim Ausgang des Theaters oder stellt sich auch wohl vor ihre Wohnung auf, um sie in ihrem Zimmer zu sehen.

Im Mai kehrt seine Frau nach Paris zurück, er beeilt sich, ihr das Vorgegangene und seine glühende Liebe zu Frä. van Zandt zu erzählen. „Ich weiß, daß es unrecht von mir ist,“ sagt er, „Die Liebe aber ist stärker als ich. Uebrigens genügt es mir, sie zu sehen.“ Auf diese Enthüllungen folgen häusliche Zwistigkeiten und Auftritte; er verliert den Muth nicht und setzt seine Besuche der Komischen Oper fort.

Er versäumt zwei Vorstellungen. Als er bei der dritten durch die Anschläge erfährt, daß Fräulein van Zandt wegen Unpäßlichkeit nicht spielen wird, hält er sich für die Ursache dieser Unpäßlichkeit, sie hat ihn nicht gesehen und kann deshalb nicht fortfahren. Am anderen Tage geht er ins Theater, sie spielt, verführerischer und liebender als je, wie er sagt; es ist also klar, daß sie meiner bedarf. Als das Stück zu Ende ist, eilt er zur Thür der Schauspielerin. Sobald der Wagen ankommt, tritt er heran, um ihr einen Brief zu überreichen; ein Polizist tritt dazwischen und verhaftet ihn. Bei dem Polizeikommissar findet man einen Revolver bei ihm, und er erzählt mit allem Anschein der Aufrichtigkeit, daß er in dem Verlangen, Fräulein van Zandt bei dem Herausgehen aus dem Theater zu sehen, sich auf den Straßen verspäte und eine Waffe nöthig habe, um sich gegen nächtliche Angriffe zu schützen; er weist mit Entrüstung den Verdacht eines Mordversuches zurück. Er erzählt alles Vorgefallene in den kleinsten Einzelheiten und spricht sich für die lebhafteste Zuneigung des Fräulein van Zandt für ihn aus. Er wird am anderen Morgen nach St. Anna gebracht.

Während der achtmonatlichen Abwesenheit seiner Frau war seine Aufführung höchst geregelt gewesen, und seine Liebe zu Fräulein van Zandt ist zu rein, als daß er daran dächte, jemals so lebhafteste Gefühle zu mißbrauchen, wie er sie eingefloßt hat. Wenn er jetzt sie zu sehen und mit ihr zu sprechen wünscht, so geschieht das, um sich zu erklären, um ihr zu sagen, daß er sie stets lieben werde, daß er sie aber verpflichte, ihn zu vergessen, denn er sei nur ein armer Arbeiter. Er hat niemals sinnliche Begierden in Bezug auf sie empfunden; er hatte, wie er sagt, Paul und Virginie gelesen, und diese keusche und erhabene Liebe habe für ihn den größten Reiz.

Diese schöne Beobachtung, die wir Magnan¹ verdanken, ist um so interessanter, weil sie vollauf zeigt, auf welchem Boden

¹ Magnan, Ann. méd.-psych., 1885.

die Erotomanie keimt. Sie ist nicht, wie man glauben könnte, ein einzelstehender Zufall im Leben, sondern einer der Ringe einer ganzen Kette von geistigen Fehlerhaftigkeiten. Der Erotomane ist gleich allen bereits von uns Ueberblickten ein erblich Belasteter, und häufig ist sein Antecedentienfach höchst gefüllt, wie in einer anderen Beobachtung desselben Verfassers, wo ein junger Erotomane, Schüler der École des Beaux-Arts, unter seinen Angehörigen eine Urgroßmutter mit Melancholie und Selbstmord, eine Großmutter mit Melancholie, eine seelenleidende Mutter, einen excentrischen Vater und eine nervenleidende Schwester hatte.

Siebenter Abschnitt.

Verderbte.

I.

Hysterische.

Obwohl die Hysterie in psychologischer Beziehung nur die besondere Geistesstörung, welche einen Theil des vollständigen hysterischen Anfalls ausmacht, als ihr Eigenthum in Anspruch nehmen kann, findet man doch gewöhnlich bei den von Hysterie Befallenen gewisse geistige Störungen, von der leichtesten Charakter-entartung bis zum wirklichen Irresein, daß man übereingekommen ist, die Geistesbeschaffenheit der Hysterischen gesondert zu studiren. Wir werden deshalb, um uns dem Gebrauche zu bequemen, dieses Vorgehen annehmen, jedoch ohne eine lehrhafte Wichtigkeit damit zu verbinden, sondern indem wir im Gegentheil wohl darauf aufmerksam machen, daß die vorzuführen den Bemerkungen sich meist auf andere Belastete, die sittlich schlecht begabt sind und in die große Klasse der erblich Entarteten gehören, anwenden lassen. „Weder vernünftig noch irre, gehört die Hysterische“, so bemerkt Vegrand du Saulle richtig, „gewöhnlich zu einer Familie von Nervenleidenden, Krampfranken, Apoplektikern, Geisteskranken und Selbstmördern, und man bezeichnet sie in der Sprache der Wissenschaft als eine Veranlagte, eine erblich Belastete oder auch (in Frankreich) une cérébrale. Als dauernde „Ueberzählige“ des Irreseins bleibt sie auf der Grenze zwischen Vernunft und Geisteskrankheit, ruft in Bezug auf sich

die abweichendsten Ansichten hervor, es gelingt ihr aber nur schwer, ernst genommen zu werden. Ein fehlerhafter Sproß einer krankhaft belasteten Familie stellt sie in ihrer Weise einen krankhaften Abschnitt auf dem Wege der Umbildung dar.“¹

Das regelmässigste Zeichen der geistigen Hysterie ist die Unbeständigkeit des Charakters. Der Heiterkeit und dem einnehmendem und liebenswürdigem Benehmen lassen die Hysterischen unversehens üble Laune, Empfindlichkeit und Zorn folgen. Nachdem sie sich gut, nachgiebig und befriedigt gezeigt haben, werden sie ohne Uebergang unzufrieden, gereizt, ungerecht, böshaft, selbst gehässig. Es macht ihnen dann Vergnügen, Anderen Leiden zu bereiten und Böses mit Bösem zu vergelten.

Auf Grund einer Art Ataxie der Gemüthsregbarkeit zeigen sie sich bald gegen die größten Unglücksfälle unempfindlich, bald werden sie gelegentlich des wichtigsten Vorfalles zu Ausbrüchen der heftigsten Verzweiflung getrieben. Sie sind ohne Sinn für Moral, treiben alles aufs äußerste, sind ausschweifend, folgen der ersten Eingebung und sind launenhaft in ihren Leidenschaften, in der Liebe wie im Haß, in den edelsten Gefühlen wie bei den niedrigsten Trieben. Sie können sich gleichermaßen für das Gute und für das Schlechte begeistern, wenn sie sich dabei zeigen und bemerkbar machen können. Man sieht sie sich an die Spitze guter Werke stellen, in beständiger Aufregung sein, sich vervielfachen, mit zarter Hand die furchtbarsten moralischen Wunden verbinden, im Leiden trösten, gesunkenen Muth beleben. Im Gegensatz dazu sind sie aber auch der größten Abscheulichkeiten fähig und weichen selbst vor dem Verbrechen nicht zurück. Unter den Frauen, welche im Jahre 1871 die Brigaden von Petroleumern zusammensetzten, bestand eine gewisse Anzahl aus anerkannten Hysterischen, die ursprünglich als Krankenträgerinnen ausgehoben waren.

Sie sind lebhaft, klug, von anziehender Unterhaltung und

¹ Die Elemente dieser Studie sind zum Theil der bemerkenswerthen Arbeit von Guichard (Archives de Neurol., 1882) und dem Buche von Legrand du Saulte (Les hystériques, état physique, état mental, actes insolites, délictueux, criminels. Paris 1883) entnommen.

voll Ueberraschungen; sie besitzen die Gabe, mit außerordentlicher Leichtigkeit und Gewandtheit von einem Gegenstande zum anderen überzugehen. Es liegt ihnen überdies alles daran zu gefallen und für sich einzunehmen. Sie umgeben die Person, zu deren Bezauberung sie entschlossen sind, mit Aufmerksamkeiten aller Art und mit unendlicher Kunst und versehen kaum je den Erfolg.

Zum Ersatz muß man sich mit ihnen beschäftigen. In dem unwiderstehlichen Drange, den Glanz einer sichtbaren Rolle zu erwerben, weichen sie vor keinem Opfer zurück, um sich bemerkbar zu machen. Als vollendete Schauspielerinnen beten sie die äußere Haltung an und mißbrauchen sie.

Sie haben in höchstem Grade den Geist der Opposition, des Widerspruches und des Streites. Es genügt, irgend etwas vor ihnen zu behaupten, damit sie sofort das Gegentheil ergreifen. Sie gefallen sich darin, Gedanken zu bekämpfen, die sie am Abend vorher behaupteten, und seltsame, paradoxe und umsturzbringende Ansichten zur Schau zu tragen, einfach um Erstaunen zu erregen und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen: ihrer Dreistigkeit kommt nichts gleich als ihre Ueberzeugungslosigkeit.

Wenn ihre Eindrücke beweglich und flüchtig sind, so beweisen sie — ein seltsamer Widerspruch! — gelegentlich gewisser Ideen außergewöhnliche Hartnäckigkeit und Zähigkeit. Haben sie sich ein offenbar ungenaues Märchen erfunden, so halten sie seine Grenzen mit äußerster Entschiedenheit aufrecht. Gewisse fixe Ideen, eine förmliche Starrsucht des Verstandes nach Esquirois Ausdruck, bemächtigen sich ihrer und treiben sie unwiderstehlich zu ungerechtfertigten und sonderbaren Stellungen. Die Eine verurtheilt sich zu völligem Schweigen in der Ueberzeugung, daß das Sprechen ihr nicht gut ist; eine Andere unterwirft sich strengem Fasten, um sich Magenschmerzen zu ersparen; noch eine Andere bleibt jahrelang zu Bett in der festen Meinung, daß sie nicht imstande sei zu gehen. Es ist unnütze Mühe, ihnen entgegenzutreten, denn wie La fègue sagt, bewirkt das Uebermaß des Drängens ein Uebermaß des Widerstandes, und außerdem entspringt ihre Hart-

nädigkeit nicht der Macht ihres Willens, sondern ihrem Beharrungsvermögen.

Sie suchen sich untereinander, bereit, ebenso plötzliche wie unerwartete Freundschaften zu schließen, sie ebenso aufzulösen und ihnen ebensowenig gerechtfertigte Abneigungen und Haß nachfolgen zu lassen. Sie sind eifersüchtig bis zur Wildheit und verzeihen weder einen weltlichen Erfolg, noch einen Toiletentriumph.

Die Verleumdung ist ihre Lieblingswaffe. Um sich für irgend einen Schaden zu rächen oder selbst, um ihren Geist zu zeigen, sind sie zu den schwärzesten Erfindungen fähig und haben zuweilen die Aufrichtigkeit, sich derselben zu rühmen. Platt und niedrig und aller Art von Würde fremd, affectiren sie in der Deffentlichkeit erhabene Gefühle, feine Liebhabereien, vornehme Manieren, steigen aber in der Intimität gern von ihrem Sockel herab, geben sich seltsamen und zu lockeren Vertraulichkeiten hin, kurz sie encanailliren sich.

Ihre moralische Verderbtheit kommt besonders in ihrem Privatleben zum Durchbruch. Die Hysterie in der Häuslichkeit befolgt, wie Brouardel sagt, fast immer dieselbe Entwicklung. Kaum einige Wochen verheirathet, beklagt die Hysterische sich, unverständlich zu sein und nicht Den gefunden zu haben, auf den sie die Schätze an Liebe zu ergießen berufen sei, von denen ihr Herz überfließt. Bald thut sie alles im Hause, um ihrem Manne unangenehm zu sein. Der Mann verliert die Geduld, man streitet sich, geht vor Gericht, das unverändert und unfehlbar erkennt, daß der Mann Unrecht hat.

Diese Gemüthsentartung zeigt sich nicht allein gegenüber dem Gatten, sondern zuweilen auch gegenüber den Kindern. Es giebt Hysterische, die für eines ihrer Kinder Liebe, gegen ein anderes Abneigung zeigen, und, schrecklich zu sagen, es giebt Solche, für die die Mutterliebe nicht vorhanden ist.

Die Meisten sind gegen ihre körperlichen Leiden gleichgültig und ertragen mit einziger Ruhe die nervösen Störungen, denen sie unterworfen sind, doch begegnet man auch Solchen, deren beschränkte Selbstsucht unaufhörlich in Thränen ist, klagt, seufzt,

Pflege und Heilmittel verlangt und schließlich in die ausschweifendste Hypochondrie verfällt.

Entgegen der gewöhnlichen Meinung sind die Hysterischen nicht nothwendig schlüpfzig und zur Heilheit geneigt. Man verwechselt mit dem übertriebenen geschlechtlichen Verlangen, dem sie sehr oft völlig fremd sind, eine Verkehrung des sittlichen Gefühles, die sie veranlaßt, Gelegenheiten zur Ausübung ihrer Verführungsmacht und ihrer Lust an romantischen und galanten Abenteuern zu suchen. Immer führt das ewige Bedürfniß, hervorzutreten, die Hysterische in heikle Lagen, zu unrichtigen Handlungen, zu gepfefferten und cynischen Unterhaltungen, in denen sie zugleich ihre weibliche Würde und ihre häusliche Ehre bloßstellt.

Alle verschiedenen Grundtöne ihres Charakters und ihres Geisteszustandes lassen sich nach Fuchard in die Worte zusammenfassen: sie verstehen nicht zu wollen, können und wollen nicht wollen; und in der That haben sie deshalb, weil ihr Wille stets schwankend und ohnmächtig, in einer Art unbeständigen Gleichgewichts ist und sich beim geringsten Winde wie eine Wetterfahne dreht, diese Beweglichkeit und Unbeständigkeit ihrer Gedanken, Gefühle und Neigungen.

Nach Legrand du Saullé können die Geistesstörungen der Hysterischen wie die körperlichen Störungen dieser großen Neurose vier verschiedene Grade darbieten.

„Bei den Kranken des ersten Grades ist die Hysterie leicht, die Gemüthsvermögen sind wenig verringert, aber noch nicht tief gestört; es handelt sich mehr um Nervosität als um eigentliche Hysterie.

Im folgenden Grade ist die Störung ausgesprochener, die Art, Eindrücke von außen aufzunehmen und darauf zu reagiren, verräth ein mangelhaftes Gleichgewicht der Kräfte, eine bereits tiefe Störung des Charakters, des denkenden und besonders des fühlenden Ichs. Die Kranke genießt keine volle Freiheit ihrer Entschlüssen mehr, und wenn die Zurechnungsfähigkeit nicht ganz fehlt, so ist sie doch wenigstens in gewissen Augenblicken und gelegentlich gewisser Handlungen herabgesetzt.

Ein Schritt weiter, und wir haben die schwere Hysterie vor uns, die Hysterie mit unwiderstehlichen Trieben, zuweilen mit vorübergehenden Sinnestäuschungen, in jedem Falle mit ausgesprochenener Zerrüttung der Kräfte. Die Kranke kommt zu den sonderbarsten und kühnsten Handlungen, zu den gehässigsten Anschuldigungen und zu den falschesten Anzeigen.

Der vierte Grad endlich bildet das hysterische Irresein.“

Viele Hysterische gehören rein und einfach in eine der Kategorien von Excentrischen, die wir in diesem Buche erforschen; wir verzichten auf Thatsachen,¹ die nur Wiederholungen wären. Unkorrektes Verhalten, ungewöhnliche Handlungen und geistige Unbeständigkeit sind die Besonderheiten, die gewisse Hysterische andeuten. Das abenteuerliche Dasein ist nur durch die Abweichungen der besonderen Umstände verschieden. Die Eine beginnt mit dem Noviziat in einem Kloster, erdichtet einen Nothzuchtsversuch gegen sich, entweicht, giebt sich erotischem Gange hin, heirathet, läßt sich scheiden, giebt sich der Schande hin und stirbt eines schmählischen Todes.² Eine Andere, die schön, klug, unterrichtet und der hochherzigsten Aufopferung fähig, aber schlechten Trieben und gebietenden Leidenschaften ergeben ist, verbringt einen Theil ihres Lebens inmitten von Banditen, trotz den Gefahren, den Abgründen, der Cholera und dem Messer betrunkenen Spieler. Die Familien, die sie aufnahmen, zählten nur Opfer; Väter, Söhne, Schwiegerjöhne wurden durch sie hingerissen.³ Das Einzige, was sie von den gewöhnlichen Excentrischen unterscheidet, sind die Stigmata der großen Neurose, die man in mehr oder minder ausgesprochenem Grade bei diesen Kranken findet.

¹ Vgl. besonders die den Verfolgern, Schwärmern, den fixen Ideen, Trieben und Zwangszuständen gewidmeten Abschnitte.

² Legrand du Saullé, *Les hystériques*, a. a. O.

³ Briere de Boismont, *Ann. d'hygiène etc.*, 1853.

II.

Lügner.

Die Lüge ist nach der Ansicht aller Special- und Gerichtsärzte eine der schlagendsten Schiefheiten der Hysterischen.

Die Hysterische, sagt Brouardel,¹ ist wesentlich lügenerisch, und das ist das wahre Merkmal des hysterischen Charakters.

Die Hysterischen sind nach Guichard² bemerkenswerth wegen ihrer Doppelzüngigkeits-, Lügen- und Verstellungsfucht.

Sie täuschen ebensowohl ihre Männer und Angehörigen, wie ihre Beichtväter und Aerzte, fügt Morel³ hinzu.

Man ertappt sich manchmal dabei, sagt Charcot,⁴ daß man die Arglist, den Scharfsinn oder die unerhörte Ausdauer bewundert, welche die von der großen Neurose Betroffenen anwenden, um zu täuschen.

Die Lügen der Hysterischen sind, wie Lasègue⁵ hervorhebt, nur das Ergebnis der Verbindung einer falschen Thatsache und eines Scharfsinnes, welcher dieser erfundenen Thatsache den Stempel der Wahrscheinlichkeit aufdrückt. Wir entlehnen diesem Schriftsteller einige der bemerkenswerthen Beobachtungsergebnisse, die er vor der Pariser medizinisch-psychologischen Gesellschaft angeführt hat.

Ein junges Mädchen von 19–20 Jahren erzählt folgende Geschichte. Sie wird eines Tages von der Werkstätte, in der sie arbeitete, ausgeschied, um Maß zu nehmen. An der Thür wird sie von einem Diensthofen angerebet, der sie in ein Haus, das sie nicht wiederzuerkennen imstande wäre, zu einem alten Herrn hinaufgehen heißt. — Hier findet natürlich die vollständige Beschreibung der Wohnung statt; es

¹ L'hystérie et le mariage, cours de méd. lég. de la faculté de médecine, 1886–87.

² Guichard, a. a. O.

³ Morel, Études cliniques.

⁴ Charcot, Leçons sur les maladies du système nerveux.

⁵ Lasègue, Les hystériques, leur perversité, leurs mensonges (Ann. méd.-psych., 1881).

fehlt keine Einzelheit dabei. — Der Greis verlangt nur Eines von ihr, daß sie in seiner Liebe die Tochter ersetze, die er verloren hat. Als sie Schwierigkeiten macht, verlangt man nur von ihr, daß sie in ihre Werkstätte zurückkehre; man werde sie jeden Tag zu dem alten Herrn führen, und dann solle sie zu ihrer Mutter zurückkehren.

Dieses Treiben hätte in der That einige Zeit gedauert; eines Tages jedoch kam ein Geistlicher, der sie beschwor, dem Verlangen des Greises nachzugeben; sie widersteht hartnäckig, da ergreifen die Diener sie und tragen sie in ein Souterrain. Nach Verlauf einiger Tage gelingt es ihr zu entfliehen, und sie sucht ihre Mutter wieder auf. Das Ganze dauerte einen Monat, die Abwesenheit des Mädchens hat jedoch nur acht Tage gedauert. — Natürlich verbreitet die Mutter die Berichte ihrer Tochter; diese erzählt sie ihrerseits in allen Einzelheiten; schließlich gewinnt die Sache solche Ausdehnung, daß die Einwohner des Viertels selbst Klage erheben: Jene bürgen für die Wahrheit der Geschichte, und doch war nichts Wahres daran, als die achttägige Abwesenheit aus dem väterlichen Hause. Nach Verlauf eines halben Jahres erfährt man, daß sie diese acht Tage mit einem Regimentsmusiker verbracht hatte.

Die Geschichte einer anderen Hysterischen zieht Generäle, Diplomaten und selbst gekrönte Häupter ins Spiel.

Eines Tages empfängt Victor Emanuel einen Brief aus Paris von einer Person, die ihm anzeigt, daß sie eine natürliche Tochter seiner Schwester, der Fürstin von Carignan, sei. Als Beweis ihrer Behauptung führt sie eine unter dem Bett der Frau, die ihr als Mutter diente, verborgene Kassette an, diese hätte ihr halb im Vertrauen über ihre wahre Geburt Mittheilungen gemacht, und ein Jesuit besuchte diese Frau häufig, eines Tages aber wären Kassette und Jesuit verschwunden gewesen u. Da sie keine Antwort auf den Brief erhält, fährt sie fort zu schreiben, giebt ihre Adresse an. Victor Emanuel schickt endlich einen seiner Generaladjutanten mit dem Auftrage, den Kaiser und die Kaiserin aufzusuchen. Die Polizei wird mit Nachforschungen beauftragt, aber man entdeckt nichts. Indessen wird der Bevollmächtigte, der das junge Weib gesehen hatte, durch ihre Erzählungen überzeugt; er nimmt sie mit nach Italien und sie wird am Hofe untergebracht. Eines Tages verläßt sie, unbekannt aus welchem Grunde, Italien und kehrt nach Paris zurück. Dort gehen die Erfindungen ihren Gang weiter; die Jesuiten spielen eine große Rolle darin: Das ganze Treiben dauert noch ein Jahr. Schließlich findet man mittelst Nachforschungen, daß diese angebliche natürliche Tochter der Schwester Victor Emanuels die Frau eines Haarkünstlers ist; an dem Roman, der die Diplomatie und die gekrönten Häupter in Unruhe versetzt hatte, ist kein wahres Wort. Aber die Geschichte hört damit nicht auf. Nachdem die Frau das eheliche

Domizil wiederaufgesucht hat, gelingt es ihr, den Gatten von der Wahrheit aller ihrer Erfindungen zu überzeugen; es entwickelt sich ein wirkliches Doppelirresein, das mit der Zeit große Ausdehnung gewinnt. Ich werde eines Tages in aller Eile zum Abtheilungsvorstand der Polizeipräfektur gerufen und finde dort diese Frau in einem wirklichen hysterischen Anfälle, der mit einem apathischen Zustande endigt. Da diese Kranke nicht sprechen kann, schreibt sie; durch dies Mittel erfuhren wir, wer sie ist, und konnten sie dem Berechtigten zurückgeben.

Die Hysterischen sind nicht die Einzigen, welche Lügen und Märchen erfinden. Die Lüge kann auch das Zeichen einer frühen Geistesstörung oder der Verderbtheit bei Kindern sein.

Rafègue, Bourdin und Motet¹ haben sie besonders in dieser Richtung erforscht.

Nichts ist erschütternder, bemerkt Letzterer, als die Erzählung eines Kindes, das mit naiver und um so rührenderer Einfalt von einem Verbrechen berichtet, dessen Opfer es gewesen sein will. Freunde, Angehörige und Nachbarn werden ergriffen und verbreiten unter dem Druck einer wachsenden Entrüstung die Geschichte, runden sie ab, ordnen sie und bringen sie schließlich in die endgültige Form.

Ein Hemdenfabrikant wird wegen eines Verbrechens wider die Sittlichkeit, verübt an einem Knaben, verhaftet. Erstaunen seitens dieses Menschen; er wird zum Polizeikommissar geführt; verhört, erklärt er mit der Entrüstung seiner gekränkten Ehre, daß die Anschulldigung verleumderisch und an der Anklage kein wahres Wort sei. Der Knabe, das angebliche Opfer, giebt die genauesten Einzelheiten mit dem naiven Wortschatz der Kinder. Man führt die Nachforschungen weiter, die Eltern werden befragt und bestätigen die Aussage ihres Kindes. Das Gericht indessen schließt sich den entriüsteten und wahrheitsvollen Protesten des Fabrikanten an, läßt die Angelegenheit fallen und die Verfolgung wird eingestellt. Der Kaufmann will über die Sache ins klare kommen, will erfahren, woher eine solche Beschuldigung kommen konnte und wird selbst sein eigener Polizist. Mittelft Nachforschungen stellt er schließlich das Tagewerk des Kindes gänzlich fest. Sie sehen darin den unumgänglichen Verlauf aller ähnlichen Vorfälle. Das Kind verläßt die Wohnung seiner Eltern, um

¹ Rafègue, a. a. O.; Motet, Les faux témoignages des enfants devant la justice (Acad. de méd., 12. April 1887, und Ann. d'hyg. publ. etc., 1887).

in die Schule zu gehen; anstatt in die Klasse zu gehen, spielt es in einer Einfriedigung mit Gassenjungen in seinem Alter und kehrt eine Stunde nach der gewöhnlichen Zeit heim. Von seinen Eltern befragt, antwortet es mit verwirrter Miene; was geschieht? Die Eltern verfolgen eine Spur, die ihnen in den Kopf kommt und die sich als Sittlichkeitsverbrechen herausstellt; sie stellen Fragen, das Kind antwortet ja auf alle Fragen, und der Roman ist fertig. Es war aber noch ein letzter Punkt aufzuklären; wo war die That geschehen? Um den Ort zu finden, führt man den Knaben umher! der Zufall will, daß man durch die Viviennestraße geht; vor dem Hause des Hemdenfabrikanten fragt die Mutter, ob es dort gewesen sei, er antwortet ja, u. . . . Man sieht das Ende der Geschichte. Kurz, alles war von den Eltern eingegeben; er hat seine Lektion gut behalten; denn vor Gericht erzählt er so, wie ihm vorgesagt ist. Man hat dabei alle Merkmale einer wahren Geschichte und könnte sich leicht täuschen.¹

Die so viel Lärm verursachende Geschichte von Tisza-Eszlar, wo man die Juden beschuldigte, zur Erfüllung eines religiösen Brauches ein junges Mädchen ermordet zu haben, beruhte ganz auf einer Erzählung, die von einem voreingenommenen Richter, der selbst die Einzelheiten des Verbrechens erfunden hatte, einem Kinde eingegeben war.

Die folgende, Bourdin² zu verdankende Beobachtung zeigt sehr gut die Gefahr, welche darin liegt, die Einbildungskraft der Kinder vorzeitig durch die Erzählung unsittlicher oder außergewöhnlicher Vorgänge zu erwecken.

Ein kleines verlassenes Mädchen wurde von Herrn und Frau L., höchst ehrenwerthen Leuten, adoptirt. Das hübsche und anmuthige Kind hatte sich beliebt zu machen gewußt. Die Adoptiveltern bewunderten es in ihrem Innersten, und alles ließ sich aufs beste an. Eines Tages ereignete sich in einer Stadt des Südens ein großes Uergerniß, das sich nun vor dem Geschworenengericht entwickelte. Der Prozeß nahm einen großen Theil der Zeitungen in Anspruch. Die Zeitungen konnten nicht alles sagen, aber zwischen den Zeilen Gelesenes rief Erläuterungen in der Heimlichkeit des Kamins hervor. Herr L. las die Verhandlungen laut in Gegenwart des kleinen Mädchens vor, das mit seinen Puppen spielte und übrigens nicht auf das um sie her Gesprochene zu merken schien. Weder der Mann noch die Frau dachten an das Kind, das sie mit Rücksicht auf sein junges Alter als unfähig erachteten, das in verbäumten Worten ge-

¹ Med.-psychol. Gesellsch., 28. März 1881.

² Ann. méd.-psych., 1881.

haltene Gespräch zu verstehen. Einige Tage nach der Vorlesung und den unvorsichtigen Ausführungen, die ihr gefolgt waren, überraschte Frau X. beim plötzlichen-Betreten ihres Wohnzimmers das Kind, das auf seiner Puppe unanständige Kundgebungen vornahm. Frau X. fragte das Kind, wer ihm derartiges beigebracht haben könnte. Die Kleine wurde keineswegs aus der Fassung gebracht. Sie sagte, sie thäte mit ihrer Puppe, was man mit ihr selbst gethan hätte. Dann ging das Bekenntniß weiter. Die Kleine erklärte, während sie bei der Kostfrau gewesen sei, hätte sie gewöhnlich bei ihrem Milchbruder geschlafen, den sie ihr liebes Männchen nannte. Sie setzte hinzu, daß sie bei diesen Gelegenheiten sich als Mann und Frau benommen hätten. Nach dem kleinen Knaben sei der Kostvater gekommen und nach dem Kostvater der Großvater, die sich dasselbe erlaubt hätten, wie ihr liebes Männchen. Die Erzählung wurde mit befremdenden Einzelheiten über die von ihr, dem unschuldigen Opfer, empfundenen Schmerzen gewürzt. Die Helden dieses Abenteuers waren ein vier- bis fünfjähriges Mädchen und ein derzeit zehnjähriger Knabe. Herr und Frau X. waren entsetzt über diese Mittheilungen. Sie beklagten sich energisch, und wollten einen Prozeß anstrengen. Mittlerweile kam ein erfahrener Mann dazu mit der Frage: „Sind denn die angegebenen Thatfachen wahr?“ Das kleine Mädchen wurde einer Untersuchung durch einen geschickten Arzt unterzogen, der rundweg aus sagte, das kein Attentat an der Person des seiner Beobachtung unterworfenen Kindes verübt worden sei. Nachdem dies erreicht war, stellte man in der Familie der Kostfrau eine Nachforschung an, die den größten Zorn erregte. Das kleine Mädchen wurde angeklagt. Vollkommen in die Enge getreten, gestand es, daß an seinen Ausagen nichts Wahres sei. Es bekannte, es hätte es so machen wollen, wie die Damen, die man in die Zeitung gesetzt hätte!

Solche Erfindungen kommen nicht bloß bei Hysterischen und Kindern, sondern auch bei Männern vor.

Ein Aufseher erzählt, er sei eines Tages in eine Schenke der Umgegend der Stadt gekommen und habe dort einer Unterhaltung von übel aussehenden Männern beigewohnt. Er hört, daß es sich um Komplotte gegen die Sicherheit des Staates handelt. Er macht selbst eine Anzeige bei der Polizeipräfektur und setzt die Geschichte fort, als er sieht, daß er keinen großen Glauben einflößt. Eines Tages kommt er sogar auf die Polizei, um mitzutheilen, daß er neue Einzelheiten über das Komplotte wisse, auf die Verschworenen gefahndet, einen der Schuldigen entdeckt habe u. Auf seine Versicherungen hin folgt man ihm, findet aber Niemand. Es stellt sich endlich heraus, daß er sich getäuscht hat, weil er Andere getäuscht hat.

Lasègue¹ liefert uns eine andere höchst merkwürdige Beobachtung dieser Art:

Es handelt sich um einen Menschen, der die Polizei fast sieben Jahre hindurch beschäftigt hat. Es war ein gebrechlicher, schlanker Mensch von weiblicher Körperbeschaffenheit, der in Paris erzogen ist und dort Rechte zu studiren begonnen hatte. In einem gegebenen Augenblicke sei er nach Indien gereist, wo ihn Sidi-Saël adoptirt habe. Von da nach England befördert, behauptet er, er habe wichtige Mittheilungen zu machen, Staatsgeheimnisse, die er nur in Frankreich enthüllen könne. Es würde zu weit führen, seine ganze Odysee zu erzählen und ihm auf allen seinen Wanderungen, nach England, Frankreich, Holland 2c. zu folgen. Er wurde ins Gefängniß gesetzt, dann aber als geisteskrank erkannt. Alles das dauert fast sieben Jahre. Vier Jahre später befand ich mich eines Tages bei ihm, ich wollte darüber ins Klare kommen, und nach vielen Fragen und Bitten erzählte er mir seine Geschichte. Der angebliche Sidi-Saël war in dem Handelshaufe eines seiner Brüder angestellt; eines Tages verschwand er unter Mitnahme von hundert Franken; seit dieser Zeit ist er überall umhergeirrt. Ich habe seinen Bruder kommen lassen und von ihm bestätigt erhalten, daß die Thatfachen wirklich so vor sich gegangen sind; von ihm erfuhr ich auch, daß der falsche Sidi-Saël einer jener Menschen von unregelmäßigem Verstande ist; eine bemerkenswerthe Thatsache ist noch, daß er nicht einschlafen kann, ohne zwei angezündete Lichter vor seinem Fenster zu haben.

III.

Simulanten.

Das Bedürfniß, zu täuschen, anzuführen, zu simuliren, ist bei gewissen Menschen so unwiderstehlich und zeigt sich in so seltsamen Handlungen, daß man nicht umhin kann, ihm einen krankhaften Ursprung zuzuschreiben. Wie die Lüge, so ist die Verstellung eine Besonderheit der Hysterischen, ohne ihnen ausschließlich anzugehören; man begegnet ihr auch bei den gewöhnlichen Entarteten. Sie kennzeichnet das, was Dally Bosheitswahn genannt hat, eine Geistesanlage, kraft deren Jene sich bemühen, bei Anderen einen außerordentlichen Eindruck hervorzurufen und

¹ Lasègue, Ann. méd.-psych., 1881.

gleichzeitig sich zu überreden, daß sie selbst außerordentliche Wesen sind.

Zum Beispiel kündigt ein junges Mädchen seinen Tod für den und den Tag, die und die Stunde an. Zur angegebenen Zeit stellt sie sich tod; nachdem eine dreitägige Frist verstrichen ist, kommt sie wieder zu sich und ist entzückt von den Zeichen der Verzweiflung, die sie seitens ihrer Familie empfangen hat.

Ein junger Mann verweigert, um sich eine gewisse Sonderbarkeit beizulegen, prahlerisch Fleisch zu sich zu nehmen: er ißt es heimlich.

Ein Mann des Gesetzes behauptet, seit zwei Jahren nicht geschlafen zu haben: Er freut sich des Aufsehens, das sein wirklich außerordentlicher Fall erregt, und wird zornig gegen seinen Dienstboten und setzt ihn vor die Thür, weil Jener erklärt hat, daß er sehr gut schlief.

Ein sehr frommes, junges Mädchen geht eines Tages wie gewöhnlich zur Beichte und verweigert durchaus zu kommunizieren, unter dem Vorwande, daß das für die Seligkeit unnötig sei. Verzweiflung einer von religiösen Gefühlen durchdrungenen Familie. Auf einen aufgeklärten Rath beschließt man, sich gegen die Kezerei des jungen Mädchens gleichgültig zu stellen, die nun nicht zögert, derselben zu entsagen.¹

Eine junge Frau geht, mit ihrem Manne vom Balle zurückgekehrt, an die Wiege ihres Kindes findet es dort nicht, zeigt ihrem Manne die umgestürzte Lampe und entdeckt schließlich das Kind kopfüber im Brunnen. Nichts war gestohlen worden. Nun war diese Frau aus einer Gesellschaft in einem zwei Häuser weiter belegenen Hause einen Augenblick unter dem Vorwande eines dringenden Bedürfnisses fortgegangen. Meine innerste Ueberzeugung war, daß die Frau ihr Kind ermordet habe, und ich hatte dem Untersuchungsrichter gesagt: „Sie wird von dem Verlangen verzehrt werden, vor dem Schwurgericht zu erscheinen.“ Meine Voraussagung hat sich bestätigt. Nachdem die Sache geordnet war, suchte diese Frau beständig den Richter auf und fragte: „Aber warum verfolgen Sie Niemand, ich bin doch die Schuldige . . . Also verfolgen Sie mich!“²

¹ Dally, Le délire malicieux (Ann. méd.-psych., 1887).

² Brouardel, Cours de la faculté (Revue de l'hypnotisme, 1887, p. 287).

Ein sehr junges Mädchen von auffallender Frömmigkeit, erzählt Bourdin,¹ hatte sich nicht nach seinem Gefallen verheirathen können. Sie lebte also bescheiden, ohne Aufsehen und Glanz. Die Verhältnisse der Familie gestatteten es nicht anders. Das ruhige häusliche Leben gab der jungen Betschwester nicht genügende Befriedigung. Um aus dieser Lage herauszukommen, nahm sie ihre Zuflucht zu einer Kriegslist, die einige Zeit hindurch gelang. Sie heuchelte eine Krankheit. Heftige Schmerzen im Becken hielten sie im Bett zurück. Eines Tages entleerte sie sogar aus den Geschlechtstheilen ein kleines Knochenstück, dessen Herkunft man nicht entdecken konnte. Ein zugezogener Arzt erklärte die wirkliche Ursache des Uebels nicht zu kennen. Man entschloß sich das junge Mädchen in das Krankenhaus einer Nachbarstadt zu bringen. Sie wurde dort von Ärzten und Chirurgen untersucht, die bei dem Fehlen jedes Krankheits Symptoms und angesichts einer blühende Gesundheit genießenden Person erklärten, daß das junge Mädchen nicht krank sei. Man hatte deshalb beschlossen, sie zu entlassen, als nacheinander kleine Knochensplitter erschienen, die am anderen Morgen dem Chirurgen der Abtheilung übergeben wurden. Eine neue Untersuchung mit dem Spekulum verschaffte dem Chirurgen die Ueberzeugung, daß er mit einer Betrügerin zu thun habe. Die angebliche Kranke wurde vor die Thür gesetzt. Das junge Mädchen suchte nacheinander in fast allen Krankenhäusern der Provinz Zuflucht. Endlich kam sie in die medizinische Mittelschule. Der mit dem Dienst der chirurgischen Klinik beauftragte Professor willigte ein, die Kranke unter Beobachtung zu stellen. Das Heraustreten der Knochen begann. Sie waren sehr reichlich. Die Höhle, die sie lieferte, schien uner schöpflich. Man kam auf den Gedanken, die Knochen theilchen mikroskopisch zu untersuchen. Gleich am ersten Tage wurde die List entdeckt. Das zuletzt eingehändigte Stück trug an einer seiner Unebenheiten ein kleines Stück gekochter Mohrrübe. Die Schwindlerin wurde vor die Thür des Krankenhauses gesetzt. Die Angelegenheit machte in der Provinz großes Aufsehen, und von diesem Augenblicke an waren die Thore aller Krankenanstalten ihr verschlossen.

Die Simulationen der Hysterischen sind jedoch nicht immer so harmlos; sie nehmen oft die Gestalt schwerer Beschuldigungen und Anzeigen gegen Andere an.

Eine Hysterische zeigt fälschlich ihre Dienstmädchen als Diebinnen an. Eine Andere beschuldigt einen jungen Mann, nachts in ihr Zimmer gedrungen zu sein und ihr Gewalt angethan zu haben. Eine Andere, die bei der ärztlichen Untersuchung als

¹ C. E. Bourdin, Les enfants menteurs (Ann. méd.-psych., 1883).
Cullerre, Grenzen des Irrethums.

Jungfrau erkannt wird, beschuldigt einen Geistlichen, sie unter höchst dramatischen Umständen mißbraucht zu haben, nachdem er sich selbst zwei Dolchstöße versetzt hätte.

Eine Andere sinkt ohnmächtig auf der Schwelle ihres Hauses nieder. Ihre Handgelenke sind gebunden, ihr Mund geknebelt, ihre Kleider mit Schmutz besudelt. Zu sich gekommen, erzählt sie, daß sie einen Nothzuchtsversuch seitens junger Leute erlitten hätte, die ihr, weil es ihnen nicht gelungen wäre, aus Rache das Gesicht, die Arme und die Brust zerrissen und eingeschnitten hätten. Als die Untersuchung erfolglos blieb, gestand sie endlich, daß das Abenteuer erdichtet wäre und sie selbst die auf ihrem Körper festgestellten Wunden sich zugefügt hätte.¹

Ein junges Mädchen behauptete der Gegenstand eines Angriffs im Eisenbahnwagen gewesen zu sein und zeigte eine ganz kleine Wunde unterhalb ihrer linken Brust. Man entdeckte schließlich, daß das Messer des Mörders einen Monat zuvor von dem angeblichen Opfer selbst gekauft worden war.²

Das ganze Leben mancher Hysterischen ist nur eine Kette von Betrug und Simulation, wie man in der folgenden Beobachtung sehen kann.

Am 23. November 187. war Pauline H. von einer heftigen Erregung befallen, wie man sagte, in Folge eines gewaltigen Attentats auf die Sittlichkeit. Halbnaht und mit zerlumptem Hemde schleuderte sie Verwünschungen gegen ihren Angreifer, der Niemand anders war, wie sie behauptete, als der Fabrikant, bei dem sie angestellt war.

Der Mann wurde gerichtlich verfolgt und zu einem Monat Gefängniß verurtheilt, obwohl unschuldig und ein Opfer der Ränke Paulines. Diese hatte in der That die von ihr gelieferte Scene vorher vorbereitet, indem sie das Gerücht verbreitete, daß ihr Herr sie mit seiner zudringlichen Gluth verfolge, und anonyme Briefe in Umlauf brachte.

Es handelte sich bei ihr übrigens nicht um ihr Probestück. Leichtsinzig und gefallsüchtig hatte sie nacheinander zwei Männer geheirathet und sich offenkundig der Ausschweifung ergeben.

Nachdem ihr Ruf verloren war, hatte sie den Aufenthaltort gewechselt und ein neues Leben begonnen. An dem neuen Orte, wo sie sich

¹ Legrand du Saulle, Les hystériques. Paris 1883.

² Brouardel, a. a. O.

niederläßt, simulirt sie Visionen, Erscheinungen und Wunder. Der Geistliche ist mißtrauisch, da geht sie anderswohin. Um ihren Berichten über Verzücungen und Gespräche mit den Heiligen mehr Gewicht zu geben, zer schlägt sie diesmal selbst die Fenster ihres Hauses und beschuldigt die Frei denker sie zu verfolgen. Diese Gewaltthaten wiederholen sich jeden Augenblick; das Gericht mischt sich ein, ohne ins Klare zu kommen; die Untersuchungen kommen zu keinem Ende, sie bleibt im Zustande des Märtyrerehms.

Einen Monat später simulirt sie in ihrem eigenen Hause einen Ein bruchsdiebstahl. Ein umfangreiches Verfahren wird eingeleitet, giebt aber keinen Erfolg; die Gendarmen sind zum Umfallen müde, und man be schuldigt den Friedensrichter der Unfähigkeit.

Drei Monate später simulirt sie endlich einen Mordversuch gegen ihre Person. Das Gericht verfügt sich zum dritten Male in ihre Wohnung, und der Untersuchungsrichter begreift endlich, daß er bisher von dieser abge feimten Betrügerin angeführt worden ist.¹

Wir wollen diese Studie mit der Erzählung eines Rechts handels schließen, wo die Lüge und die Simulation einer hysterischen die unseligsten Folgen hatten.

Ein junger Mann war fälschlich des Nothzuchtsversuches beschuldigt, erlitt eine entehrende Verurtheilung und verbrachte 10 Jahre seines Lebens unter Verbrechern der schlimmsten Art. Legrand du Saulle, der zuerst diese Beobachtung veröffent licht hat, sagt: „Möchte doch die Erzählung dieses schrecklichen, richterlichen Irrthums dazu dienen, einigermaßen das einem Un schuldigen angethane Unrecht wieder gut machen, und dazu bei tragen, in Zukunft so traurige Irrthümer zu vermeiden.“

Im Jahre 1834 wohnte der General X., der Oberstkommandirende der Kavallerieschule zu Saumur, in dieser Stadt mit seiner Familie, die aus seiner Frau und zwei Kindern, einem Knaben und einem jungen Mäd chen, der 16 jährigen Marie, bestand. Letztere wurde die Heldin des schrecklichen Prozesses dessen Hauptereignisse wir zusammenstellen wollen.

Unter den Offizieren der Schule, welche den Empfängen des X.'schen Hauses beiwohnten, befand sich ein Lieutenant der Lanciers, den Jugend streiche mit seiner Familie entzweit hatten. Marie von X. beklagte sich eines Tages bei ihren Eltern, daß der junge Lieutenant, der beim Diner bei ihr gefessen hatte, die unpassende Aeußerung an sie gerichtet hätte:

¹ Marandon de Montyel, zusammengefaßt nach Un cas de simulation (Ann. méd.-psych., 1879).

„Mein Fräulein, Sie haben eine entzückende Mutter, aber Sie gleichen ihr unglücklicherweise recht wenig.“ — Schon seit einiger Zeit ergoß sich ein Regen von anonymen Briefen in das Haus, man fand solche in allen Winkeln und es kamen welche mit der Post: die einen enthielten Liebeserklärungen an Frau von X., die anderen Beldibigungen und Drohungen gegen ihre Tochter. Frau von X. hatte im vorigen Jahre in Paris ähnliche empfangen, aber man hatte keinen Werth darauf gelegt. Bald kamen Briefe, die mit so durchsichtigen Anfangsbuchstaben (E. von der R.) unterzeichnet waren, daß Frau von X. ihren Gatten in Kenntniß setzte.

Gleichzeitig gelangte ein Brief mit derselben Schrift an einen anderen Offizier, der im Hause des Generals empfangen war, und suchte ihn, unter Vorgabe eines Verhältnisses zwischen ihm und der jungen Marie zu veranlassen, diese bloßzustellen, indem er ihrer Mutter ein in dem anonymen Brief enthalteneß Willet in Gestalt einer Liebeserklärung mit der Unterschrift Marie von X. einhändigte.

Der General selbst erhielt ein Schreiben, in dem man ihn in Kenntniß setzte, daß ein Anschlag gegen seine Ruhe angezettelt und seine Tochter von Entehrung bedroht sei. Deshalb wurde der Lieutenant von der R., der zu einer Soirée im X.'schen Hause erschienen war, vom General aufgefordert, nicht wieder dorthin zu kommen. Während dieser junge Mann aufs höchste überrascht nach einer Erklärung für den ihm von seinem Vorgesetzten zugefügten Schimpf suchte, war das X.'sche Haus am übernächsten Tage der Schauplatz des dramatischsten Ereignisses.

Um zwei Uhr morgens hört die Gouvernante der Marie von X. Klagen im Zimmer ihrer Herrin, eilt dahin und findet sie auf dem Fußboden ausgestreckt, das Hemd mit Blut besudelt, ein Taschentuch um den Hals zusammengeschürzt und einen Strick um die Taille. Die junge Marie erzählt, daß ein Mann den sie trotz eines Stückes Tuch, das ihm das Gesicht verhüllte, als den Lieutenant von der R. erkannt hat, nach Zerbrechen einer Scheibe durch das Fenster in ihr Zimmer eingedrungen sei, sie zu Boden geworfen und nach vergeblichen Versuchen, sie zu schänden, ihr Messerstücke an den geheimsten Theilen beigebracht hätte. Die erst am anderen Morgen in Kenntniß gesetzten Eltern halten den Ueberfall geheim; es ist anzumerken, daß Marie von X. zwei Tage nach ihren Verwundungen auf einem Balle tanzte; sie zeigte auch ihrer Mutter die verborgenen Wunden nicht, die sie ihrer Aussage nach erhalten hatte, und drei Monate später konnte ein gerichtlich beauftragter Arzt nur eine kaum sichtbare, drei Linien lange und eine Linie breite Narbe nachweisen.

Inzwischen erhält die Familie von X. fortwährend Briefe, die E. von der R. unterzeichnet sind, und in denen der Unterzeichner sich in den widerwärtigsten Ausdrücken seines Verbrechens rühmt. Marie kommt eines Tages aus ihrem Ankleidezimmer mit einem dort gefundenen anonymen

Brief voller Drohungen für die Ihrigen; sie verfällt in schreckliche, nervöse Krämpfe, hat Hallucinationen: „Mörder Mann! Das Papier! . . . man mordet meinen Vater und meine Mutter!“ schreit sie. Zwei Tage lang ist sie in einem so entseßlichen Zustande, daß man ihr die letzte Delung giebt.

Seitdem ist die Angelegenheit dem Gericht übergeben; der Lieutenant von der R., der sich inzwischen im Zweikampf mit Herrn von E. geschlagen hat, wird gefangen gesetzt, und trotzdem noch gelangen unbegreiflicherweise von ihm unterzeichnete Briefe an sein Opfer.

Der Bertheidiger des Angeklagten bemühte sich in einer Bertheidigung, die als ein Muster gerichtsarztlichen Scharfsinnes betrachtet werden kann, die Unwahrscheinlichkeiten, die Widersprüche und die thatsächlichen Unmöglichkeiten in der von dem Opfer gegebenen Erzählung von dem Attentat hervorzuheben.

Chair d'Est-Ange brachte die Frage auf ihr wirkliches Gebiet und erachtete mit einem zu jener Zeit, wo die Nervenpathologie noch so schlecht gekannt war, höchst bemerkenswerthen Vorauswissen, daß die anonymen Briefe das Werk der Marie von R. seien, und daß es kein Attentat gegeben hätte, außer in der Einbildung eines jungen Mädchens, das vielleicht hallucinirte, jedenfalls aber an einer zweifellos seltsamen, aber sicheren Neurose litten. Durch die Berichte der Doktoren Bailly, Recamier und Ollivier (von Angers) wurde festgestellt, daß Marie von R. an sehr ausgesprochenen Krampfbewegungen und an Krankheitszufällen litt, welche zugleich die Merkmale der Katalepsie und des Somnambulismus boten. Sie hatte jeden Tag mehrere zu bestimmter Stunde wiederkehrende Anfälle, die durch heftigen Kopfschmerz, seltsamste Gesichtszerrungen, unwillkürliche Bewegungen der Glieder und einen Zustand von völliger Empfindungslosigkeit des Gesichtes- und Geruchsinnes sich kennzeichneten; man konnte sie ungestraft Ammoniak einathmen lassen.

Die Geschworenen erklärten Herrn von der R. für schuldig des Mord- und Mordversuchs und absichtlicher Verwundungen unter Zulassung mildernder Umstände; der Gerichtshof verurtheilte diesen Unglücklichen zu 10 Jahren Gefängniß, der seine Strafe ganz in Clairvaux durchmachte und infolge einer so harten Prüfung beinahe den Verstand verlor.

Herr von der R. wurde endlich 1849 auf den günstigen Bericht des Siegelbewahrers Odilon Barrot rehabilitirt, welcher der Anwalt seine Gegenpartei gewesen war.¹

¹ Legrand du Saulle, Les Hystériques, a. a. O. S. 410 ff.

IV.

Verbrecher.

Die gefährlichen Triebe sind häufig im ausgesprochenen Irresein und treiben die Geisteskranken zur Vollführung der größten Missethaten. Die Melancholischen mit Verfolgungswahn tödten aus Rache oder um ihr Opfer als Mittel zum Emporkommen zu benutzen; die Alkoholdeliranten tödten aus Furcht, unter dem Einfluß erschreckender Sinnestäuschungen; tobsüchtige Epileptiker morden rein automatisch, gleich einer von fremder Hand gelenkten Zerstörungsmaschine. Wir haben uns nicht mit der Untersuchung dieser Vorgänge zu befassen, deren krankhafte Natur zweifellos und von Allen anerkannt ist und in den irrenärztlichen Abhandlungen behandelt wird.

Von der anderen Seite haben wir in einem früheren Abschnitt die bewußten Triebe bei klaren Belasteten erforscht und festgestellt, daß diese Individuen der Unwiderstehlichkeit ihrer fixen Ideen erst erliegen und irgend welche gefährliche Handlungen begehen, nachdem sie mit aller Kraft gegen das sie verfolgende Verhängniß gekämpft haben und indem sie die meiste Zeit Kummer oder Verzweiflung äußern.

Es giebt aber noch eine dritte Kategorie von Triebmenschen, die nicht mit den vorigen zusammengeworfen werden darf. Sie ennzeichnet sich durch eine mehr oder weniger erhebliche Abstumpfung oder ein völliges Fehlen der Moral zugleich mit Abwesenheit jedes Wahnes und Unversehrtheit des Verstandes, der übrigens mehr oder weniger entwickelt sein kann.

Es werden von Zeit zu Zeit Verbrechen begangen, welche durch ihre seltsamen und ungeheuerlichen Begleitumstände das Menschenherz in starres Erstaunen versetzen. Ein Beweggrund ist nicht vorhanden oder er ist so nichtig, daß man darin keine genügende Erklärung zu finden vermag; einen Zweck entdeckt man auch nicht; das Verbrechen ist um des Verbrechens willen geschehen, aus Instinkt, aus dem Bedürfniß, aus einer Art natür-

lichen Verlangens, dessen Macht durch keine entgegengesetzte Kraft aufgewogen wird.

Die psychologische Erforschung dieser Art von Verbrechern zeigt, daß sie an wahren, moralischem Schwachsinne leiden. Wenn man von der persönlichen Untersuchung zur Untersuchung der Erblichkeitsverhältnisse übergeht, so findet man bei diesen Menschen die schwersten psychopathischen Belastungen; sie gehören Familien an, wo Irresein, Epilepsie, Unfittlichkeit, Ausschweifung und Idiotie sich vereinigt finden. Wie kann man noch an dem bedeutenden Antheil zweifeln, welchen krankhafte Vorgänge bei der Verübung gewisser Mttentate ausmachen, wenn man von kleinen Kindern, die Gutes und Böses noch nicht kennen, erschreckende Verderbtheit beweisen und aus sich selbst die schrecklichsten Verbrechen begehen sieht?

Man findet in den verschiedenen irren- und gerichtsarztlichen Sammlungen zahlreiche Beispiele von dieser angeborenen Neigung zu verbrecherischen Handlungen. Esquirol hat den Fall von einem jungen Mädchen erzählt, das seit dem sechsten Jahre das Verlangen äußerte, seine Stiefmutter und seinen kleinen Bruder zu tödten. Man bedrohte es mit den härtesten Züchtigungen. „Das wird nicht hindern,“ sagte es, „daß meine Mutter und mein kleiner Bruder sterben und ich sie tödte“.

Augustine D., 12^{1/2} Jahr alt, Kindermädchen, ersticht nacheinander mit zwanzigtägigem Zwischenraum die beiden kleinen Unglücklichen, die sie zu bewachen hatte, weil sie „in die Suppe sabbelten und sie durch ihr Geschrei ärgerten“.

Der Vater Augustines ist ein Säufer, und eine ihrer Schwestern übte mit 16 Jahren schon das Handwerk der Dirne aus. Sie selbst hat lasterhafte Gewohnheiten, an denen sie die Kinder theilnehmen ließ, die sie zu hüten hatte.¹

Im Jahre 1869 ermordete ein neunjähriges Knabe mit Knüttelschlägen in der Nähe von Salzburg ein vierjähriges Kind und kam während eines Monats von Zeit zu Zeit um die Leiche zu besuchen, die nicht entdeckt worden war, stürzte sich wild darauf, verstückelte sie und verstreute die Stücke.

¹ Ann. méd.-psych., 1878.

Der Letztere hatte aus reiner Mordlust getödtet, Augustine D., weil die Kinder sie ärgerten und weil sie beim Anblick eines Jägers, der ein Rebhuhn todt machte, dachte, sie wollte dasselbe thun; das kleine Mädchen Esquirols, weil es seine Stiefmutter nicht liebte und seine Großeltern seinen Tod hatte wünschen hören.“¹

Aus solchen Gründen tödten die Kinder! Wir verweilen jedoch nicht bei diesem Gegenstande, der Ausführungen verlangen würde, die außer Verhältniß zum Rahmen dieser Arbeit stehen. Es mag uns genügen, darauf hinzuweisen, daß man nur durch vertiefte Forschung es dahin bringt, den Trieb infolge sittlichen Schwachsinns zu erkennen, und daß man bei jugendlichen Verbrechern stets sorgfältig nach möglichen Spuren einer Krampfneurose suchen muß, die, wie die Hysterie und besonders die Epilepsie, das Aussehen der Dinge vollkommen ändern und die festen bekannten Größen der Krankheitskunde an die Stelle der schwankenden und streitigen Abschätzungen der reinen Psychiatrie setzen.

Ebenso muß man vorgehen, wenn man Verbrechen gegenübersteht, die von Erwachsenen unter dem anscheinend ausschließlichen Einfluß einer Verkehrung des sittlichen Gefühls begangen sind. Gewöhnlich findet man außer der erblichen Anlage bei ihnen eine der Formen der geistigen Gleichgewichtsstörung der Entarteten.

Im Alter von 30 Jahren wird Marie Jeanneret,² die besondere Anlagen für die Medizin zu besitzen glaubte, nach einer gewissen Probezeit Krankenwärterin in einer Wärterinschule zu Lausanne. Man bemerkt bald, daß alle Personen, die ihr durch die Hände gehen, alsbald eigenthümliche Symptome bekommen. Sie hatten gleichsam gelähmte Augen und Lider mit Magenschmerzen, nervöse Anfälle und tobjüchtige Delirien; bald achten sie mit großen entsezten Augen, bald wurden sie von unstillbarem Erbrechen befallen. Fünf Kranke starben nacheinander in demselben Hause, unter den gleichen seltsamen Umständen; dann vier weitere in anderen Familien.

¹ Ann. méd.-psych., 1869.

² Chatelain, Considérations médico-légales sur l'état mental de Marie Jeanneret, convaincue d'avoir commis neuf empoisonnements (Ann. méd.-psych., 1869).

Das Mädchen Jeanneret hatte stets Flaschen mit Arzneien bei sich, sowohl für ihren persönlichen Gebrauch, wie für die Kranken, die sie besorgte und die sie mit Giften stopfte (Atropin, Morphinum, Brechweinstein); sie verfolgte neugierig die hervorgerufenen Erscheinungen, prüfte die Pupillen der Opfer und verklärte den Gang der Krankheit und die verhängnißvolle Entwicklung einige Zeit zuvor. Sie jagte sogar den Tod von Leuten, die sie zu ihren furchtbaren Versuchen erwählt hatte, voraus, wenn sie noch gesund waren. Mehrere andere Personen, die von ihr Arznei erhalten hatten, entgingen wunderbarerweise dem Tode. Es ist mehr als wahrscheinlich, sagt Dr. Châtelain, daß ihre verhängnißvolle Thätigkeit sich nicht auf die neun Fälle beschränkt hat; in Genf allein sprach man von acht bis zehn anderen, unter ihren Händen gestorbenen Personen. „Wir selbst haben einen in Bevey wohnhaften, in Prêfargier aufgenommenen Kranken mit damals unerklärlichen nervösen Erscheinungen aufgenommen; später haben wir dann erfahren, daß die Angeklagte vor der Aufnahme in die Anstalt keine Wärterin war und daß zu jener Zeit die ganze Familie krank gewesen war.“

Ueber alle durch das Verfahren gesammelten Fälle ist die Jeanneret mehrmals durch den Untersuchungsrichter befragt worden. Sie hat zugegeben, heimlich Morphinum und Atropin verabreicht zu haben. Man weiß, daß sie sich diese Stoffe bei den Ärzten verschaffte, indem sie verschiedene Leiden, besonders der Augen vorzüglichte, und bei den Apothekern, indem sie theils alte Verordnungen vorlegte, bald Flaschen, deren Aufschrift besagte, daß der vorige Inhalt eine Atropinlösung gewesen sei. Sie hat zugegeben, daß sie den sechs verstorbenen Kranken, die sie zu pflegen gehabt hatte und deren Ermordung ihr zur Last gelegt wird, verstoßen Atropin verabreicht habe, und daß sie es ebenso mit drei Personen gemacht habe, die nicht gestorben sind und den Gegenstand von drei weiteren Anklagepunkten bilden. Nur behauptet sie, bei allen diesen Fällen keine verbrecherische Absicht gehabt und nur dem Verlangen nachgegeben zu haben, medizinische Erfahrungen zu machen oder den Kranken Ruhe zu verschaffen, bei denen die Arzneien der Ärzte Reizwirkungen erzeugten.

Verschiedene mit der Untersuchung ihrer Geistesfähigkeiten beauftragte Ärzte erklärten, daß sie an Hysterie leide, daß sie aber keine geistige Anomalie bei ihr hätten entdecken können. Wir lassen einige Einzelheiten über die Vorgeschichte dieser eigenthümlichen Verbrecherin folgen, die zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt wurde, da die Geschworenen mildernde Umstände zugelassen hatten.

Marie Jeanneret ist 1836 geboren. Sie war von frühem Alter ab verwaist und die Entwicklung ihrer Kindheit wurde durch ein Nervenfieber verzögert, von dem sie sich sehr langsam erholte. Von da ab war sie etwas zurückgeblieben. Sie hat stets einen sonderbaren und

schwer zu leitenden Charakter gehabt und ein bewegtes und unzusammenhängendes Leben geführt. Sie war in ihren Neigungen unbeständig, ermangelte des Urtheils, hatte einen eigensinnigen Willen, ein Bedürfniß nach lebhaften Erregungen und eine Anlage zur Intrigue und zur Lüge. Sie litt an nervösen Zuständen, die unglücklicherweise von Niemand genau beschrieben sind. Sie empfand auch seltsame Triebe, wie z. B. „heimlich den Inhalt eines Nachtgeschirrs in die Suppe zu gießen“. In einer bestimmten Zeit ihres Lebens versank sie in Hypochondrie und ließ sich von Ärzten aller Art behandeln. Sie liebte die schmerzhaften Behandlungen und verlangte ohne Grund Aetzungen mit dem Glüheisen; sie tröpfelte sich drei Jahre lang Atropin in die Augen und beanspruchte dann Behandlung wegen der Sehstörungen, die sie empfand, und wegen der Vergiftungserscheinungen, die sich auf die Dauer zeigten, ohne daß sie deren Grund zugeben wollte.

Eine ihrer Urgroßmütter war während ihrer Schwangerschaften vollkommen irre; ihre Mutter war sehr nervös; eine ihrer Großtanten war hypochondrisch und nahm sich selbst das Leben; deren Tochter hatte dasselbe Nervenleiden und man mußte sie im Auge behalten. Ihr Großvater von Mutterseite ist plötzlich unter geheimnißvollen Umständen gestorben und hat sich wahrscheinlich selbst entleibt, denn er war sehr hypochondrisch. Ein anderer naßer Verwandter endlich ist Hypochonder und Melancholiker.

Diese persönlichen und erblichen Vorereignisse erklären uns jetzt die Persönlichkeit und ihre Handlungen. Marie Jeanneret ist eine erblich Belastete und Hysterische, die bei fast völliger geistiger Klarheit die befremdendsten Abweichungen des sittlichen Gefühls darbietet.

Der erste Umstand, der bei den neun Vergiftungsfällen überrascht, ist das Fehlen jedes Beweggrundes, wie Dr. Chatelet hervorhebt, der diesen Fall von so mächtigem Interesse wohl erforscht hat. Sie hat keinen Zweck dabei, sie hat weder einer Rache zu genügen, noch einer Vortheilstriebfeder zu folgen: sie tödtet, um zu tödten. Geschlecht, Alter, Stellung und Gesundheitszustand des Opfers machen ihr nichts aus: sie wird unwillkürlich getrieben, es zu Grunde zu richten, und nichts hält sie zurück, nicht einmal die Bande des Blutes und der Freundschaft. Noch obenein lassen die entsetzlichen Massenopfer sie unempfindlich. Sie verschaffen ihr weder Genuß noch Erregung, Bedauern oder Gewissensbisse. Aus guter Quelle geschöpfte Nachforschungen

zeigen, wie sie mit vollkommener Unbefangtheit neben den Leichen ihrer Opfer wacht, ihnen die letzten Pflichten erfüllt, sie mit ihren Händen ins Leichentuch hüllt und ihnen zur Erinnerung Haare abschneidet. Handelt so ein Verbrecher?

Wenn in einem Falle wie dem der Jeanneret die Gemüths-entartung deutlich von krankhaftem Ursprunge ist, so ist das doch nicht immer so, und es kommt häufig vor, daß geistig krankhafte Eigenthümlichkeiten des Urhebers eines widerrärtigen und unerklärlichen Verbrechens für dieses keine genügende Erklärung geben.

Wenn es eine abscheuliche Frevelthat giebt, so ist es die, daß eine Mutter ihrem Kinde den Tod giebt, nicht den schnellen Tod, der einem unwiderstehlichen, bewußten oder nicht bewußten Triebe folgt und durch die Umstände selbst seinen krankhaften Ursprung verräth, sondern den langsamen Tod, den stückweisen Tod, der allmählich durch Roheiten und Gewaltthatigkeiten, durch ein geschickt eingerichtetes System von Mißhandlungen herbeigeführt wird und dem ein langer, schmerzhafter Todeskampf vorausgeht.

In der Nacht von 21. zum 22. Januar 18.. starb der 4 $\frac{1}{2}$ -jährige Alexander Wilmont an den Mißhandlungen, die ihn seine Mutter seit sechs Monaten erdulden ließ. Jeden Tag schlug seine Mutter ihn, bald mit einem Stode, bald mit einer Klopspeitsche, bald mit dem Knieriemens seines Vaters. Das Kind war dahin gekommen, daß es auf die Frage seiner Mutter, ob es genug habe, antwortete: „Ja, Mama“, und sich bei ihr bedankte. Es wurde fast beständig eingeschlossen und allein gelassen, wenn die Eltern ihre Wohnung verließen, selbst auf lange Stunden; und wenn es sich unter diesen Umständen beschmuzte, so tauchte die Mutter es mitten im Winter in kaltes Wasser und reinigte es mit einer Queckenbürste. Sie steckte ihm sogar eines Tages Roth in den Mund und fragte ihn, ob ihm das gut schmeckte. Die Leiche des Kindes war mit Kontusionen bedeckt. Es wurde von Dr. Danner untersucht, der mehr als hundert Wunden gezählt hat; eine Rippe war gebrochen; an einer Behe ließ ein Geschwür den Knochen entblößt sehen, und trotz dieser schmerzhaften Wunde schrieb die Mutter dem Kinde jeden Sonntag einen mehrstündigen Marsch vor. Schließlich war der Tod, den soviel Leiden nothwendig in kurzer Frist herbeiführen mußten, durch eine Kongestion veranlaßt worden, die infolge eines Stodschlages auf den Kopf entstanden war.

Die Mutter, welche so ihren einzigen Sohn durch eine grausame

sechsmonatliche Marter ermordet hat, hatte keinen ernsthaften Beweggrund für diese That, sie hatte aber seit ihren Entwicklungsjahren Zeichen einer tiefen Verkehrung der Gemüthsempfindungen dargeboten. Sie war als Waise liebevoll von ihrer Großmutter erzogen und fand in dem Grade Gefallen daran sie zu quälen, daß man sie in der Heimath beschuldigte, ihr Leben durch ihre Lauen und ihre Roheit verkürzt zu haben. In der Ehe hat sie ihren Mann gequält, der mehrmals flüchten mußte, und kaum 26 Jahre alt, mordet sie ihr Kind unter den bekannten Verhältnissen. Frau Bilmont wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

Sicherlich dürfte eine derartige Mutter nicht als eine gewöhnliche Verbrecherin behandelt werden. War sie krank? Die vorstehenden Angaben genügen bei weitem nicht, ein solches Urtheil zu fällen.

Jedenfalls kann man ohne Furcht, sich zu täuschen, sagen, daß sie buchstäblich ein Ungeheuer, ein unvollkommenes, vollständig der moralischen Empfindung bares Wesen war.

Aber wo ist denn die Grenzlinie zwischen Verbrechen und Irresein? Und zeigen derartige Fälle nicht deutlich, daß sie nicht existirt?

Viel häufiger sieht man das Gegenspiel des widerwärtigen Verbrechens, mit dem wir uns eben beschäftigt haben, und die mitgetheilten Beobachtungen veranlassen zu denselben Betrachtungen.

War die Tochter, deren Geschichte Bourdin folgendermaßen erzählt hat und die ihre Mutter langsam zu Tode gemartert hat, eine Verbrecherin oder eine Irre?

Eine Frau, Schwester eines Idioten und Mutter einer Hysterischen, die selbst eine Erschwerung der Sprache hatte, indes ohne aphasisch oder paralytisch zu sein, hatte ihre Mutter, eine hochachtbare Greisin, bei sich. Der jüngst erfolgte Tod des Gatten hatte die überlebende Ehefrau in den freien Besitz ihres Theiles des gemeinsamen Eigenthums, vermehrt mit Spenden, die sie der Schwäche des Mannes entrißen hatte, gebracht. Jetzt handelte es sich darum, zu genießen. Die bösen Zungen des Städtchens behaupteten, daß die Mutter Paris nicht wiedersehen würde. Dann sah man eine Reihe von seltsamen Scenen sich abspielen. Die Mutter wurde gleichsam eingesperrt. Man erlaubte ihr fast keinen Verkehr mit der Familie und noch weniger mit Fremden. Man ließ die alte Mutter ganze Tage lang völlig im Dunkeln oder zündete wohl Lampen an, die nach-

mittags, wenn die schöne Sonne des Sommers unter den Horizont hinabstieg, ausgelöscht wurden. Mit Tagesanbruch setzte man eine reichliche Mahlzeit vor und um die Abenddämmerung brachte man eine Tasse Milch-caffee. Der Bedienung war verboten, der Gefangenen den Wochentag oder das Monatsdatum mitzutheilen. Man suchte die arme Alte in jeder Weise in Verwirrung zu bringen, um ihr Worte zu entlocken, die dem Stand der Dinge widersprachen und zu dem Zwecke geeignet waren, sie als Blödsinnige gelten zu lassen. Die Mutter widerstand. In Gegenwart Fremder und wenn sie frei sprechen konnte, drückte sie sich richtig und ohne Verstöße gegen die Regeln des gesunden Menschenverstandes aus. Wenn die Tochter erschien, schwieg die Mutter. Zuweilen blieben Mutter und Tochter allein zusammen. Die Thüren waren wohlverschlossen. Neugierige Ohren hörten ersticktes Geschrei der Greisin, und am anderen Tage fanden die Diener ihren Körper mit blauen Flecken bedeckt. Wenn die Thaten der Tochter schlecht waren, so waren ihre Worte sanft und honigsüß. Wenn man Nachrichten von der im Bett zurückgehaltenen Mutter verlangte, rieb sich die Tochter die Augen, als wolle sie eine nicht vorhandene Thräne trocknen, seufzte und ließ dem Ausdrucke lebhaften Schmerzes freien Lauf. Was geschah angesichts dieser scheinheiligen Kundgebungen? Hat die Mutter stets die nothwendige und geeignete Nahrung bekommen? Hat sie entgegen den ärztlichen Vorschriften Abführmittel erhalten? Das sind lauter Fragen, die keine Antwort erhalten haben. — Schließlich hat die Mutter Paris nicht wiedergesehen. Sie ist mit Pracht bestattet und unter einer vornehmen Grabplatte beigesetzt.¹

Diese Beobachtung entfernt uns noch um eine Stufe vom Irresein, um uns dem Verbrechen zu nähern, denn die Person hatte einen Beweggrund, dessen Macht unglücklicherweise für Viele sehr stark ist: den Vortheil. Aber der Vortheil erklärt weder die Grausamkeiten noch die Martern, die dem Opfer beigebracht sind. Diese entspringen einer durch die krankhafte Vererbung offensichtlich vorbereiteten sittlichen Verderbtheit und scheinen sich wenigstens in dieser Beziehung dem Gebiete des Verbrechens zu entziehen, um sich dem der Pathologie zu nähern.

¹ Bericht der med.-psychol. Gesellsch. vom 28. Jan. 1878 (Ann. méd.-psych., 1878).

Achter Abschnitt.

Geschlechtlich Abnorme.

I.

Abweichungen des Geschlechtstriebes.

Wir haben bei den erblich Belasteten das häufige Vorkommen von Abweichungen in der Gestaltung der Geschlechtsorgane angedeutet; die Abweichungen, Verirrungen und Verfehrungen des Geschlechtstriebes und der Geschlechtsverrichtungen sind bei denselben nicht weniger häufig und machen einen der interessantesten Abschnitte der krankhaften Seelenlehre aus.

Eine häufige Abweichung ist die vorzeitige geschlechtliche Erregung. Man findet bei den Schriftstellern zahlreiche Beispiele davon.

Parent-Duchatel et erzählt die Geschichte eines vierjährigen Mädchens, dessen naiver Eynismus und dessen liederliche Gewohnheiten Die, welche mit ihm in Berührung kamen, in starres Staunen versetzten. Marc führt ein achtjähriges Kind an, das von Geschlechtswuth befallen war. Zambaco verdankt man eine Mittheilung über zwei kleine Mädchen von unerhörter Verderbtheit. La fègue hat Kinder im Alter von 2 Jahren und sogar von 18 Monaten lasterhafte Gewohnheiten annehmen sehen.

Magnan berichtet die Geschichte eines siebenjährigen Mädchens, das von einer nerbenkranken Mutter und einem alkoholischen Vater stammte und keine andere Vorliebe hatte, als feinen

bösen Trieben zu genügen und das, um zu seinem Ziele zu gelangen, die scharffinnigsten Vorkehrungen bereitelte.

In allen diesen Fällen handelt es sich nicht um erworbene lasterhafte Gewohnheiten, sondern um eine selbständige Erregung des Geschlechtscentrums im Rückenmarke, die durch eine Art Reflex die organischen Kunstgriffe hervorrief. Wie Lasègue scharffinnig beobachtet hat, ist das dieser Gewohnheit sich ergebende Kind nicht wie die Anderen: „Es ist weniger klug, faßt weniger schnell auf, macht wenige Fortschritte beim Lernen, sein Gedächtniß ist unzuverlässig, seine Sinnesart sonderbar, kurz, es fehlt irgend etwas an seiner Gehirnentwicklung.“¹ Dieser instinktmäßige Drang kommt nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen vor, wie gewisse Beobachtungen und insbesondere die folgende beweisen:²

Eine geistig abnorme Greisin von 72 Jahren litt seit ihrer frühesten Jugend an nervösen Störungen und an Trieben verschiedener Art. Ich bemerkte bei ihr gewisse sonderbare, gleichsam krampfartige Bewegungen der mittleren Körpergegend und der Beine und fragte sie nach deren Grund. Sie antwortete: „Seit dem Alter von 4 oder 5 Jahren — ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, denn Niemand hat es mich gelehrt — habe ich so die Gewohnheit dieser Bewegungen angenommen, die mir ein sehr lebhaftes und sehr eigenartiges Lustgefühl erregten. Seit dieser Zeit habe ich trotz der Beschämung, die mir die Sache einflößt, mich niemals völlig dessen entwöhnen können.“

Eine zweite Gruppe umfaßt gewisse Individuen, bei denen die Geschlechtslust von selbst ohne jede äußere Anregung auftritt.

Eine klare Belastete, die ich wegen eines allgemeinen Nervenleidens behandelt habe, das gelegentlich des Aufhörens der Regeln hinzugetreten war, wurde mehrmals täglich von Ausblähung des Bauches und entzündungs-ähnlichen Schmerzen befallen, denen unvermittelt Krämpfe folgten, die sie in Verwirrung versetzten und ihr trostlose Zweifel einflößten.³

Magnan⁴ führt den Fall einer 35 jährigen Dame an, einer Musikerin von Ruf, die an Magenkrämpfen litt, neuropathisch

¹ Lasègue, Etudes médicales, t. II. Paris 1884.

² Cullerre, Nervosisme et névroses. Paris 1887.

³ Eigene Beobachtung.

⁴ Ann. méd.-psych., 1885.

und belastet war. Seit 12 Jahren war sie in Zwischenräumen krankhaften Erregungszuständen ausgesetzt, die nur sehr schwer kalten Abwaschungen wichen.

Derselbe Autor giebt noch die folgende Mittheilung: Es handelt sich um einen nervös Belasteten von 55 Jahren, den ich mit Bouchard zu sehen Gelegenheit hatte; dieser taube Kranke, auch Sohn eines Tauben, hat einen Bruder und eine Schwester, die beide harthörig und melancholisch irre sind. Er wird seit mehreren Jahren von einem Priapismus geplagt, der ihn zwingt, einen Theil der Nacht außer Bett zu verbringen. Er empfindet beständig ein Hitzegefühl in den Lenden und im Gliede. Nach einem kurzen Schlaf wird er durch eine schmerzhaftere Erektion erweckt, die ihn zwingt aufzustehen und die zuweilen Waschungen und Lavements mit kaltem Wasser widersteht. Er bleibt auf, jammert, geht im Zimmer umher; wenn dann das Glied weniger strobend ist, richtet er sich auf einem Rohrstuhl ein, die Beine mit einem Polster erhöht, und kann so manchmal einige Stunden Ruhe genießen.

Der geschlechtliche Verkehr, ob selten oder häufig, hat keinen Einfluß auf diesen, auch von jedem sittlichen Vorgange unabhängigen Zustand.

In einer letzten Gruppe endlich finden Diejenigen Platz, die eine beständige Uebertriebenheit der geschlechtlichen Gelüste darbieten.

Eine Bäuerin, deren von Marc¹ angeführte Krankengeschichte von Albert stammt, hatte von Jugend auf ein übertriebenes geschlechtliches Verlangen empfunden, daß sie zu einem außerordentlichen Mißbrauch heimlicher Ausübungen geführt hatte. Sie war allmählich in tiefe Geisteschwäche verjunken und in das Krankenhaus St. Louis gebracht worden. In ihrem zügellosen Wahn bot sie das beständige Uergerniß einer Art von automatischer Bewegung, die sie trotz der heftigen an sie gerichteten Vorwürfe nicht zu unterdrücken vermochte. Eine andere Erscheinung erregte dann unsere Aufmerksamkeit; ihre oberen Glieder, wie die Arme, der Kopf und die Brust boten einen Zustand von bemitleidenswerther Magerkeit dar; aber die Hüften, der Unterleib, die Schenkel und die Beine waren von beträchtlicher Fülle. Besondere Verwunderung verursachte uns bei diesem ohnehin eigenartigen Falle, daß das Gefühlsvermögen überspannt und gewissermaßen in das Innere der Gebärmutter konzentriert war, so daß das bloße Erblicken eines Mannes genügte, um in ihr einen Wollustkrampf

¹ C. H. Marc, De la folie considérée dans ses rapports avec les questions médico-judiciaires.

der Geschlechtstheile anzuregen; alle Eindrücke, die sie erfuhr, tönten in diesen Organen wieder; sobald die Hand einer nicht ihrem Geschlechte angehörenden Person in die ihrige gelegt wurde, hatte sie die Empfindung davon in der Scheide. Später genügte der Anblick der sie umgebenden Zöglinge, ja die einfache Untersuchung ihres Pulses, um den Wollustkrampf herbeizuführen.

Dies gesteigerte Verlangen kann mit vollkommen klarem Verstande zusammentreffen, der aber zuweilen durch die Erscheinung der Unwiderstehlichkeit so sehr verderbt ist, daß Die, welche es empfinden, nicht zögern, ihre Ehre, ihre Familie und ihre gesellschaftliche Stellung aufs Spiel zu setzen, um ihre Begierden zu befriedigen.

Man verdankt Trélat¹ folgende merkwürdige Beobachtung:

Es handelt sich um eine Frau von gewöhnlicher Größe, aber von starker Leibesbeschaffenheit, mit sehr angenehmem Gesichtsausdruck, viel Höflichkeit im Benehmen und großer Zurückhaltung im Auftreten. Gefragt, beantwortet sie alle Fragen vollständig, macht sich aus Werk und arbeitet trotz ihre 67 Jahre ebenso thätig wie vollkommen. Vier Jahre hindurch kein unanständiges Wort, keine Gebärde, kein Augenblick der Erregung, kein Zeichen der Kraftlosigkeit; sie ist vollkommen, so lange sie eingesperrt ist, aber durchaus unfähig, ihre Freiheit zu gebrauchen. Ihr Leben lang, seit ihrer Jugend, hat sie die Männer gesucht; als junges Mädchen forderte sie sie heraus.

Von gelehrigstem, liebenswürdigstem und fröhlichstem Charakter, errotzend, wenn man das Wort an sie richtete, stets die Augen niederschlagend, wenn sie sich in Gesellschaft mehrerer Personen befand, war sie plötzlich umgewandelt, sobald sie sich mit einem Manne allein befand, hob ihre Röthe auf und fiel ihn mit wilder Kraft an. Ihre Eltern verheiratheten sie in der Hoffnung, ihren Ausschweifungen ein Ziel zu setzen. Die Ehe wurde für sie nur ein Anstoß mehr; sie liebte ihren Gatten rasend, aber sie liebte jeden Mann ebenso rasend, mit dem sie allein sein konnte. Obwohl Großmutter geworden, setzte sie dieselbe Lebensart fort. Eines Tages lockte sie einen 12jährigen Knaben in ihr Haus, aber als sie ihn unanständig befühlen wollte, ergriff das Kind die Flucht und erzählte alles seinem Bruder, der in das von dem Kläger bezeichnete Haus ging und die Frau über die Maßen prügelte. Während dieses Auftrittes kam noch der Schwiegerohn und stellte sich, ohne daß man die Zeit hatte, ihm etwas zu sagen, auf die Seite dessen, der seine Schwiegermutter auspeitschte.

¹ Zusammengefaßt von Ball, Encéphale, 1887, und La folie érotique. Paris 1888, p. 69. (Petite bibliothèque médicale.)

Das Alter hat das sie verzehrende Feuer nicht gedämpft; je mehr Ausschweifungen sie beging, um so mehr Glanz, Fülle und Frische besaß sie.

Sie war Wittve, und die Kinder hatten sie außerhalb der Thore verwiesen, wo sie ihr eine Rente auszahlten. Als sie alt geworden war, mußte sie die Huldigungen, die sie sich erweisen ließ, bezahlen, und da die kleine Pension, die sie empfing, zu diesem Behufe nicht ausreichte, arbeitete sie mit unermüdblichem Eifer, um sich eine größere Zahl von Anbetern spendiren zu können.

Nach 4jährigem Aufenthalte in der Salpêtrière starb sie an einer Gehirnblutung.

Dieselbe geschlechtliche Erregung findet sich bei Männern.

Ein Greis,¹ der als Irreer starb und dessen epileptischer Sohn ebenfalls mit außerordentlichem geschlechtlichen Verlangen begabt war, empfand den unwillkürlichen Drang nach mehrmals täglichem Geschlechtsverkehr. Es kam vor, daß er, selbst wenn Tischgäste bei ihm waren, seine Frau mitten von der Mahlzeit wegführte, um sich dem Beischlaf hinzugeben. Er war reich und Besitzer einer großen Herrschaft und hatte auf seinen Pachtgütern Liebestationen errichtet, indem er aus seinen Pächterinnen ebenso viele Geliebte machte, die sich willig zu allen seinen Verlangen hergaben. Gegen Ende seines Lebens wurde er von akuter Manie mit unanständigen Delirien und Onaniewuth befallen und starb schnell.

Einer von unseren Kranken, ein erblich Belasteter mit periodischen Geistesstörungen, hat mehrmals eine wahre Geschlechts- wuth kundgegeben. Ein Polizeibeamter, der mit einer Nach- forschung über seinen Geisteszustand beauftragt war, schrieb im Superlativstil: „Der Unglückliche läßt seiner armen Frau, die vollständig erschöpft ist, weder Rast noch Ruhe. Es ist bei ihm keine Leidenschaft mehr, sondern Wuth. In der letzten Nacht hat er es unzähligmale mit ihr gemacht; heute Morgen hat er gedroht, sie umzubringen, weil sie seine Eintreibungen nicht mehr ertragen konnte.“ Der Mann ist noch immer geistig abnorm, hat aber keine Geschlechts- wuth mehr.

Diese offenkundig mit einem krankhaften Stempel versehenen Zustände dürfen nicht mit der Bierigkeit und Weilheit des Lasters verwechselt werden. Viele Opfer des übertriebenen Geschlechts- triebes beklagen ihre Schwäche, und erst wenn sie der Liebeswuth

¹ Eigene Beobachtung.

des Irreseins zur Beute geworden sind, zeigen sie sich als Mitschuldige ihres Triebes.

Im Gegensatz zur geschlechtlichen Uebererregung begegnet man Kälte und Unermögen. Man findet unter den erblich Entarteten häufig Leute, die völlig des geschlechtlichen Verlangens entbehren. Nach Degrand du Saulle ist dasselbe bei manchen „vernünftelnden Irren“, die eine anscheinend gute Konstitution, aber eine dünne, eunuchenähnliche Stimme haben, der Fall.

Er sagt: In Bicêtre ist ein gewisser D., geborener Pariser, 33 Jahre alt, ohne Beruf. Soldat gewesen, der in grader Linie von drei Generationen von Irren abstammt. 1. Seine Urgroßmutter von Mutterseite hat an Kindbettirresein gelitten und ist früh an unbestimmten Gehirnerscheinungen zu Grunde gegangen. 2. Seine Großmutter von Mutterseite, die stets als von äußerst sonderbarem Charakter galt, ist an Größenwahn in einer Irrenanstalt des Departements La Manche gestorben. Sie hielt sich für eine Königin. Der Mann dieser Frau (der mütterlichen Großmutter des D.) war melancholisch und von Verfolgungsideen, Betrugsfurcht und Todesangst, besessen. Er hat eine Kugel auf sich abgefeuert, nachdem er gewisse Verhaltensbefehle in einem letzten Briefe hinterlassen, sich eine leichte Wunde beigebracht und sein Lebenswohl an die Welt mit seinem Blute unterzeichnet hatte. 3. Seine Mutter litt an Verfolgungswahn mit Hallucinationen des Gehörs, des Geschmacks und des Geruchs, Vergiftungsfurcht und häufiger Nahrungsverweigerung und starb mit 35 Jahren in der Salpêtrière. Sie hatte fünf Kinder gehabt; drei starben in der Wiege; ein anderes, das sehr jung taub geworden war, war jähzornig, heftig, ungehorsam, lasterhaft und ist verschwunden. Das letzte endlich beschäftigt uns.

D. wird in einer kleinen Schule unterrichtet, mit 13 Jahren als Diensthote bei einem Weinhändler untergebracht, schon damals von der Furcht, geisteskrank zu werden, eingenommen, verläßt nach einigen Monaten seine Stellung und seinen Herrn, wird als Landstreichler verhaftet und seinem Vater zurückgebracht. Eines Tages versucht er nach einem Jornauftritt sich mit Blüdhölzern zu vergiften. Er war damals etwas über 14 Jahre alt. Er wird in Bicêtre untergebracht und bleibt dort 3 1/2 Jahr. Dann wird er in verschiedenen Geschäften angestellt, gefällt sich nirgendwo, ist zu nichts gut, läßt sich im 71. Linienregiment anwerben, wird wegen Ungehorsam vor's Kriegsgericht gestellt, zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt und nach Ablauf seiner Strafe in das 96. Linienregiment eingestellt. Dort wird er infolge von Spöttereien seiner übel berathenen Kameraden aufgereggt und reißt seine Uniform in Fetzen. Von neuem vor ein Kriegsgericht gestellt,

wird er auf Grund von Geistesstörung entlassen und in der Irrenanstalt zu Bourg untergebracht, wo er 8 Monate bleibt. Nach Paris zurückgekehrt, wegen Landstreichens verhaftet, in Bicêtre untergebracht, nach St. Alban übergeführt, entwischt er nach Verlauf von 4 Jahren und kommt zu Fuß vom Departement Lozère nach Paris, den ganzen Weg über bettelnd. Nach vielen Wandlungen wird er der Irrenanstalt Ville-Evrard zugewiesen, verweigert die Nahrung, wird einige Tage lang mit der Schlundröhre gefüttert, erlangt endlich seine Entlassung, nimmt sein Abenteuererleben wieder auf, läßt sich hier und da verhaften und kommt endlich wieder nach Bicêtre.

D. ist wenig intelligent, ruhig, klar, vernünftig, ein guter Arbeiter. Ihm fehlt Selbständigkeit, eigener Antrieb und Wille und er ist nicht imstande, sich zu lenken. Er zergliedert seine Lage mit schlagender Wichtigkeit und spricht niemals irre. Wenn ich ihm vorhalte, daß er die Besuche seines Vaters nicht empfangen will, antwortet er mir unveränderlich: Jener Mensch hat mein ganzes Unglück verschuldet, indem er ein Mädchen heirathete, das Tochter und Enkelin von Irren war; wenn er eine andere Ehe geschlossen hätte, wäre ich nicht in Bicêtre. Ich werde ihm niemals verzeihen, daß er mich mit einem so schlechten Gehirn hat geboren werden lassen, und will ihn nicht sehen. Sagen sie ihm, ich sei sein Opfer und er solle mich zufrieden lassen. Man ist hier gut gegen mich, und das genügt mir.“

D. ist stark, kräftig, von ziemlich guter Leibesbeschaffenheit, ein wenig fettreich. Er leidet seit dem 11. Jahre an rechtsseitigem Leistenbruch. Die Geschlechtstheile sind gut entwickelt und lassen dem Anscheine nach nichts Abnormes vermuthen. D. ermangelt indes jeglichen geschlechtlichen Verhaltens, hat keine Erektionen, ist keinen wollüstigen Träumen unterworfen und erfährt niemals Samenentleerungen im Schlafe. Er erzählt, daß er mit 17 oder 18 Jahren einigemal solche gehabt habe und daß das vollkommen vorbei sei. Er hat niemals den Umgang mit Weibern gesucht, weit entfernt. Als Soldat wurde er drei oder viermal von Kameraden in öffentliche Häuser mitgeschleppt, aber es geht aus allen seinen Aussagen deutlich hervor, daß er keinen normalen und vollständigen geschlechtlichen Verkehr gehabt hat. Die Onanie ist ihm unbekannt. D. ist impotent und unfruchtbar. Er vertritt, sich eingeschlossen, vier Generationen von Irren und ist Fortpflanzungsunfähig.¹

Ebenso wie es Leute giebt, die an einer periodischen Form der geschlechtlichen Erregtheit leiden, so giebt es Solche, die ohne impotent zu sein und ohne Dazutreten eines geistigen Beweg-

¹ Legrand du Saule, Ann. méd.-psych., 1876

grundes zu Zeiten von geschlechtlicher Kälte befallen werden. Dahin gehört der von Charcot und Magnan untersuchte Ausländer, der zu einer nervös belasteten Familie gehörte und zu gewissen Zeiten ohne vorgängige Anstrengungen und ohne berechenbare körperliche oder moralische Ursachen zu jedem geschlechtlichen Verkehr unfähig war. Er war darüber so bekümmert, daß er beschloffen hatte, sich das Leben zu nehmen. Einer seiner Brüder, der verheirathet und Vater von sechs Kindern war, erklärte durchaus in denselben Verhältnissen zu sein und jederzeit gezwungen gewesen zu sein, sich den Launen seiner Organe zu fügen.

II.

Verkehrungen der Geschlechtsempfindung.

Wir verweisen bezüglich der Beschreibung der geschlechtlichen Verkehrungen, die sich noch mehr bei den gewöhnlichen Wüstlingen als bei den erblich Belasteten finden, auf die Abhandlungen über gerichtliche Medizin. Wir beschränken uns hier auf die Untersuchung der Verkehrungen, welche deutlich in das krankhafte Gebiet gehören.

Unseres Erachtens sind die geschlechtlich Abnormen mit Zwangs- und Triebzuständen die interessantesten, und ihre Erforschung würde mit Recht in die den „Belasteten mit Bewußtsein“ gewidmeten Abschnitte fallen. Nur die Art ihrer Triebe hat uns veranlaßt, sie hierherzustellen.

Ein 29-jähriges Mädchen¹ aus Magnans Beobachtung empfand eine abnorme Neigung zu einem 2-jährigen Knaben.

Diese Kranke, deren Mutter hysterisch-epileptisch war und deren Vater melancholisch und infolge akuter Gehirnzufälle gestorben war, hat nach einander verschiedene von den geistig abnormen Zügen der Belasteten gehabt: Stehtrieb, Nabelsurcht, ängstliches Grübeln über die Vollenbung gewisser Handlungen oder das Vorhandensein gewisser Dinge, endlich noch die folgende geschlechtliche Anomalie.

¹ Ann. méd.-psych., 1885.

Seit 8 Jahren fühlt sie ein unwiderstehliches Bedürfnis zum Beischlaf mit einem ihrer kleinen Neffen. Dies 13jährige Kind ist der erste Gegenstand ihrer Gelüste gewesen; sein Anblick versetzte sie in einen außerordentlichen Erregungszustand, sie empfand Wohlustgefühle, die sie nicht zu unterdrücken vermochte. die von Seufzern, Neigungen des Kopfes, Abweichung der Augen, Gesichtsröthe und zuweilen von Scheidenkrämpfen und -Absonderungen begleitet waren; sie fühlte sich getrieben, ihn zu ergreifen und sich nahe zu bringen. Als er heranwuchs und der zweite Bruder geboren wurde, wurde dieser der Gegenstand ihrer krankhaften Lüsterheit, darauf endlich der dritte, der vierte und gegenwärtig ist es der Letztgeborene, jetzt 3jährige, von dem ihr Geist eingenommen ist.

Die Kranke ist ganz klar, sie ist untröstlich und schämt sich wegen dieser sonderbaren Gelüste; sie ist ruhig, arbeitet und beschäftigt sich den ganzen Tag, sie geht dann und wann aus und geht zu ihrer Familie, um gewissermaßen ihre Kräfte zu versuchen, aber der Anblick ihres Neffen erregt sie noch sehr; sie setzt sich weit von ihm zu Tisch, empfindet aber während der ganzen Dauer der Mahlzeit Krämpfe, Unbehaglichkeit im Magen, Zusammenschnürung im Schlunde, und der Kampf wird höchst peinlich. Sie hat diesem verkehrten Triebe nie nachgegeben, ihre Gelüste haben, ohne daß sie sich das erklären kann, stets nur ihre Neffen zum Gegenstand gehabt, und sie kann gleichgültig andere Knaben sehen; indessen vermeidet sie ihre Berührung.

Neben diese Fälle, deren Helden in vollem Bewußtsein der Seltsamkeit ihrer Neigung sie mit aller Macht bekämpfen, stellt man zweckmäßig die außergewöhnlichen, zuweilen blutschänderischen Leidenschaften, zu denen sich manche belastete und moralisch schwach sinnige Personen ohne Kampf hinreißen lassen.

Ein 15½jähriges, sehr kräftig gebautes, schon fettreiches, exaltirtes, extravagantes, albernes, verderbt's, aber nicht irre redendes Mädchen¹ macht beim Ausgang aus der Erziehungsanstalt auf dem Felde ihrem sehr geisteschwachen 17jährigen Bruder unsittliche Anträge und begeht mit ihm 2 Jahre lang die größten geschlechtlichen Ausschweifungen, bis der Tod den jungen Menschen entrafft und acht Tage darauf ein Versuch des Vatermordes das junge Mädchen in eine Irrenanstalt bringt.

Ferner eine 33jährige Frau, seit 10 Jahren verheirathet, kinderlos, etwas unanständig, eifersüchtig, romantisch, angeblich lebensüberdrüssig, wenig intelligent, mit excentrischen Toiletten ausgestattet, aufgereggt, von Trieben bewegt, unfähig, sich vernünftig mit irgend etwas zu beschäftigen, ihrem Manne Fallen stellend, ihn sogar ohrfeigend, nicht hysterisch, ohne

¹ Legrand du Saulle, Ann. méd.-psych., a. a. D.

jede Zurückhaltung in Reden und Handlungen, die ihr Fenster öffnet und sich gern mit nacktem Busen zeigt, niemals eigentlich irre redet und unaufhörlich ihren gesunden Verstand betont. Sie nimmt, nachdem Elsaß und Lothringen für Frankreich verloren, sofort ihren 18jährigen Bruder bei sich auf, überhäuft ihn mit unpassenden Liebesworten, verführt ihn und wird ihm die tyrannischste Geliebte, bis der junge Mann, von Ueberdruß erfüllt und von Anstrengung erschöpft, die Flucht ergreift und sich in einem Artillerieregiment anwerben läßt. Die Kranke, welche sich auf ihre blutschänderischen Verirrungen etwas einbildet, macht ihrem Gatten manches Mal die begeisterte Schilderung ihrer von ihr so genannten „Liebesnächte“, und es kommt schließlich zur Trennung der Ehe, auf untergeschobene Gründe hin.

Ferner noch eine 39jährige, noch hübsche Dame von unermeßlicher Geschwätzigkeit und krankhaftem Eynismus, die erklärt, daß sie einen einzigen 19jährigen Sohn von außerordentlicher Schönheit habe und daß sie, um ihn vor leichtsinnigen Versuchungen, den Lockungen des Lasters, vor ansteckenden Krankheiten und dem Gebrauch der Quecksilbermittel zu bewahren, seit mehreren Jahren kein anderes Mittel gefunden habe, als ihn selbst fortschreitend und mit der erforderlichen Vorsicht in alle geschlechtlichen Freuden einzuweihen. Sie erzählte, sie regle das wollüstige Feuer des Jünglings, sei hernach zu allen unzuchtigen Gefälligkeiten und zu allen Feinheiten der ausgelassensten Wollust herabgegangen, sie bete diesen „wahrhaftigen Apollo“ an, sie sei von seinen Leistungen schwanger und habe versucht, sich die Frucht abzutreiben, weil sie Wittwe sei, weil ihr Rauch stärker werde und sie fürchte, nicht mehr ebensoviel Reize in den Augen ihres Bettgenossen zu haben, der sie im Falle der Untreue unfehlbar zum Selbstmord treiben werde. Abgesehen von dieser entsetzlichen Enthüllung ist die unglückliche Frau gescheit, anmuthig, vornehm, in politischen, Börsen und Sportangelegenheiten sehr bewandert; sie hat von sich und ihrer „Aufopferung für ihren Sohn“ eine hohe Meinung, erklärt, sie wisse, was sie sage und thue, sie habe nie auch nur einen Augenblick die Vernunft verloren, streitet Schritt für Schritt gegen den Arzt, der ihr ihr Verbrechen mit der Kraft der Entrüstung vorhält und sie schließlich mit der ergriffenen Milde beklagt, welche die Feststellung des Irreseins eingiebt; dann weist sie stolz jeden Tadel und jede Verzeihung zurück, fordert die Medizin und die Gerechtigkeit heraus und erklärt, daß sie sich innerlich von Gott absozbirt fühle, der allein unfehlbar sei.

Zu den wichtigsten geschlechtlichen Verkehrungen muß man die Umkehrung des Geschlechtstriebes rechnen, die zuerst von Westphal beschrieben und dann von einer ganzen Anzahl von Autoren, darunter Charcot und Magnan, erforscht

worden ist. Diese Abweichung besteht darin, daß mit Hintanzetzung der Naturgesetze ein Geschlecht sich unwiderstehlich zu dem gleichnamigen Geschlecht hingezogen fühlt. Man hat sie bei einigen Frauen beschrieben: Westphal und Gock haben zwei junge Mädchen beobachtet, die sich von Jugend auf gern als Knaben kleideten und Knabenspiele spielten, neben anderen jungen Mädchen errötheten und das Verlangen empfanden, ihnen den Hof zu machen und Liebkosungen an sie auszutheilen. Ziemlich zahlreiche Beobachtungen dieser geistigen Verirrung haben Männer zum Gegenstand. Wie alle krankhaften Erscheinungen dieser Art kommt sie selten allein stehend vor und ist gewöhnlich nur der Ring einer Kette, die durch eine Reihe von geistigen und sittlichen Störungen gebildet wird, welche sich während des ganzen Lebens abrollt.

Vegrand du Saulle hat einen jungen Mann von 20 Jahren beobachtet, der bereits Licentiat der Wissenschaften, geistig sehr begabt, von kalter und düsterer Sinnesart und beschaulichen, menschenfeindlichen und haßhüchtigen Neigungen war. Er suchte gern die Einsamkeit auf, floh die Welt und bezugte eine auffallend heftige Abneigung gegen die Frau im allgemeinen und gegen alles, was weiblichen Ursprung, weibliche Einmischung oder Form verrathen konnte. Im Gegensatz dazu fühlt er sich zum Manne, sowie zu Abbildungen, Gemälden und Statuen männlicher Nacktheiten unbezwinglich hingezogen; er besaß anatomische Tafeln, die den Geschlechtsorganen des Mannes und dem Zubehör der Mannheit gewidmet waren, und suchte auf der Straße einen Theil des Gliedes jedes Mannes zu erspähen, der sich zum Uriniren hinstellte! Er wurde eines Tages auf dem Börsenplatze in einer bedeckten öffentlichen Bedürfnißanstalt festgenommen, als ein Greis und er in einigem Abstände voneinander sich gefällig ihre ganzen Geschlechtstheile zeigten. Der junge Mann war der Sohn einer hysterischen Mutter und litt an Vorhautverengung und leichter angeborener Kleinheit der Hoden.¹

Wir verdanken Charcot und Magnan² die höchst merkwürdige Beobachtung von einem Universitätsprofessor mit erblicher neuropathischer Belastung, der seit dem Alter von 6 Jahren von dem glühenden Verlangen besessen war, nackte Knaben oder Männer zu sehen. Das Gelüft war nicht schwer zu befriedigen, denn seine Eltern wohnten in der Nähe einer Kaserne,

¹ Vegrand du Saulle, Med.-psych. Gesellschaft, 27. März 1876.

² Arch. de neurol., 1882.

und die Soldaten genirten sich nicht, ihre Geschlechtstheile sehen zu lassen. Er ergab sich der Onanie und brauchte, um die Erektion hervorzurufen, sich nur das Bild nackter Männer wachzurufen. Das Alter änderte seine Gewohnheiten, aber nicht die Neigung seiner Einbildungskraft; schöne und starke Männer verursachen ihm stets lebhaftere Aufregung, eine schöne Statue erzielt bei ihm dieselbe Wirkung, der Apollo von Belvedere macht großen Eindruck auf ihn. Wenn er einem jungen, schönen Manne begegnet, fühlt er sich gedrängt, ihm zu gefallen und ihm Geschenke zu machen. Dit kommt ihm die plötzliche Vorstellung eines nackten Mannes nicht aus der Phantasie und hindert seine Arbeit. Die höchste Befriedigung seiner Sinnlichkeit ist stets nur der Anblick des nackten Mannes, besonders des männlichen Stiebes gewesen; er hat nie unsittliche oder widernatürliche Gelüste gehabt. Auch die schönsten Frauen haben niemals das geringste Verlangen in ihm erwecken lassen. Er verehrt die weibliche Kleidung, ist darin sehr sachverständig und würde sich gern als Frau kleiden. Er hat Samenverluste, die sowohl im Traum, wie während des Wachens stets durch die Vorstellung eines nackten Mannes hervorgerufen werden.

Der 30jährige Mann ist brünett, groß, gut gebaut, sehr klug und ist stets neuropathisch gewesen. In seiner Jugend war er grübelüchtig und namentlich von Stehtrieb besessen. Er leidet seit seinem 16. Jahre an hysterieähnlichen Nervenzufällen mit Bewußtseinsverlust.

Diese seltsame Abweichung des Geschlechtstriebes scheint häufiger zu sein, als man zunächst annehmen könnte. In einem uns angehörenden Falle fiel sie mit sodomistischen Trieben zusammen, deren der tadellos moralische Kranke sich schämte und worüber er in Verzweiflung war. Auch fügte er diesem Geständniß hinzu: „Zuweilen scheint es mir, als lese man diese widerwärtige Neigung auf meinem Gesichte, und das bringt mich auf schwarze Gedanken.“ In dem Verlangen geheilt zu werden, suchte der junge Mann systematisch den Umgang mit Frauen auf, obwohl er bei ihnen meist impotent war.

Außer dieser seltsamen Anomalie findet man bei den klaren geistig Abnormen sehr verschiedene Zwangszustände. Die Einen empfinden den unwiderstehlichen Drang, ihre Blicke auf die Geschlechtstheile der Männer, auf die Gesäßgegend der Weiber, auf den After der Kinder zu richten; diesem Anderen kommt das Spähen nach Schuhnägeln der Weiber nicht aus dem Sinn, und er gebietet über seine geschlechtlichen Fähigkeiten nur, indem er sich

das Bild einer mit Stiften versehenen Damenschuhsohle vorstellt; den Anderen beherrscht der Trieb weiße Schürzen zu stehlen, in denen er sich der Onanie ergiebt; ein Andern endlich kann den Geschlechtsakt nur vollenden, indem er sich das Bild einer weißen Hanbe wachruft.

Derart war jener Belastete,¹ der einer Familie von Excentrischen und Originalen angehörte und im Alter von 5 Jahren, nachdem er 5 Monate lang mit einem etwa 30 jährigen Verwandten in einem Bette geschlafen hatte, zum erstenmal eine eigenthümliche Erscheinung wahrnahm: eine geschlechtliche Erregung und die Erektion, sobald er seinen Bettgenossen sich mit einer Nachtmüde den Kopf bedecken sah. Um dieselbe Zeit hatte er Gelegenheit, eine alte Dienerin sich entkleiden zu sehen, und sobald sie eine Nachthaube auf den Kopf setzte, empfand er starke Aufregung, und die Erektion stellte sich sofort ein. Später rief die bloße Vorstellung des mit einer Nachthaube bedeckten Kopfes einer, wenn auch runzeligen und häßlichen Alten die Geschlechterregung hervor. Der Anblick der Nachthaube allein übt nur geringen Einfluß aus, aber die Berührung einer solchen ruft die Erektion und zuweilen die Samenergießung hervor. Im Gegensatz dazu erinnert er sich, daß er mit 7 Jahren für die Lockungen zur Onanie durch einen seiner Mitschüler ganz unzugänglich geblieben war. Er hat niemals unnatürlichen Verkehr gesucht; er versichert, daß der Anblick nackter Männer oder Frauen ihn vollkommen kalt lasse. Bis zum 33. Jahre, der Zeit seiner Hochzeit, will er nie geschlechtlichen Umgang gehabt haben; er heirathet ein 24 jähriges hübsches Mädchen, für das er eine lebhaftige Neigung empfand. In der Brautnacht bleibt er impotent bei seiner jungen Frau, am anderen Tage war die Lage dieselbe. In der Verzweiflung ruft er sich das Bild der alten Frau mit der Nachthaube wach und der Erfolg läßt nicht auf sich warten: er kann sogleich seine ehelichen Pflichten erfüllen. Er ist seit 5 Jahren verheirathet und ist zu demselben Hülfsmittel gezwungen; er bleibt impotent bis zu dem Augenblicke, wo das Gedächtniß das beliebte Bild zurückruft. Er beklagt die eigenthümliche Lage, die ihn, wie er sagt, zur Entweihung seiner Frau zwingt. Zuweilen, aber in sehr langen Zwischenräumen, hat er nächtliche Sinnestäuschungen; sie sind schon in seinem 11. Jahre erschienen und er hat noch in diesem Jahre deren gehabt; er sieht meist ein schwarzes Thier, das ihn am Halse packen will. Seit seiner Kindheit hat er gleichfalls vorübergehende Anfälle von tiefer Traurigkeit mit Selbstmordgedanken, ganz besonders durch Erhängen oder Ertränken, gehabt, auch manchmal daran gedacht, sich zu vergiften, aber er hat, wie er sagt, nicht den Muth

¹ Charcot et Magnan, Arch. de neurol., 1882.

es zu thun; er zaudert auch auf Grund der Liebe, die er für seine Frau empfindet. Er empfindet auch lebhafte Furcht, wenn er auf das Gerüst eines Dammes steigt, wird von Schwindel und Uebelkeit befallen, sieht sich hoch gehoben, bildet sich ein, nichts zum Anhalten zu haben und fallen zu müssen. Er kann nicht ohne große Furcht zum Fenster eines dritten oder vierten Stockwerks hinaussehen. Wenn er an einem hohem Hause entlang geht, fürchtet er, daß es über ihn zusammenstürze.

Es könnte scheinen, daß gewisse Päderasten einen der Umkehrung des Geschlechtstriebes benachbarten Geisteszustand darbieten. Man findet bei vielen von ihnen sichere Zeichen von Geistesstörung und ausgesprochene Vorgänge krankhafter Erblichkeit. Nach Ball¹ sollen sie häufig an Epilepsie leiden und ihre erotischen Anfälle einen periodischen Gang nehmen. Sie bringen von Geburt eine Anlage des Gehirns mit, die sie später einem Laster unterwirft, das bei ihnen nur die Mundgebung einer Krankheit ist. Sie bieten von Anfang an weibliche Neigungen dar, lieben den Putz, tragen Schmuckfachen, beschweren sich die Finger mit Ringen und erkünsteln eine eigenthümliche Sprache.

Die Thierschändung scheint mir in manchen Fällen ihren Ursprung in Trieben zu haben. Sie ist bei Irren nicht selten, und ich besitze augenblicklich in meiner Abtheilung drei Kranke, welche sich ihr früher hingegeben hatten. Der Wahn des Einen von ihnen, dessen Vater als Irrender gestorben ist, bewegt sich größtentheils in Zwangsvorstellungen dieser Art.

III.

Andere geschlechtliche Verirrungen.

Eine häufige Verirrung bei den Neuropathischen ist ein dauernder oder mit Nachlässen auftretender instinktmäßiger Widerwille gegen geschlechtlichen Umgang.

Frau B.² (Großmutter und Onkel geisteskrank) leidet an hallucinatorischem Verfolgungswahn. Der Mann hat von ihrer Seite stets mehr Ab-

¹ Ball, La folie érotique. Paris 1888, p. 146.

² Trélat, La folie lucide.

neigung als Neigung zum geschlechtlichen Verkehr bemerkt, dem gewöhnlich schlechte Laune und selbst Schimpfen folgte. „Es ist ein unanständiger und wirriger Vorgang.“ sagte sie. „Ist es zu begreifen, daß man sich auf derartige Unsauberkeiten einlassen und eine Frau, die gewöhnt ist, sich reinlich zu halten, beschmutzen mag?“ Sie ging zuweilen auf alle Einzelheiten ein, brachte sie mit dem zusammen, was sie bei den Thieren gesehen hatte, benutzte das, um den Mann zu erniedrigen, brachte dann Worte des äußersten Abscheus, entfloß vom ehelichen Bette und wollte in der Nacht nicht dahin zurückkehren. Sie bildete sich schließlich ein, daß man überall Heilheiten ausübe.

Eine erblich Belastete, die an Hysterie, Klaustrophobie und anderen geistigen Störungen bei erhaltenem Bewußtsein litt, wurde plötzlich von solcher Abneigung gegen den geschlechtlichen Umgang ergriffen, daß sie ihrem Manne jedesmal entfloß, wenn er irgend eine derartige Anwandlung kund gab.

Herr X., Kaufmann, 22 Jahre alt, nervöse Konstitution, lymphatische Körperbeschaffenheit, Blutarmuth, schmerzhafter Tic der Lider, Händezittern, Schwere des Kopfes; unruhiger Schlaf infolge wirrer Träume und schrecklichen Alpdrückens; kein Appetit, beschwerliche Verdauung, Verstopfung. Herr X., der Einsicht in seinen Zustand besitzt, hat weder Kraft noch Muth zur Arbeit, auch nicht zu etwas weiten Spaziergängen. Er hat Lust zu heirathen, aber der bloße Gedanke an eine Frau stört ihn und küßt ihn ab.¹

Eine seltsame Verirrung ist die von Lafègue unter dem Titel „Die Exhibitionisten“² beschriebene. Es handelt sich um fast ausschließlich männliche Individuen, die ihre Geschlechtstheile austramen, nicht nach dem Zufall vor beliebigen Personen, sondern an denselben Orten und angesichts derselben Personen. Der erste Gedanke, sagt der Verfasser, ist der, daß man mit Wüstlingen zu thun habe, die alle Ausschweifungen erschöpft haben und auf die letzten Hülfsmittel impotenter Aufregungen beschränkt sind. Die Untersuchung beweist im Uebermaß, daß damit nichts ist. Die verschiedenen in dieser Denkschrift angeführten Beobachtungen zeigen, daß es erblich Belastete und Gehirnleidende sind.

¹ Ann. méd.-psych., 1868.

² Union médicale, 1877.

„Der erste Fall,¹ der mir zur Beobachtung kam, hinterließ mir einen lebhaften Eindruck. Es handelte sich um einen jungen Mann unter 30 Jahren, der einer achtbaren Familie angehörte und selbst eine beneidete Stellung als Sekretär einer politischen Persönlichkeit jener Zeit besaß. Er war ausgezeichnet an Geist und Benehmen und seine Erziehung verband ihn mit der vornehmsten Gesellschaft.

Die Behörde war durch vielfache Klagen von einem Aergerniß in Kenntniß gesetzt worden, das sich mehrmals gegen Andbruch der Nacht in den Kirchen zutrug. Ein junger Mann, dessen Beschreibung man gab, erschien plötzlich vor einer in der damals wenig besuchten Kirche betenden Frau, zeigte seine Geschlechtstheile ohne ein Wort zu sagen und verschwand nach kurzem Aufenthalt im Schatten.

Die Ueberwachung war schwer wegen der großen Zahl der Orte, wo sie ausgeführt werden mußte. Eines Abends indes wurde der seltsame Viehhaber in St. Rochus in dem Augenblick verhaftet, wo er sich seiner zeitweisen Ausübung vor einer frommen Greisin hingab, die einen lauten Schrei ausstieß und die Aufmerksamkeit des Wächters erweckte. Das Vergehen war so seltsam, daß das Gericht eine ärztliche Untersuchung verlangte. Ich hatte lange Unterredungen mit dem Angeklagten, aus denen ich nur einige Indizien entnehmen konnte. Der Trieb war unwiderstehlich, trat periodisch zu denselben Stunden auf, niemals am Morgen; es ging ihm eine Aengstlichkeit voraus, die er einer Art von innerem Widerstande zuschrieb. Die mit begreiflicher Sorgfalt angestellte Nachforschung lieferte nur negative Urkunden. Alles war vorwurfsfrei, außer den Thatfachen, welche die Verhaftung veranlaßt hatten.

Ich war damals wenig erfahren und mußte mich vor der Abwesenheit jeder Wahnvorstellung und jeder geistigen oder nervösen Störung bescheiden und erklären, daß es nicht statthaft sei, die Unzurechnungsfähigkeit anzunehmen. Ich weiß nicht, welche Folge der Angelegenheit gegeben wurde.“

Wie man sieht, sind die Exhibitionisten dieser Art nur klare geistig Abnorme, Triebmenschen mit erhaltenem Bewußtsein. Der Boden, auf dem diese Fälle sich entwickeln, hat nichts mit den ausgebildeten Geisteskrankheiten zu thun, ist aber darum nicht weniger krankhaft.

Guislain hat mit dem Namen *Nekrophilen Individuen* bezeichnet, welche die ungeheuerlichste der geistigen Verirrungen zur Leichenschändung treibt.

¹ Lasègue, *Études médicales*, 1884.

Der bekannteste dieser Art Menschen ist der Sergeant Bertrand, der in den Jahren 1847 und 1848 auf den Friedhöfen von Blévy (Indre-et-Loire) und auf denen von Ivry-sur-Seine und Montparnasse in Paris zahlreiche weibliche Leichen ausgrub, sich zunächst mit Säbelhieben auf sie stürzte, ihnen dann den Bauch aufschlitzte, die Eingeweide herausriß und sie dann mehrmals mit unsauberen Umarmungen schändete. Durch einen unwiderstehlichen Trieb gedrängt, wick Bertrand selbst vor dem Tode nicht zurück, wenn sich, durch Traurigkeit, Angst und Kopfschmerz angezeigt, sein Anfall seiner bemächtigte. Mehrere Male empfing er Schüsse; er wurde verwundet, aber nichts hielt ihn. Er wußte, daß man, um ihn zu treffen, eine Höllemaschine auf dem Friedhof Montparnasse aufgestellt hatte; er ging trotzdem hin. „Ich wußte,“ sagte er zu seinen Richtern, „daß die Maschine da war, um mir den Tod zu geben; ich habe trotzdem die Mauern überstiegen. Ein anderes Mal hat die Maschine versagt. Ich konnte sie nehmen und davontragen, ich habe mich aber begnügt, sie mit einem Fußtritt aus den Fugen zu bringen. Ich habe den Friedhof betreten und dort mehrere Leichen ausgegraben. Es war an jenem Tage stockfinstere Nacht, das Wetter war fürchterlich, es regnete und donnerte stark. Nach dem Verlassen des Friedhofs Montparnasse habe ich mich auf den von Ivry begeben und dort dieselben Handlungen begangen. . . Meine Krankheit zeigte sich ungefähr alle vierzehn Tage; sie kündigte sich durch Kopfschmerzen an.“

Die Antecedentien des Angeklagten nach Michéa, gewisse körperliche Merkmale, die Traurigkeit und Vorliebe für die Einsamkeit in frühem Alter, das periodische Auftreten der Gelüste, der krampfartige Zustand und die Empfindungslosigkeit während der Anfälle sind ebensovieler Beweise, daß er der Vernunft beraubt war. Bertrand wurde trotzdem zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt.

Im Jahre 1886 fanden ähnliche Attentate auf dem Kirchhof von St. Ouen statt. In der Nacht vom 25. zum 26. November fanden die Wächter auf der Böschung die Leiche eines jungen Mädchens von 18 Jahren, Namens Mary Fernandé, die am Abend vorher um fünf Uhr beerdigt worden war. Die Leiche war ausgegraben, aus dem Sarge gezogen und ungefähr zwanzig Meter von dem Orte hingeworfen, wo sie beerdigt war; sie hatte die niedrigste Schmach erfahren. Einige Tage später entdeckte man, daß die Grabstätte eines jungen Mädchens verletzt und die Leiche fort war.

Die Beamten setzten ihre Nachforschungen fort und entdeckten weiterhin nahe der als Einfriedigung dienenden Hecke ein

Leichentuch. In demselben Augenblicke bemerkten sie, wie ein Mann aus dem Fenster eines verlassenen Nachbarhauses sprang. Sie machten sich auf die Verfolgung und verhafteten ihn. Dann durchsuchten sie das Haus und fanden dort die kleine Leiche.

Der Verhaftete wurde befragt, antwortete aber nicht; er schien gänzlich niedergeschmettert. Trotzdem wurde seine Identität bald festgestellt.

Es war ein gewisser Henri Blot, 26 Jahre alt, Tagearbeiter, wohnhaft Christianstraße 7. Er war verheirathet und Vater eines Kindes. Seine Frau, die er roh behandelt hatte, war gezwungen worden, ihn zu verlassen. Der Mann kannte genau die Vertickeiten und Gebräuche der Kirchhöfe. Sein Vater war dort angestellt; er selbst hatte als Todtengräber dort gearbeitet.

Er wird einer gerichtsarztlichen Untersuchung unterworfen, und der Arzt findet bei ihm Unmäßigkeitsgewohnheiten, „Unvollkommenheiten, die auf erblicher Belastung beruhen, aber er betrachtet ihn nicht als Irren,“ und obgleich er den erblichen Vorgängen Rechnung trägt, erachtet der Sachverständige auf Bestrafung.

Blot ist ein großer junger Mann mit rothem Schnurrbart, kahlgelohrenem Haar und scheuen Augen. Er giebt an, unter einem stärkeren Willen, als dem seinigen gehandelt zu haben. Die Friedhofbeamten theilen eine Einzelheit von bedeutender Wichtigkeit mit. Als Blot Todtengräber zu St. Ouen war, sagt einer der Zeugen, sah ich oft halbgeöffnete Särge nahe dem gemeinschaftlichen Grabe; man sah den Kopf und den Körper. Seit Blot nicht mehr auf dem Kirchhofe ist, sind solche Sachen nicht wieder vorgekommen.

Die Aussage der Frau ist nicht weniger wichtig:

„Während der ersten sechs Wochen unserer Haushaltung war ich recht glücklich. Bald jedoch ergab sich mein Mann dem Absinth und wurde roh. Im Grunde seines Charakters war er tückisch. So umarmte er mich, wenn wir aus waren, vor den Leuten und stieß mich unter dem Tisch heftig mit den Füßen. Wenn wir allein zu Hause waren, gab er mir Faustschläge und Fußtritte gleichviel wohin. Während einer Schwangerschaft mißhandelte er mich abscheulich, um mich sehlgelähmt zu machen. Ich habe ihn aus Widerwillen verlassen.“

Blot wurde zu 2 Jahren Gefängniß verurtheilt.

Michéa erzählt die Geschichte eines Bettelmönchs, der abgeseigt wurde, wie er den Beischlaf mit der Leiche einer soeben gestorbenen Frau ausübte. Vegrand du Saulle spricht von einem Geistlichen, der einige Jahre vor der Revolution überführt

wurde, seine rohen Gelüste an der noch warmen Leiche einer Frau gestillt zu haben, bei der er aufgestellt war, um Gebete herzusagen.

Neben die Nekrophilen stellt man zweckmäßig die von Ball¹ sogenannten Blutdürstigen, die durch eine seltsame sittliche Verderbtheit getrieben werden, den Gegenstand ihrer Leidenschaft zu verstümmeln und zu entstellen. Das bekannteste dieser Ungeheuer ist Gilles de Rais, Marschall von Frankreich, der in seinen unbeschreiblichen Ausschweifungen mehr als achthundert Kinder opferte. War er ein elender Vüßling oder ein Irrer? Schwere, nicht zu beantwortende Frage! Es scheint jedoch sehr, als ob er krankhafte Triebe empfunden habe, denn er gestand, den Hof verlassen zu haben, weil er unwiderstehlich gedrängt war, den Dauphin zu schänden und zu tödten. Erst später ergab er sich seinen entsetzlichen Orgien.

Für den berühmten Marquis de Sade war es das Höchste ein Weib zu genießen, während das Blut in Strömen aus großen und tiefen Schnitten an ihren Brüsten herabfloß. Dieser Mensch, der aus Gründen der öffentlichen Sittlichkeit in Bicêtre und in Charenton eingesperrt war, scheint keine unzweifelhaften Zeichen von Geistesstörung dargeboten zu haben.

Wir entlehnen Ball folgende Thatfachen:²

Andreas Bichel, dessen Geschichte von Feuerbach erzählt worden ist, ermordete junge Mädchen, nachdem er sie genothzünftig hatte, und schnitt sie in Stücke. Er erzählte selbst vor dem ihn aburtheilenden Gericht die Zerstückelung eines seiner Opfer (Katharine Seibel) folgendermaßen:

„Ich öffnete ihr die Brust und zerschnitt die Weichtheile mit einem Messer; dann habe ich den Körper hergerichtet, wie es ein Schlachter mit einem Kalbe thun würde. Ich habe ihn mit einem Handbeil zerhackt, um ihn in ein Loch hineinzubekommen, das ich vorher an der Böschung gegraben hatte. Während des ganzen Vorganges empfand ich ein ungefümes Verlangen, einen Fetzen von der Leiche abzureißen und ihn zu essen.“³

Diesem Verlangen ist ein wirklicher Menschenfresser, Léger, nach gekommen.

¹ Ball, La folie érotique. Paris 1888, p. 116.

² L'Encéphale, 1887, und La folie érotique. Paris 1888, p. 127.

³ Westphal, Archiv für Psychiatrie. Bd. VII, S. 302.

Ein 24-jähriger Bauer verläßt sein Elternhaus um eine Stelle zu suchen. Anstatt vernünftig seinen Vortatz auszuführen, irrt er acht Tage in den Wäldern umher, von einem unnützen Gelüfte erfaßt, Menschenfleisch zu essen. Er bezeuget endlich einem 12-jährigen Mädchen, nothzünftig es, zerstückt ihm dann die Geschlechtstheile, reißt das Herz heraus, ißt es und trinkt sein Blut: dann gräbt er die Leiche ein.

Kurz darauf verhaftet, gesteht er sein Verbrechen ruhig ein. Er wurde verurtheilt und hingerichtet. Die Sektion wurde von Esquiroi gemacht. der Verklebungen zwischen der zarten Gehirnhaut und den Rindenschichten des Gehirns fand. Handelte es sich um eine beginnende progressive Paralyse?

Der letzte Held dieser Art von Schandthaten ist Menesclou, der vor einigen Jahren guillotiniert wurde.¹ Er hatte ein acht-jähriges Mädchen genothzünftig und dann verstümmelt. Ch. Robin fand bei seiner Sektion Spuren von chronischer Gehirnhautentzündung.

Derart sind die Hauptformen der geschlechtlichen Verderbtheit bei den erblich Belasteten. Wir hätten die Liste vergrößern können, aber wir haben vorgezogen, es bei den entschiedensten und am wenigsten streitigen Typen bewenden zu lassen. Raster und Irresein stehen einander oft nahe genug, um die Erkennung ihrer Trennungsklinie zu schwer zu machen; trotzdem müssen die Gebiete voneinander getrennt bleiben. Man muß nicht vergessen, daß eine geschlechtliche Seltamkeit oder Ungeheuerlichkeit in keinem Falle genügen kann, einen krankhaften Geisteszustand zu kennzeichnen, und daß man auf Krankheit nur erachten kann, wenn bei dem Betreffenden gegenwärtig oder in der Vergangenheit, andere psychopathische Belastungen und wirkliche Störungen der Intelligenz deutlich nachweisbar sind.

¹ Motet, Ann. d'hyg. publ. etc., 3. Serie, 1880, Bd. VII. S. 439.

Neunter Abschnitt.

Fragen aus der gerichtlichen Medizin.

I.

Verbrechen und Irresein.

Durch alles Vorhergehende scheint uns genügend festgestellt zu sein, daß ein derartiger Irrer, wie ihn sich das gemeine Volk vorstellt, ein aus den Angeln gerathenes, verwirrtes und verstörtes Wesen, nur eine Unterart in der Art darstellt. Man kann irre sein und allen Anschein der Vernunft bewahren, man kann an einem Wahn leiden, ohne auf dem Kopf zu tanzen, ohne über alles und stets ubernünftig zu reden und sogar ohne im allergeringsten abzuschweifen. Wie alle Krankheiten hat auch das Irresein seine Arten, Formen und Grade.

Man muß jedoch zugeben, daß aus diesem Fehlen einer scharfen Grenze zwischen Vernunft und Irresein die schwierigsten Probleme hinsichtlich der sittlichen Verantwortlichkeit sich herleiten. Der erblich Belastete kommt auf Grund seiner gesellschafts-feindlichen Anlagen, der Schwäche seiner Moral und seines Mangels an geistigem Gleichgewicht oft in den Fall der gerichtlichen Untersuchung. Und sofort drängt sich die Frage: ist er geisteskrank oder nicht; ist er zurechnungsfähig oder nicht? unabweislich und unumgänglich auf und verlangt entscheidende Antwort. Die Gesellschaft und der Angeklagte erwarten sie; es ist keine Zeit mehr, die mehr oder weniger krankhafte Natur der Erscheinungen zu erörtern, Ansichten aufzustellen und sich hinter den wissenschafts-

lichen Zweifel zu verschänzen: die Justiz erwartet von der Wissenschaft einen Spruch, der sie in den Stand setzt, den ihrigen zu verkünden

Aber die Schwierigkeiten, welche die Unsicherheit der Grenzen zwischen Vernunft und Irresein errichtet, sind nicht die einzigen, denn wir können ebensowenig die Grenzen zwischen Verbrechen und Irresein feststellen; wir verweilen deshalb zweckmäßig einen Augenblick bei diesem Gegenstande, den wir in einem früheren Abschnitte nur gestreift haben.¹

Wenn wir auf die jüngsten Forschungen der Gerichtsärzte zurückgreifen, sehen wir, daß diese weit entfernt sind, auf die Ziehung scharfer Grenzen abzu zielen, sondern im Gegentheil den Erfolg haben, eine gemischte Zone zu schaffen, in der das Verbrechen und das moralische Irresein durch unmerkliche Abstufungen ineinander übergehen.

Wir haben im Anfange dieses Buches die das erbliche Irresein begleitenden körperlichen Merkmale, hauptsächlich die Entartungszeichen, studirt. Die Gewohnheitsverbrecher theilen mit den aus erblicher Belastung Geisteskranken eine große Anzahl dieser Entartungszeichen vollkommen.

Nach Lombroso² haben die Diebe eine ausgesprochene Neigung zur Mikrokephalie, und man findet bei ihnen eine große Menge von Schädelabweichungen; Zahnanomalien, vorzeitige Nahtverknöcherungen, fliehende Stirn, Vorspringen oder Abflachung der Hinterkopfgegend. Die Plagiokephalie oder schief-eiförmige Mißgestaltung des Kopfes, die bei den Irren so häufig ist, soll sich bei den Verbrechern nicht weniger oft finden. Wenn von unserem Standpunkte zwischen diesen beiden Gruppen von Individuen ein Unterschied besteht, so ist es der, daß die bei den Verbrechern gefundenen Abweichungen die der Irren weit überragen.

Das Außere der geborenen Verbrecher trägt in der That voll und ganz den Stempel der Entartung. Immer nach dem-

¹ Vgl. den 7. Abschnitt.

² Lombroso, Der Verbrecher (dtsh. Hamburg, F. F. Richter 1887).

selben Autor leiden 5 Prozent von ihnen an Schielen. Die Diebe und Mörder haben ein gleichmäßig abstoßend häßliches Gesicht, infolge der Mißbildung und Abnormität ihrer Züge. Die Nothzüchter sind schlank, blond, rhachitisch, zuweilen verwachsen; die Päderasten haben einen kindlichen Ausdruck und eine weibische Erscheinung. Die Fälscher und Gauner haben bleiche Hautfarbe, scheue Augen, spärlichen Bart, absteigende Ohren, dicke und krause Haare. Bei allen sind geschlechtliche Abweichungen häufig, besonders aber bei denen, die Verbrechen gegen die geschlechtliche Sittlichkeit begehen. Unter den Nothzüchtern sind in der That manche halb impotent, und ihre Geschlechtstheile sind bald atrophisch, bald von gewaltiger Größe.

Endlich verlieren die Verbrecher aller Rassen ihre eigentümlichen Volkscharaktere und streben, wie die Aretinen, einem einförmigen Typus zu, der nach dem eigenen Ausdrucke Lombroso's die Folge einer krankhaften Entartung ist.

Man kann außerdem nicht leugnen, daß, ebenso wie gewisse Menschen eine angeborene Anlage zur Geistesstörung in sich tragen, Andere eine angeborene Anlage zum Verbrechen haben. „Man kann,“ sagt Mauclès Leh, „vom Dieb sagen, was man vom Dichter sagt: er wird es nicht, er wird als solcher geboren“. Die Rückfälle, welche sich zu einer gewaltigen Zahl erheben und eine wirkliche soziale Gefahr geworden sind, gegen die man die Schranken besonderer Gesetze errichten mußte, sind der klarste Beweis der Veranlagung zum Bösen bei vielen Verbrechern. So hatten von 1000 Rückfälligen in Frankreich:¹

67	das 16. Jahr noch nicht erreicht; es waren
204	von 16—21 Jahren
284	„ 21—30 „
215	„ 30—40 „
206	„ 40—60 „

Von 6108 im Jahre 1878 freigelassenen Gefangenen sind 39% binnen zwei Jahren wieder erwischt worden.

¹ Lombroso, a. a. O.

Bemerkenswertherweise stehen die Verhältnisse der Rückfälle bei den verschiedenen Arten der Verbrechen in Beziehung zu der Häufigkeit der Schädelanomalien. Die Diebe liefern die meisten Rückfälligen; sie bieten auch die meisten derartigen Abweichungen.

Fast alle Arten des körperlichen Gefühls sind bei den Verbrechen abgestumpft; nun wissen wir aber, daß bei den moralisch Irren das Fehlen der Schmerzempfindung häufig ist; Renaudin und Moreau von Tours haben Beispiele davon angeführt, und Tamburini und Seppilli sind ebenfalls dieser Meinung. Man muß sich außerdem erinnern, daß die Hysterischen, deren Gefühlswahrnehmung so oft gestört oder verkehrt ist, häufig die Merkmale des moralischen Irreseins bieten.

Die krankhafte Erbllichkeit ist ein gemeinsamer Boden, auf dem sich ganz unfraglich Verbrechen und Irresein vereinigen, und das trägt nicht wenig dazu bei, die Eitelkeit der Anstrengungen Derjenigen aufzudecken, welche zwischen ihnen unübersteigliche Schranken errichten wollten. Nach einer Statistik Lombroso's, der eine absolute Geltung beizumessen man sich allerdings hüten muß, herrschen in den direkten Antecedentien der moralisch Irren die Verbrecher und Lasterhaften vor, während man in den indirekten Antecedentien mehr Irren als Verbrechern begegnet. Man kann demnach sagen, daß im Grunde die Tendenzen zum Irresein und zum Verbrechen sich in einer gleichartigen Erbllichkeit vereinigen und daß durch die letztere das moralische Irresein, ein wahres Bindeglied zwischen Verbrechen und Verstandesirresein, mehr dem ersten als dem zweiten nahegerückt scheint.

Trotz dieser Beweise, die um sicherer sind, weil sie nur auf greifbaren, leicht zu bestätigenden Thatsachen beruhen, weigern sich manche angesehenen Schriftsteller die Verwandtschaft zwischen Verbrechen und Irresein anzuerkennen. So betrachtet z. B. Dr. Jacobi¹ das Verbrechen als den Ausdruck und den Erfolg eines besonderen Geisteszustandes, *sui generis*, der nur wenig

¹ Jacobi, De la sélection dans ses rapports avec l'hérédité chez l'homme. Paris 1871.

Berührungspunkte mit dem Irresein hat. Für ihn ist es ein Ausdruck des Atavismus, eine Rückkehr zum Geisteszustande unserer entferntesten Vorfahren, ganz wie die Mikrocephalie. Er sagt: „Es ist nicht das Erwachen der Instinkte, noch weniger die Entartung, wie viele Irrenärzte zu glauben scheinen.“ Um zu zeigen, daß das Gewohnheitsverbrechen keine Beziehung zur geistigen Entartung hat, geht er von dem Grundsatz aus, daß letztere in der übertriebenen Erregung des Gehirns, in dem Mißbrauch der Nervenkraft ihren Ursprung hat, und zum Beispiel um so häufiger in einer Gegend vorkommt, einen je höheren Grad der geistigen Ueberreizung man bei deren Bevölkerung vorfindet. Diese Theorie ist jedoch offenbar ungenau und unvollständig, denn die geistige Entartung zeigt sich ganz besonders allgemein in gewissen Lebenskreisen, wo der Stillstand so groß wie möglich ist.¹ Außerdem ist es nicht erwiesen, wenn unsere Vorfahren der Moral bar und zur Gewaltthätigkeit geneigt waren, daß sie alle körperlichen Belastungen und Mängel darboten, denen man bei den Verbrechen begegnet. Das Gegentheil ist viel wahrscheinlicher.

Es ist wichtig zu bemerken, daß alle unsere bisherigen Bemerkungen sich nur auf die Gewohnheitsverbrecher beziehen, und daß die Gelegenheitsverbrecher, wozu viele Mörder gehören, mit Ersteren nur mehr oder weniger entfernte Berührungen haben und häufig keines der Entartungszeichen bieten.

Wenn wir jetzt unsere Parallele in das psychologische Gebiet fortsetzen, so bemerken wir, daß das Fehlen der Sittlichkeit ebenfalls eine den Verbrechern und gewissen Irren gemeinsame Eigenthümlichkeit darstellt. Viele Verbrecher können nicht begreifen, worin die Unsittlichkeit besteht. In ihrem besonderen Sanderwelsch heißt das Gewissen la muette.

„Es ist nicht selten,“ sagt Lombroso, daß einer dieser Elenden begreift, daß er Unrecht thut, aber er legt seiner unredlichen

¹ Cullerre, Des dégénérescences psycho-cérébrales dans les milieux ruraux (Ann. méd.-psych., 1884).

Handlung nicht dieselbe Bedeutung bei wie wir. So z. B. schrieb Dombey nach seinem ersten Morde: „Ich hoffe, daß man mir diese Kinderei verzeihen wird!“ Rouet murmelte auf dem Wege zum Galgen, wohin ihn ein Raubmord führte: „Einen Mann wegen solcher Kleinigkeit sterben zu lassen!“

Wenn man trotz ihres moralischen Schwachsinnes einiges Gefühl in ihnen aufsteigen sieht, so kann man gleichzeitig feststellen, wie unbeständig und rein oberflächlich ihre Gefühle trotz ihrer scheinbaren Energie sind. Gasparone, der durch die Liebe zu seiner Geliebten zu einem ersten Morde getrieben war, tödtete sie dann wegen eines ihr entchlüpften Wortes des Tadels. Thomas, ein anderer Mörder, liebte seine Mutter bis zum Wahnsinn, was ihn aber nicht verhinderte, sie in einem Zornanfall von einem Balkon hinabzustürzen. Ein dritter, Martinati, hatte lange Jahre hindurch das Weib geliebt, dessen er sich zwei Monate nach der Heirath bereits zu entledigen trachtete.¹ Man weiß, welche seltsame Leidenschaft die meisten öffentlichen Mädchen, die in vieler Hinsicht den geborenen Verbrechern nahe stehen, für ihre nichtswürdigen Zuhälter empfinden; trotz ihrer Festigkeit fällt diese Liebe, die den schrecklichsten Mißhandlungen zu widerstehen vermag, unter dem wichtigsten Vorwande zusammen, um sich auf einen Andern zu übertragen.

Wir haben bei den Irren aus erblicher Belastung die Verbindung religiöser Schwärmerei mit der größten Unsittlichkeit gesehen. Die Familie Mercier² ist ein höchst schlagendes Beispiel davon. Auch die Verbrechervelt zählt ihre überzeugten Religionsvertreter, und manche zögern nicht, ihre Missethaten unter den göttlichen Schutz zu stellen.

„Wo sollte man eine frommere, oder, besser gesagt, bigottere Person finden als die Marquise von Brinbilliers, die, ihre Gewissensprüfung schriftlich aufstellend, mit kaltem Blute lange vor ihrer Verhaftung ihren Verwandtenmorden, Brandstiftungen, Giftmischereien und Anschweigungen die unterlassenen oder nachlässig verrichteten Beichten beimißte, und am Tage

¹ Lombroso, a. a. O.

² S. den 6. Abschnitt. S. 143 ff.

vor ihrer Verhaftung es übelnahm, daß man es guthieß, daß sie einen Fasttag nicht inne hielt.“¹ Nach Frau von Sévigné hatte die Brinvilliers mit 7 Jahren aufgehört, Mädchen zu sein. Sie übte sich in der Fertigkeit der Giftmischnerei an Diensthofen, Bekannten und Hospitalkranken. Sie vergiftete sich selbst, um ein Gegengift zu prüfen. Endlich tödtete sie durch Gift ihren Vater, ihre beiden Brüder und ihre Schwester. Sie verwandte zehn Monate daran, ihren Vater zu morden und erwiderte seine Liebkosungen und Zärtlichkeiten, indem sie stets die Gabe verdoppelte.

Der Leser möge sich in die Geschichte der Giftmischerin Marie Jeanneret zurückversetzen, die wir in einem vorhergehenden Abschnitt erzählt haben, und er wird von den Ähnlichkeiten zwischen jenem und dem zuletzt erzählten Falle überrascht sein. Er möge zudem belieben zu beachten, daß die Jeanneret zweifellos eine Geisteskrankte war, und dann sagen, ob in ihm nicht anstatt des Schreckens, den ihm die Brinvilliers einslößte, das Gefühl einer peinlichen Unsicherheit aufsteige.

Wie die Belasteten und die aus Erblichkeit Irren offenbaren die Verbrecher einen übertriebenen Hochmuth, was Lombroso zu der merkwürdigen Bemerkung berechtigt: Die Eitelkeit der Verbrecher ist der der Künstler, Schriftsteller und verliebten Frauen überlegen.“ Lacenaire sagte: „Ich fürchte den Haß nicht, aber ich fürchte es, verachtet zu werden.“

Ebenso wie manche moralisch Irre und besonders die hysterischen auf ihre schlechte Aufführung stolz sind und damit prahlen, ebenso sind die Verbrecher stolz auf ihre Unthaten. Gerade diese maßlose Eitelkeit verursacht oft ihr Verderben. Zudem sie sich ihrer Verbrechen mit unbegreiflicher Unvorsichtigkeit rühmen, beschweren sie sich selbst damit, der Gerechtigkeit die Mittel zu ihrer Ergreifung zu liefern.

Im allgemeinen wird die Mordlust durch einen bestimmten Beweggrund, wie Rache, Begierde, verletzte Eitelkeit, hervorgerufen, und der Mord um des Mordes willen ist, wie wir anderwärts gesehen haben, die Sache gewisser Geisteskranker, bei denen eine krankhafte Verfehrung des sittlichen Gefühls besteht. Es

¹ Lombroso, a. a. D.

giebt indes wirkliche Mörder, die aus einer Art Blutdurst morden, um zu morden. Spadolino klagte im Sterben darüber, nur neunundneunzig Menschen geopfert und das Hundert nicht voll gemacht zu haben.¹ Die Wildheit der Nero, Caligula und Tiberius hatte etwas Maschinenmäßiges, Unbezähmbares. Eine Anzahl von schlagenden Beispielen dieser unwiderstehlichen Mordlust selbst bei Personen, die weder Irre noch Verbrecher waren, hat Gall zusammengestellt und Moreau von Tours angeführt: einen Apothekergehilfen, der ein solches Bedürfniß zu tödten empfand, daß er schließlich den Beruf eines Henkers ergriff; einen Kaufmannssohn, der aus demselben Grunde Metzger wurde; einen reichen Holländer, der den Fleischern, welche große Lieferungen an die Schiffe machten, Geld zahlte, damit sie ihm das Vergnügen überließen, die Ochsen todtzuschlagen; einen Priester, der Feldprediger wurde, um Blut fließen zu sehen.

Man weiß, mit welcher Gier die Verbrecher das Schauspiel der Hinrichtungen aufsuchen. Manche geistig Abnorme empfinden eine ähnliche Neigung, und wir entlehnen wiederum Gall folgende Beispiele:

Der Chevalier Lelwin wohnte allen Hinrichtungen bei. Er machte alle Anstrengungen, um in der Nähe der Guillotine Platz zu finden. Die Condamine suchte nicht minder eifrig, sich an dem Todeskampfe der Verurtheilten zu weiden. Don Carlos, Sohn Philipps II., kannte kein größeres Vergnügen, als die Thiere zu sehen, die er getödtet hatte. Peter der Große ergötzte sich nach dem Zeugniß Voltaires an den Todesstrafen, deren Vollstrecker er war, und gestand, über diesen Punkt seines Charakters nicht gesiegt zu haben.

Wir haben bei der Erforschung der geschlechtlichen Verfehrungen gesehen, zu wie seltsamen Verirrungen manche in ihren Geistes- und Gemüthskräften offenbar betroffenen Leute gelangen. Manche Verbrecher vereinigen gern den Mord und den Anblick des Blutes mit der sinnlichen Liebe; das sind im allgemeinen,

¹ Lombroso, a. a. O.

wie Lombroso bemerkt, einer gezwungenen Keuschheit unterworfenen Leute, Priester, Schäfer und Soldaten, wie Mingrat, der Pater Ceresa, Abbé Vacollange, Abbé Léotard, Legier zc.

Man hat bemerkt, daß die geschlechtlichen Leidenschaften der Verbrecher entweder sehr schwach oder übertrieben waren und daß sie periodisch wiederkehrten. Wie wir hervorgehoben haben, ist bei den Irren aus Erblichkeit daselbe der Fall.

Fügen wir hinzu, daß gleich den erblich Belasteten die Verbrecher zu Alkoholexcessen, zum Spiel und zur Ausschweifung neigen, daß sie zuweilen gleichzeitig mit den niedrigsten Gefühlen noble Passionen, künstlerische Anwandlungen, einen ganz besonderen Geschmack an der Poesie sowie eine sonderbare und übertriebene Sentimentalität kundgeben.

Obwohl bei dem geborenen Verbrecher die Störung besonders auf der Moralität lastet, bietet endlich auch seine Intelligenz auf Grund der engen Verbindung, die zwischen allen Geistesvermögen besteht, zahlreiche Abweichungen vom Normalen.

„Könnte man,“ sagt Lombroso, „eine Durchschnittssumme für den Verstand der Verbrecher mit eben der Sicherheit ermitteln, wie für den Schädelinhalt, so würde man meines Erachtens zu demselben Ergebnis wie dort gelangen, d. h. man würde finden, daß ihr Verstand im Durchschnitt geringer ist, als bei den normalen Menschen.“¹

Genau daselbe haben wir bei den belasteten Irren angedeutet.

Die Beobachtung zeigt, daß die Gelegenheitsverbrecher die intelligentesten sind, daß aber alle, selbst die Verbrecher von Genie, irgend eine fehlerhafte Seite der Intelligenz darbieten. Sie sind von äußerster Flüchtigkeit und Wankelmütigkeit. Es ist unmöglich, ihre Aufmerksamkeit festzuhalten und sie dem einfachsten logischen Schlusse folgen zu machen. Ihre Unvorsichtigkeit ist unglaublich, und die größten Schuldigen scheinen nicht zu ahnen, daß sie entdeckt werden können. Selbst wenn sie bei der

¹ Vgl. den 1. Abschnitt.

Ausführung eines Verbrechens von höllischer Geschicklichkeit Probe abgelegt haben, begehen sie alsbald irgend ein Ungeschick, daß zu ihrem großen Erstaunen ihr Verderben veranlaßt.

II.

Unterscheidende Diagnostik.

Daraus, daß zahlreiche Ähnlichkeiten zwischen dem geborenen Verbrecher und dem Irren aus Erbllichkeit vorhanden sind, daß sie ihre fehlerhafte Gehirnbeschaffenheit aus einer gemeinsamen Quelle, der Erbllichkeit, schöpfen, daß sie beide Ergebnisse der Entartung des Stammes sind, daß endlich ein Mensch gleichzeitig Verbrecher und Irre sein kann — aus alledem folgt nicht, daß man sie einander gleichstellen und in einen einzigen Typus zusammenwerfen müßte. Es sind vielleicht zwei Aeste desselben Stammes, aber wenn sie an der Grundfläche zusammentreffen, so stehen sie am Gipfel auseinander und entwickeln sich in verschiedenen Richtungen. Wir glauben deshalb nicht, mit Combroso sprechen zu können: „Das moralische Irresein ist eine Gattung, von der das Verbrechen eine Art bildet.“ Für uns sind beide vielmehr benachbarte Arten.

Denn trotz ihrer Ähnlichkeitspunkte wird stets ein Grundunterschied zwischen ihnen bestehen, auf dem die Diagnostik ganz und gar fußen muß: wenn der geborene Verbrecher und der Irre aus Erbllichkeit alle Beide Siehe an Verstande sind, so ist doch nur der erblich Irre allein ein Kranker.

Es kommt deshalb darauf an, die Kennzeichen der Krankheit sorgfältig aufzusuchen und ins Licht zu stellen. Und zu diesem Zwecke muß man auf den Ursprung des Betreffenden zurückgehen, die körperliche und sittliche Gesundheit seiner Vorfahren zu Rathe ziehen, seine Kindheit durchforschen, Schritt für Schritt allen krankhaften Zwischenfällen seines Daseins nachgehen, sein geistiges Leben bis in die kleinsten Einzelheiten prüfen, seine Zwischenfälle, Gestaltungen und Wendepunkte hervorheben, die Triebfedern seines Verhaltens auffuchen, ihre Natur abschätzen,

am Menschen, seiner Persönlichkeit, seiner freien Willensbestimmung, seiner Verantwortlichkeit machen? Wie will man ihn gleichzeitig für gewisse Thaten strafen und wegen gewisser anderer freisprechen? Wer könnte sich anmaßen, was im Innersten des Gewissens vorgeht, ohne jedes innere oder äußere Zeichen mit Sicherheit abzuschätzen? Wer könnte den Grad des Triebes wägen und messen, der den Kranken zur That getrieben, und den Grad des Widerstandes, den er ihm entgegensetzen konnte? Wer bildet sich ein, ein Phrenometer zu besitzen, d. h. ein hinreichend genaues und pünktliches Instrument, um in der geistigen und moralischen Statistik, in dem verwickelten Mechanismus der geistigen, moralischen und instinktmäßigen Kräfte mit Genauigkeit die Macht der Triebkräfte und das von den Widerstandskräften ausgeübte Gegengewicht zu berechnen?"¹

Wir wiederholen: eine gewisse gesetzliche Verantwortlichkeit in Sachen geistiger Störung annehmen, heißt eine wissenschaftliche Hezerei begehen und das Leben und die Ehre von Einzelnen und Familien der Willkür und dem Zufall überliefern. Wenn man übrigens die theilweise Verantwortlichkeit bei den Irren annähme, müßte man sie mit um so größerem Rechte bei den Geistesgefunten zulassen. Denn wer würde wagen zu leugnen, daß unter allen Menschen zahllose Stufen in der freien Willensbestimmung bestehen, und noch mehr, daß derselbe Mensch eine nach Zeit und Umständen veränderliche Freiheit besitzt? Von dem gescheiten, gebildeten, mit hohen sittlichen Eigenschaften begabten Manne, der eine fast unumschränkte Herrschaft über seine Gedanken und Neigungen ausübt, bis zu dem plumphen, unwissenden, durch Erziehung lasterhaften Wesen, das in einer Umgebung erzogen ist, wo die schlechten Leidenschaften sich ohne jede Einschränkung entwickeln — giebt es dazwischen nicht eine unendliche Zahl von Graden der sittlichen Verantwortlichkeit?

Die sittliche Zurechnungsfähigkeit ist aber nicht die gesetzliche

¹ Jules Falret, Dict. encyclop. des Sciences méd., 3. Serie, Bd. III.

schlechtem Einvernehmen gelebt hatte. In Wirklichkeit wollte Agnoletti, nach Prof. Verga, „mit einem Schlage seinen Gläubigern, seinen Feinden und allen seinen Uebeln entfliehen; es war eine fixe Idee. Wie viel Leute tödteten sich in viel weniger elenden Verhältnissen. Er wollte ebenein seinen Sohn an seinem Geschick theilnehmen lassen und zwar aus einem doppelten Irrthum. Der erste war, wie er geschrieben hat, der Glaube, die Sache sei vernunftgemäß und einem Vater erlaubt; der zweite der, seinen Sohn vor einem elenden Leben zu bewahren, ein noch schlimmerer Gedanke als der erste und von uns bei den melancholischen Irren angeführt. In seinem kranken Geiste mußte der Tod des Sohnes den Selbstmord des Vaters vervollständigen. Er hielt ihn unter seinem Mantel, um mit ihm zu Grunde zu gehen. Das kalte Wasser, vor dem Agnoletti stets eine Art Angst empfunden hat, ließ ihn die Arme öffnen und seinen Sohn freigeben, um sich zu retten. Wenn er nicht die Absicht hatte, sich zu tödten, wie man das behauptet hat, warum sollte er es dann mit solcher Feierlichkeit seiner Frau in seinem letzten Briefe ankündigen, den ich sein Testament nenne? Setzte er damit nicht seine Eitelkeit, die er so hoch hielt, dem aus, eine sehr traurige Rolle zu spielen? Das wäre meines sicheren Erachtens für ihn eine höchst quälende Erinnerung. Warum nahm er dann nicht wenigstens sein Geld und seine Werthgegenstände aus dem Hotel de Rome mit, die ihm auf der Flucht so nützlich gewesen wären? Warum ging er dann bis zu den Haaren ins Wasser, was einen Wechsel der Kleidung nöthig machte, sein Entkommen verzögerte und Verdacht erweckte? Wenn der Mord des Sohnes eine Rache gegen die Mutter war, warum verübte er ihn nicht an ihr? Diese Rache, wenn man sie zulassen wollte, war die eines Irren!“

„Die Agnolettis,“ haben einige Zeugen in der Verhandlung gesagt, „sind Verrückte vom Vater auf den Sohn, und Achilles Agnoletti ist ein verrückter Narr.“ Einer seiner Lehrer sagte noch von ihm: „Das gute Kind ist wirklich verrückt“, so heftigen, ungehorsamen und sonderbaren Sinnes war er. In der Armee galt er als halb verdreht. Sein Vater verwünschte ihn; Alle flohen ihn wegen seiner Gewaltthätigkeiten. Nach dem Tode seines Vaters ergiebt er sich tollen Ausgaben und richtet sich in kurzer Zeit durch Ankauf von Kunstgegenständen und unsinnigen Aufwand zu Grunde. Er hatte ein Schloß und vier-spännige Equipagen. Er war damals Aufallen von Erregung mit Größenideen unterworfen und sagte zuweilen gern, er wäre ein hoher Herr, ein König. Während seines Prozesses benahm er sich höchst eigenthümlich. Er rühmte sich im Verhör des ungeheuerlichen Briefes, den er im Augenblick der Vollbringung des Mordes seines Kindes an seine Frau schrieb, mit den Worten: „Wer auch immer ihn lesen wird, wird einsehen, daß das nicht das Werk eines Schwachsinrigen, sondern eines Mannes von Charakter ist!“

Agnoletti fiel durch eine Wandelbarkeit der Stimmung und der Laune auf, die im Einklang mit der Beweglichkeit seiner Augen, seines Gesichtsausdruckes, seiner ganzen Person stand. Die Aussagen stimmen in dem Zeugniß überein, daß er mit äußerster Leichtigkeit von der Freude zur Traurigkeit, vom Lachen zum Weinen, von der Ruhe zur Erregung übergeht. Agnoletti hat bekannt, daß er den Witterungswechsel empfinde, wie ein Hysterischer, und daß er an Bittern litte, das ihm die Gegenstände aus der Hand fallen ließe. In der Mailänder Verhandlung machte seine Haltung einen lebhaften Eindruck auf alle Anwesenden, weil er weinte, schluchzte und im Begriff war, ohnmächtig zu werden. Bald deklamirte er mit vibrierender und fast anmaßender Stimme, bald sprach er nachlässig und schaukelte mit schwingenden Bewegungen hin und her. Der Agnoletti der ersten Verhandlung (er wurde zweimal abgeurtheilt) war von dem der zweiten ganz verschieden. In der ersten gähnte er, zog seine Worte in die Länge und konnte den Faden der Rede nicht festhalten; man mußte ihm eine lange Pause bewilligen. In der zweiten war er nicht mehr derselbe; er erhob sich auf Anrufen wie von einer Druckfeder getrieben, nahm Stellung und Haltung eines unumschränkten Herrn an; man hätte sagen können, daß er durch seine donnernde Stimme und seine zündenden Gesten die Richter und die Geschworenen niederschmettern wollte. Im Gefängnisse folgten sich, wie Dr. Maironi ausgefragt hat, die Tage für Agnoletti, aber sie ähnelten sich nicht.

Agnoletti hat ein rasches und zähes Gedächtniß, einen gewandten und zuweilen glücklichen Ausdruck; aber welchen Gebrauch macht er von seinen Gaben? Er erzählt Ihnen zum Ueberdruß die Geschichte seines Lebens, schweist dabei auf eine Menge Einzelheiten von vollkommen nebensächlicher Bedeutung ab, verweilt besonders bei jedem kleinen Zuge, den er für sich von Vortheil hält, und scheint Ihnen denselben mit Siegermiene ins Gesicht zu schmeubern; das Verbrechen, gegen das er alle Anstrengungen seiner Logik hätte richten müssen, hat er so übergenu beschreiben, daß die Zuhörer schauderten, aber er hat sich nicht die geringste Sorge gemacht, um den Versuch, es zu verhüllen, zu verkleinern und zu entschuldigen. Wenn jemals ein entscheidender Beweis für das völlige Fehlen des sittlichen Gefühls und für den Irrthum des Urtheils über die Würdigung eines Criminalfalles gegeben worden ist, so ist das in diesem Falle geschehen. Agnoletti begnügt sich damit aus allen Kräften zu rufen: „Ich bin unschuldig, mein Gewissen wirft mir nichts vor;“ als ob man ihm aufs Wort glauben und die Unschuld eines Angeklagten sich nach der Kraft seiner Zungen bemessen müsse.

Als persönliche Antecedentien erhob man bei dem Angeklagten Kopfschmerzen, Schwindelanfälle und Hämorrhoiden.

Die erblichen Vorgänge sind folgende: sein Großvater von Mütter-

seite, der an kongestivem Irresein litt, ist im Größenwahn gestorben. Eine Tante von derselben Seite, deren Mutter irre war, hat an Geistesstörung mit Selbstmord- und Mordtrieb gelitten. Sein Großvater von Vatersseite war hypochondrisch. Er konnte bei der Untersuchung der Ausleerungen die Suppe, das Suppenfleisch und den Braten darin wiedererkennen. Seine Mutter war hysterisch und hatte Aufregungsanfälle. Sein Vater endlich war ein „schwer zu behandelndes Original“, sauerköpfig und schweigsam. Man nannte ihn „den Böjewicht“.

Prof. Verga fragt sich zum Schluß, welchen Namen man einem so veränderlichen, verschwenderischen und eitlen Menschen geben soll, an dem die väterliche Erziehung, das Schulleben und die militärische Mannszucht keinerlei Handhabe gefunden haben, der seine Frau anzubeten behauptet und ihre geringen Fehler nicht ertragen kann, der seinen Sohn unter Thränen der Zärtlichkeit liebt und ihn ertränkt? Welchen Namen dieser seltsamen Mischung von Gut und Böse, Liebe und Haß, Gutmütigkeit und Wildheit, Größe und Niedrigkeit, Zartgefühl und Roheit? Die Wissenschaft hat den Namen gefunden: das „vernünftelnde Irresein“. Nun, wir wissen, was man unter diesem Worte zu verstehen hat.

Nach Krafft-Ebing,¹ der die Zeichen des moralischen Irreseins wohl erforscht hat, kann man beweisen, daß in allen Fällen eine angeborene fehlerhafte Gehirnorganisation besteht oder daß der Betreffende während seines Lebenslaufes eine schwere Gehirnkrankheit gehabt hat. Wir haben daselbe zu Anfang dieser Arbeit auseinandergesetzt. Nach seiner Meinung entspringt die angeborene Gehirnentartung wesentlich Eltern, die an Geistesstörung, Epilepsie oder Alkoholismus leiden. Nach Verga ist es rathsam, dieser Aufzählung die Hysterie, die Hypochondrie und die scharf charakterisirten Gehirnkrankheiten, wie Gehirnhautentzündung, Gehirnentzündung und selbst Apoplexie anzureihen.

Wenn man von der erblichen zur persönlichen Vorgeschichte übergeht, findet man im Lebensanfang der moralisch Irren oft schwere Krankheiten des Nervensystems, Krämpfe der Kinder, Ent-

¹ Friedreichs Blätter für gerichtl. Medizin, Nürnberg 1871 (Ann. méd.-psych., 1873).

zündungen des Gehirns und seiner Hüllen, die Wiederkehr beunruhigender Nervenerscheinungen unter dem Einfluß der geringsten Ursache. Diese verschiedenen Zufälle hinterlassen eine dauernde Veränderung der Nervencentren, von dem später Störungen des Gefühls und des Verstandes abhängen.

Weiterhin, in der Pubertätszeit, finden wir bei ihnen neue Nervenstörungen: Weitsanz, Hysterie in verschiedenen körperlichen oder geistigen Kundgebungen, Schwindel- oder vorübergehende¹ epileptieartige Anfälle, Delirien, wirkliche Irrsinnzustände.

Noch später leiden sie an Blutandrang zum Kopf und an epileptieartigen Anfällen. Wir haben das alles bereits gesagt und wenn wir abermals Nachdruck darauf legen, so geschieht das, weil der Nachweis dieser krankhaften Vorkamnisse von hauptsächlichlicher Wichtigkeit ist.

Lasègue sagt: „Ebenso wie bei den Leuten, deren Gesundheit durch eine primäre Krankheit gestört worden ist, in Zusammenhang mit jener ersten eine sekundäre Krankheit entstehen kann, so giebt es auch sekundäre Krankheiten bei den Individuen, deren Geisteszustand schon gestört gewesen ist.“² Und in der That hinterläßt jeder dieser Zufälle eine neue Veränderung des Nervensystems, welche die geistigen Fähigkeiten im Sinne der Verkehrung und Zerstörung beeinflusst.

Man findet ferner bei denselben Menschen eine große Neigung zu Delirien, unter dem Einfluß alltäglicher Ursachen; eine so ausgesprochene Intoleranz gegen die alkoholischen Getränke, daß jeder noch so leichte Exceß Delirien nach sich zieht; sowie endlich eine große Anlage zu Anfällen von gewöhnlichen Formen des Irreseins.

Die Feststellung dieser verschiedenen krankhaften Besonderheiten ist für die Diagnostik von großer Bedeutung. Wenn wir andererseits auf das psychologische Gebiet vordringen, so finden wir auch hier gewisse sehr werthvolle Verschiedenheiten. Der

¹ Wir erwähnen absichtlich nicht die ausgebildete Epilepsie, denn unseres Erachtens gestattet der Nachweis dieser Krankheit keinen Zweifel über die Natur der begleitenden geistigen Störungen.

² La sègue, Les cérébraux. Études médicales, 1884.

geborene Verbrecher hat, wie scharf auch manche seiner Geistesanlagen, seine Gewandtheit, seine Schlaueit und Kühnheit sein mögen, meist nur einen beschränkten Verstand; der erblich zu Geisteskrankheit Veranlagte kann im Gegentheil glänzende Fähigkeiten besitzen. Der Erstere bleibt sich in dieser Beziehung stets gleich, der Zweite kann sehr verschiedene Wechsel durchmachen, in denen sein Geist vermöge unbekannter Gewalten, abwechselnd aufzuleuchten und zu erlöschen scheint.

Ueber diese Thatsache liegt eine sehr merkwürdige Beobachtung Morels vor:

„In einer sehr schwierigen Sachverständigen-Untersuchung, die ich in Gemeinschaft mit den Doktoren Duménil und Bingtrinié gemacht habe, handelte es sich um einen jungen Mann, der Wechsel im Betrage von 3000 Franken gefälscht hatte. Wie sollte man eine derartige That entschuldigen? Wenn es auch Kranke giebt, die stehlen (Paralytiker, Hysterische, Epileptiker), so ist es viel schwerer gelten zu lassen, daß sie sich dem Betruge hingeben. Nichts ist mehr vorausbedacht und überlegt als eine derartige Handlung; wir hatten deshalb nicht den Gedanken, die Handlung des Angeklagten zu entschuldigen, aber wir führten ihn von seiner eigentlichen krankhaften Seite vor. Er war ein bizarrer, excentrischer, instinktmäßig handelnder erblich Belasteter, der in einem anscheinend wohlbeschaffenen Kopfe ein fehlerhaftes Gehirn verbarg. Er hatte seine Studien nicht beendigen können. Er war albern. Das Geld, das er sich verschafft hatte, war zum geringeren Theile zur Befriedigung seiner sinnlichen Leidenschaften verwendet. Den größeren Theil davon widmete er dem Ankauf von Kinderspielzeug oder unnützen Dingen u. Diese Sachlage wurde in Erwägung gezogen. Der Mensch wurde entmündigt und nach Quatre-Mares (Irrenanstalt) geschickt, wo er den Beweis gab, daß Größenwahn bei ihm bestand. Er verließ die Irrenanstalt sehr gebessert und wurde nach Afrika geschickt, wo er seine Gaunereien wieder aufnahm. Der Bericht, den wir beim ersten Falle gemacht hatten, wurde dem kaiserlichen Generalkaassanwalt eingehändigt. Unser Kranker entging zum zweiten Male einer entehrenden Strafe. Er wurde zu den Brüdern Labitte nach Clermont geschickt. Er ist von dort entlassen, und ich führe als Beweis, daß man bei derartigen Zuständen die Hoffnungen nicht aufgeben soll, an, daß es ihm vollkommen wohl geht und er eine Stellung bei einer öffentlichen Verwaltung ausfüllt, ohne daß seine Vorgesetzten sich jemals über ihn zu beklagen gehabt hätten.“¹

¹ Morel, Med.-psychol. Gesellsch., 30. Juli 1886 (Ann. méd.-psych., 1867).

Es giebt eine Form von Geistesstörung, die mit dem Namen *circuläres Irresein* bezeichnet wird, weil darin Aufregung und Herabsetzung der geistigen Thätigkeit in einer Art von *circulus viciosus* abwechseln. Sehr viele erblich Belastete bieten mehr oder weniger andeutungsweise und skizzenhaft diesen circulären Zustand des geistigen und sittlichen Vermögens. Nachdem sie monate- und manchmal jahrelang aufgeregt waren, sieht man sie plötzlich in eine Art gleichgültiger und stumpfer Schlassucht versinken, die den Eindruck endgültigen Schiffsbruchs ertweckt. Kühn, thätig, fieberhaft und voll Selbstvertrauen in der ersten Periode, werden sie in der zweiten unentschlossen, niederge schlagen und bedenklich.

Das Auftreten mit freien Zwischenzeiten, ein bei Nervenleiden gewöhnliches Symptom, ist ebenfalls eins der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale der Seelenleiden ohne tiefere Vernunftstörung. Wir haben gesehen, daß manche erbliche Geisteskrankheiten, wie die *Dipjomanie*, der *Brandstiftungs-* und *Stehl-*, der *Mord-* und *Selbstmordtrieb*, wesentlich periodisch waren. Dasselbe periodische Auftreten bemerkt man bei gewissen weniger ausgesprochenen, aber ebenfalls durchaus thatsächlichen Zuständen, wie beim *Bagabundiren*, bei der Verkehrung des sittlichen Fühlens, der Wiederkehr entarteter Instinkte, geschlechtlicher Ausschreitungen oder Verirrungen, schädlicher oder verbrecherischer Handlungen.

Endlich kann man sagen: wenn bei dem geborenen Verbrecher der Sinn für Moral nicht vorhanden ist oder nur schwache Wurzeln hat, so ist er bei dem zum moralischen Irresein gehörenden Belasteten vielmehr verkehrt. Letzterer bietet noch mehr als Ersterer vielfache Gemüthsverkehrungen, übertriebene Selbstsucht, ungereimten Stolz, völlige Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht er selbst ist. Man muß außerdem mit *Esquirol* und *Krafft-Ebing*¹ bemerken, daß er meist seinem Vortheile zuwider handelt und alle Klugheit außer Augen läßt, daß in seinen Handlungen Unwiderstehlichkeit, Unwillkürlichkeit und meist augenscheinliche Ungereimtheit sich finden; daß er das Schreck-

¹ *Krafft-Ebing*, a. a. D.

liche seines Verbrechens nicht begreift, dem gegenüber das Gewissen unempfindlich und kalt bleibt; daß er es nicht immer zu verheimlichen sucht, sondern damit wie mit einem Ruhmestitel prahlt, — ohne jedoch zu vergessen, daß er in gewissen Fällen denselben Beweggründen wie andere Menschen gehorchen und Vertheidigungs- und Entschuldigungsgründe suchen kann, wie der erste beste Verbrecher.

Wenn abgesehen vom ausgesprochenen Wahnsinn keins der eben von uns erforderten Zeichen für die Krankhaftigkeit des Verstandes und der Moral vollkommen kennzeichnend ist, so kann man frei heraus versichern, daß die Vereinigung mehrerer Zeichen in den meisten Fällen genügt, um eine Diagnose zu stellen. Und wenn es unbestimmte Fälle giebt, wo der Sachverständige zwischen Verbrechen und Irresein schwankt, so muß man das als die Ausnahme kennen. Es kommen freilich zuweilen vor Gericht abweichende Ansichten zwischen Sachverständigen vor, die mit der Untersuchung eines im Verdachte des Irreseins stehenden Angeklagten beauftragt sind, aber es ist hervorzuheben, daß das fast stets zwischen Irrenärzten von Fach und in Sachen des Irreseins unbefugten Praktikern der Fall ist.

III.

Zurechnungsfähigkeit.

„Es besteht weder Verbrechen noch Vergehen,“ sagt das Gesetz (Artikel 64 des Code pénal), „wenn der Angeklagte zur Zeit der Handlung im Zustand der Demenz oder durch eine Macht getrieben war, der er nicht widerstehen konnte.“

Da das Wort Demenz in der (französischen) Gerichtssprache gleichbedeutend ist mit Geistesstörung, spitzt sich die Frage der gesetzlichen Zurechnungsfähigkeit demnach genau auf eine Frage der Diagnose zu. War der Angeklagte zur Zeit der Handlung geisteskrank? So ist er nicht zurechnungsfähig. War

wie Lombroso bemerkt, einer gezwungenen Keuschheit unterworfenen Leute, Priester, Schäfer und Soldaten, wie Mingrat, der Pater Ceresa, Abbé Lacollange, Abbé Léotard, Legier zc.

Man hat bemerkt, daß die geschlechtlichen Leidenschaften der Verbrecher entweder sehr schwach oder übertrieben waren und daß sie periodisch wiederkehrten. Wie wir hervorgehoben haben, ist bei den Irren aus Erblichkeit dasselbe der Fall.

Fügen wir hinzu, daß gleich den erblich Belasteten die Verbrecher zu Alkoholexcessen, zum Spiel und zur Ausschweifung neigen, daß sie zuweilen gleichzeitig mit den niedrigsten Gefühlen noble Passionen, künstlerische Anwandlungen, einen ganz besonderen Geschmack an der Poesie sowie eine sonderbare und übertriebene Sentimentalität kundgeben.

Obwohl bei dem geborenen Verbrecher die Störung besonders auf der Moralität lastet, bietet endlich auch seine Intelligenz auf Grund der engen Verbindung, die zwischen allen Geistesvermögen besteht, zahlreiche Abweichungen vom Normalen.

„Könnte man,“ sagt Lombroso, „eine Durchschnittssumme für den Verstand der Verbrecher mit eben der Sicherheit ermitteln, wie für den Schädelinhalt, so würde man meines Erachtens zu demselben Ergebnis wie dort gelangen, d. h. man würde finden, daß ihr Verstand im Durchschnitt geringer ist, als bei den normalen Menschen.“¹

Genau dasselbe haben wir bei den belasteten Irren angedeutet.

Die Beobachtung zeigt, daß die Gelegenheitsverbrecher die intelligentesten sind, daß aber alle, selbst die Verbrecher von Genie, irgend eine fehlerhafte Seite der Intelligenz darbieten. Sie sind von äußerster Flüchtigkeit und Wankelmüthigkeit. Es ist unmöglich, ihre Aufmerksamkeit festzuhalten und sie dem einfachsten logischen Schlusse folgen zu machen. Ihre Unvorsichtigkeit ist unglaublich, und die größten Schuldigen scheinen nicht zu ahnen, daß sie entdeckt werden können. Selbst wenn sie bei der

¹ Vgl. den 1. Abschnitt.

Ausführung eines Verbrechens von hällischer Geschicklichkeit Probe abgelegt haben, begehen sie alsbald irgend ein Ungeschick, daß zu ihrem großen Erstaunen ihr Verderben veranlaßt.

II.

Unterscheidende Diagnostik.

Daraus, daß zahlreiche Ähnlichkeiten zwischen dem geborenen Verbrecher und dem Irren aus Erblichkeit vorhanden sind, daß sie ihre fehlerhafte Gehirnbeschaffenheit aus einer gemeinsamen Quelle, der Erblichkeit, schöpfen, daß sie beide Ergebnisse der Entartung des Stammes sind, daß endlich ein Mensch gleichzeitig Verbrecher und Irreer sein kann — aus alledem folgt nicht, daß man sie einander gleichstellen und in einen einzigen Typus zusammenwerfen müßte. Es sind vielleicht zwei Aeste desselben Stammes, aber wenn sie an der Grundfläche zusammentreffen, so stehen sie am Gipfel auseinander und entwickeln sich in verschiedenen Richtungen. Wir glauben deshalb nicht, mit Lombroso sprechen zu können: „Das moralische Irresein ist eine Gattung, von der das Verbrechen eine Art bildet.“ Für uns sind beide vielmehr benachbarte Arten.

Denn trotz ihrer Ähnlichkeitspunkte wird stets ein Grundunterschied zwischen ihnen bestehen, auf dem die Diagnostik ganz und gar fußen muß: wenn der geborene Verbrecher und der Irre aus Erblichkeit alle Beide Sieche an Verstande sind, so ist doch nur der erblich Irre allein ein Kranker.

Es kommt deshalb darauf an, die Kennzeichen der Krankheit sorgfältig aufzusuchen und ins Licht zu stellen. Und zu diesem Zwecke muß man auf den Ursprung des Betreffenden zurückgehen, die körperliche und sittliche Gesundheit seiner Vorfahren zu Rathe ziehen, seine Kindheit durchforschen, Schritt für Schritt allen krankhaften Zwischenfällen seines Daseins nachgehen, sein geistiges Leben bis in die kleinsten Einzelheiten prüfen, seine Zwischenfälle, Gestaltungen und Wendepunkte hervorheben, die Triebfedern seines Verhaltens aufsuchen, ihre Natur abschätzen,

ab, die Kenntniß von Gut und Böse erlischt, die niedrigen Neigungen werden nach Gefallen befriedigt, die Persönlichkeit überspannt sich, und eine um so mächtigere, weil unbewußte Selbstsucht erstickt jede edle Regung. Dadurch entsteht in den Nervencentren eine wirkliche Berrichtungsstörung, die einer solchen infolge geistiger Krankheit vergleichbar ist. Wenn die nahen Wirkungen weniger schwer sind, so sind zum Ersatz die entfernteren gleichbedeutend. Deshalb sieht man die neuropathische Unvollkommenheit in allen ihren Formen: Neurosen, Störung des geistigen Gleichgewichts, geistige Abweichungen, Verbrechen, Ausschweifung, Gehirnleiden, chronische Krankheiten, Gebrechen, Bildungsfehler und Unfruchtbarkeit nacheinander auf bevorrechtete Stämme herabschießen und sie mit einer zuweilen blitzartigen Schnelligkeit vertilgen.

Auf diese Art beginnen und endigen Kasten, Aristokratien und Dynastien.

Die Aristokratien behaupten sich nur, indem sie von Zeit zu Zeit Bürgerliche in ihren Schoß aufnehmen. Die Spartiaten, welche den Adel Lakoniens bildeten, waren zur Zeit Pykurgs 9000 an der Zahl. Sie zählten, wie Dr. Jacobi sagt, 8000 im Jahre 480, 6000 im Jahre 420, nach der Schlacht bei Leuktra 2000, zur Zeit des Aristoteles 1000, und zur Zeit Xenophons gab es nur 40 Spartiaten, die beiden Könige, die Ephoren und den Senat eingerechnet. Sparta ging aus Mangel an Männern zu Grunde, sagt Polybius.¹

Die römische Aristokratie erlitt dasselbe Schicksal. Um den Patrizierstand zu erhalten, mußte man häufig zu Standeserhöhungen im großen seine Zuflucht nehmen, und auch das eigentliche römische Volk, eine Art niederer Aristokratie im Staate, sank an Zahl dergestalt, daß man unaufhörlich neuen Barbaren den Titel römischer Bürger zugestehen mußte.

Dasselbe war der Fall bei den feudalen Aristokratien Europas. Im Anfange des 15. Jahrhunderts waren die bis zu den Kreuz-

¹ P. Jacobi, *Études sur la sélection dans ses rapports avec l'hérédité chez l'homme.* Paris 1881.

schlechtem Einvernehmen gelebt hatte. In Wirklichkeit wollte Agnoletti, nach Prof. Verga, „mit einem Schlage seinen Gläubigern, seinen Feinden und allen seinen Uebeln entfliehen; es war eine fixe Idee. Wie viel Leute tödten sich in viel weniger elenden Verhältnissen. Er wollte ebenein seinen Sohn an seinem Geschick theilnehmen lassen und zwar aus einem doppelten Irrthum. Der erste war, wie er geschrieben hat, der Glaube, die Sache sei vernunftgemäß und einem Vater erlaubt; der zweite der, seinen Sohn vor einem elenden Leben zu bewahren, ein noch schlimmerer Gedanke als der erste und von uns bei den melancholischen Irren angeführt. In seinem kranken Geiste mußte der Tod des Sohnes den Selbstmord des Vaters vervollständigen. Er hielt ihn unter seinem Mantel, um mit ihm zu Grunde zu gehen. Das kalte Wasser, vor dem Agnoletti stets eine Art Angst empfunden hat, ließ ihn die Arme öffnen und seinen Sohn freigeben, um sich zu retten. Wenn er nicht die Absicht hatte, sich zu tödten, wie man das behauptet hat, warum sollte er es dann mit solcher Feierlichkeit seiner Frau in seinem letzten Briefe ankündigen, den ich sein Testament nenne? Setzte er damit nicht seine Eitelkeit, die er so hoch hielt, dem aus, eine sehr traurige Rolle zu spielen? Das wäre meines sicheren Erachtens für ihn eine höchst quälende Erinnerung. Warum nahm er dann nicht wenigstens sein Geld und seine Werthgegenstände aus dem Hotel de Rome mit, die ihm auf der Flucht so nützlich gewesen wären? Warum ging er dann bis zu den Haaren ins Wasser, was einen Wechsel der Kleidung nöthig machte, sein Entkommen verzögerte und Verdacht erweckte? Wenn der Mord des Sohnes eine Rache gegen die Mutter war, warum verübte er ihn nicht an ihr? Diese Rache, wenn man sie zulassen wollte, war die eines Irren!“

„Die Agnolettis,“ haben einige Zeugen in der Verhandlung gesagt, „sind Verrückte vom Vater auf den Sohn, und Achilles Agnoletti ist ein verrückter Narr.“ Einer seiner Lehrer sagte noch von ihm: „Das gute Kind ist wirklich verrückt“, so heftigen, ungehorsamen und sonderbaren Sinnes war er. In der Armee galt er als halb verdreht. Sein Vater verwünschte ihn; Alle flohen ihn wegen seiner Gewaltthätigkeiten. Nach dem Tode seines Vaters ergiebt er sich tollen Ausgaben und richtet sich in kurzer Zeit durch Ankauf von Kunstgegenständen und unsinnigen Aufwand zu Grunde. Er hatte ein Schloß und vierspännige Equipagen. Er war damals Anfaßen von Erregung mit Größenideen unterworfen und sagte zuweilen gern, er wäre ein hoher Herr, ein König. Während seines Prozesses benahm er sich höchst eigenthümlich. Er rühmte sich im Verhör des ungeheuerlichen Briefes, den er im Augenblick der Vollbringung des Mordes seines Kindes an seine Frau schrieb, mit den Worten: „Wer auch immer ihn lesen wird, wird einsehen, daß das nicht das Werk eines Schwachsinnigen, sondern eines Mannes von Charakter ist!“

Agnoletti fiel durch eine Wandelbarkeit der Stimmung und der Laune auf, die im Einklang mit der Beweglichkeit seiner Augen, seines Gesichtsausdruckes, seiner ganzen Person stand. Die Aussagen stimmen in dem Zeugniß überein, daß er mit äußerster Leichtigkeit von der Freude zur Traurigkeit, vom Lachen zum Weinen, von der Ruhe zur Erregung übergeht. Agnoletti hat bekannt, daß er den Witterungswechsel empfinde, wie ein Hysterischer, und daß er an Zittern litte, das ihm die Gegenstände aus der Hand fallen ließe. In der Mailänder Verhandlung machte seine Haltung einen lebhaften Eindruck auf alle Anwesenden, weil er weinte, schluchzte und im Begriff war, ohnmächtig zu werden. Bald deklamirte er mit vibrierender und fast anmaßender Stimme, bald sprach er nachlässig und schaukelte mit schwingenden Bewegungen hin und her. Der Agnoletti der ersten Verhandlung (er wurde zweimal abgeurtheilt) war von dem der zweiten ganz verschieden. In der ersten gähnte er, zog seine Worte in die Länge und konnte den Faden der Rede nicht festhalten; man mußte ihm eine lange Pause bewilligen. In der zweiten war er nicht mehr derselbe; er erhob sich auf Anrufen wie von einer Druckfeder getrieben, nahm Stellung und Haltung eines unumschränkten Herrn an; man hätte sagen können, daß er durch seine donnernde Stimme und seine zündenden Gesten die Richter und die Geschworenen niederschmettern wollte. Im Gefängnisse folgten sich, wie Dr. Maironi ausgesagt hat, die Tage für Agnoletti, aber sie ähnelten sich nicht.

Agnoletti hat ein rasches und zähes Gedächtniß, einen gewandten und zuweilen glücklichen Ausdruck; aber welchen Gebrauch macht er von seinen Gaben? Er erzählt Ihnen zum Ueberdruß die Geschichte seines Lebens, schweift dabei auf eine Menge Einzelheiten von vollkommen nebensächlicher Bedeutung ab, verweist besonders bei jedem kleinen Zuge, den er für sich von Vortheil hält, und scheint Ihnen denselben mit Siegermiene ins Gesicht zu schleudern; das Verbrechen, gegen das er alle Anstrengungen seiner Logik hätte richten müssen, hat er so übergenu beschreiben, daß die Zuhörer schauderten, aber er hat sich nicht die geringste Sorge gemacht, um den Versuch, es zu verhüllen, zu verkleinern und zu entschuldigen. Wenn jemals ein entscheidender Beweis für das völlige Fehlen des sittlichen Gefühls und für den Irrthum des Urtheils über die Würdigung eines Kriminalfalles gegeben worden ist, so ist das in diesem Falle geschehen. Agnoletti begnügt sich damit aus allen Kräften zu rufen: „Ich bin unschuldig, mein Gewissen wirft mir nichts vor;“ als ob man ihm aufs Wort glauben und die Unschuld eines Angeklagten sich nach der Kraft seiner Zungen bemessen müsse.

Als persönliche Antecedentien erhob man bei dem Angeklagten Kopfschmerzen, Schwindelanfälle und Hämorrhoiden.

Die erblichen Vorgänge sind folgende: sein Großvater von Mütter-

seite, der an kongestivem Irresein litt, ist im Größenwahn gestorben. Eine Tante von derselben Seite, deren Mutter irre war, hat an Geistesstörung mit Selbstmord- und Mordtrieb gelitten. Sein Großvater von Vatersseite war hypochondrisch. Er konnte bei der Untersuchung der Ausleerungen die Suppe, das Suppenfleisch und den Braten darin wiedererkennen. Seine Mutter war hysterisch und hatte Aufregungsanfälle. Sein Vater endlich war ein „schwer zu behandelndes Original“, sauertöppisch und schweigsam. Man nannte ihn „den Böjewicht“.

Prof. Verga fragt sich zum Schluß, welchen Namen man einem so veränderlichen, verschwenderischen und eitlen Menschen geben soll, an dem die väterliche Erziehung, das Schulleben und die militärische Mannszucht keinerlei Handhabe gefunden haben, der seine Frau anzubeten behauptet und ihre geringen Fehler nicht ertragen kann, der seinen Sohn unter Thränen der Zärtlichkeit liebt und ihn ertränkt? Welchen Namen dieser seltsamen Mischung von Gut und Böse, Liebe und Haß, Gutmützigkeit und Wildheit, Größe und Niedrigkeit, Zartgefühl und Roheit? Die Wissenschaft hat den Namen gefunden: das „vernünftelnnde Irresein“. Nun, wir wissen, was man unter diesem Worte zu verstehen hat.

Nach Krafft-Ebing,¹ der die Zeichen des moralischen Irreseins wohl erforscht hat, kann man beweisen, daß in allen Fällen eine angeborene fehlerhafte Gehirnorganisation besteht oder daß der Betreffende während seines Lebenslaufes eine schwere Gehirnkrankheit gehabt hat. Wir haben dasselbe zu Anfang dieser Arbeit auseinandergesetzt. Nach seiner Meinung entspringt die angeborene Gehirnentartung wesentlich Eltern, die an Geistesstörung, Epilepsie oder Alkoholismus leiden. Nach Verga ist es ratsam, dieser Aufzählung die Hysterie, die Hypochondrie und die scharf charakterisirten Gehirnkrankheiten, wie Gehirnhautentzündung, Gehirnentzündung und selbst Apoplexie anzureihen.

Wenn man von der erblichen zur persönlichen Vorgeschichte übergeht, findet man im Lebensanfang der moralisch Irren oft schwere Krankheiten des Nervensystems, Krämpfe der Kinder, Ent-

¹ Friedrichs Blätter für gerichtl. Medizin, Nürnberg 1871 (Ann. méd.-psych., 1873).

zündungen des Gehirns und seiner Hüllen, die Wiederkehr beunruhigender Nervenerscheinungen unter dem Einfluß der geringsten Ursache. Diese verschiedenen Zufälle hinterlassen eine dauernde Veränderung der Nervencentren, von dem später Störungen des Gefühls und des Verstandes abhängen.

Weiterhin, in der Pubertätszeit, finden wir bei ihnen neue Nervenstörungen: Veitstanz, Hysterie in verschiedenen körperlichen oder geistigen Kundgebungen, Schwindel- oder vorübergehende¹ epileptieartige Anfälle, Delirien, wirkliche Irrensinnzustände.

Noch später leiden sie an Blutandrang zum Kopf und an epileptieartigen Anfällen. Wir haben das alles bereits gesagt und wenn wir abermals Nachdruck darauf legen, so geschieht das, weil der Nachweis dieser krankhaften Vorkommnisse von hauptsächlichlicher Wichtigkeit ist.

Lasègue sagt: „Ebenso wie bei den Leuten, deren Gesundheit durch eine primäre Krankheit gestört worden ist, in Zusammenhang mit jener ersten eine sekundäre Krankheit entstehen kann, so giebt es auch sekundäre Krankheiten bei den Individuen, deren Geisteszustand schon gestört gewesen ist.“² Und in der That hinterläßt jeder dieser Zufälle eine neue Veränderung des Nervensystems, welche die geistigen Fähigkeiten im Sinne der Verfehrung und Zerstörung beeinflusst.

Man findet ferner bei denselben Menschen eine große Neigung zu Delirien, unter dem Einfluß alltäglicher Ursachen; eine so ausgesprochene Intoleranz gegen die alkoholischen Getränke, daß jeder noch so leichte Exceß Delirien nach sich zieht; sowie endlich eine große Anlage zu Anfällen von gewöhnlichen Formen des Irreseins.

Die Feststellung dieser verschiedenen krankhaften Besonderheiten ist für die Diagnostik von großer Bedeutung. Wenn wir andererseits auf das psychologische Gebiet vordringen, so finden wir auch hier gewisse sehr werthvolle Verschiedenheiten. Der

¹ Wir erwähnen absichtlich nicht die ausgebildete Epilepsie, denn unjeres Erachtens gestattet der Nachweis dieser Krankheit keinen Zweifel über die Natur der begleitenden geistigen Störungen.

² Lasègue, Les cérébraux. Etudes médicales, 1884.

geborene Verbrecher hat, wie scharf auch manche seiner Geistesanlagen, seine Gewandtheit, seine Schlaueit und Kühnheit sein mögen, meist nur einen beschränkten Verstand; der erblich zu Geisteskrankheit Veranlagte kann im Gegentheil glänzende Fähigkeiten besitzen. Der Erstere bleibt sich in dieser Beziehung stets gleich, der Zweite kann sehr verschiedene Wechsel durchmachen, in denen sein Geist vermöge unbekannter Gewalten, abwechselnd aufzuleuchten und zu erlöschen scheint.

Ueber diese Thatsache liegt eine sehr merkwürdige Beobachtung Morels vor:

„In einer sehr schwierigen Sachverständigen-Untersuchung, die ich in Gemeinschaft mit den Doktoren Duménil und Vingtrinier gemacht habe, handelte es sich um einen jungen Mann, der Wechsel im Betrage von 3000 Franken gefälscht hatte. Wie sollte man eine derartige That entschuldigen? Wenn es auch Kranke giebt, die stehlen (Paralytiker, Hysterische, Epileptiker), so ist es viel schwerer gelten zu lassen, daß sie sich dem Betruge hingeben. Nichts ist mehr vorausbedacht und überlegt als eine derartige Handlung; wir hatten deshalb nicht den Gedanken, die Handlung des Angeklagten zu entschuldigen, aber wir führten ihn von seiner eigentlichen krankhaften Seite vor. Er war ein bizarrer, excentrischer, instinktmäßig handelnder erblich Belasteter, der in einem anscheinend wohlbeschaffenen Kopfe ein fehlerhaftes Gehirn verbarg. Er hatte seine Studien nicht beendigen können. Er war albern. Das Geld, das er sich verschafft hatte, war zum geringeren Theile zur Befriedigung seiner sinnlichen Leidenschaften verwendet. Den größeren Theil davon widmete er dem Ankauf von Kinderspielzeug oder unnützen Dingen u. Diese Sachlage wurde in Erwägung gezogen. Der Mensch wurde entmündigt und nach Quatre-Mares (Irrenanstalt) geschickt, wo er den Beweis gab, daß Größenwahn bei ihm bestand. Er verließ die Irrenanstalt sehr gebessert und wurde nach Afrika geschickt, wo er seine Gaunereien wieder aufnahm. Der Bericht, den wir beim ersten Falle gemacht hatten, wurde dem kaiserlichen Generalstaatsanwalt eingehändigt. Unser Kranker entging zum zweiten Male einer entehrenden Strafe. Er wurde zu den Brüdern Labitte nach Clermont geschickt. Er ist von dort entlassen, und ich führe als Beweis, daß man bei derartigen Zuständen die Hoffnungen nicht aufgeben soll, an, daß es ihm vollkommen wohl geht und er eine Stellung bei einer öffentlichen Verwaltung ausfüllt, ohne daß seine Vorgesetzten sich jemals über ihn zu beklagen gehabt hätten.“¹

¹ Morel, Med.-psychol. Gesellsch., 30. Juli 1886 (Ann. méd.-psych., 1867).

Es giebt eine Form von Geistesstörung, die mit dem Namen circuläres Irresein bezeichnet wird, weil darin Aufregung und Herabsetzung der geistigen Thätigkeit in einer Art von circulus viciosus abwechseln. Sehr viele erblich Belastete bieten mehr oder weniger andeutungsweise und skizzenhaft diesen circulären Zustand des geistigen und sittlichen Vermögens. Nachdem sie monate- und manchmal jahrelang aufgereggt waren, sieht man sie plötzlich in eine Art gleichgültiger und stumpfer Schlassucht versinken, die den Eindruck endgültigen Schiffbruchs erweckt. Kühn, thätig, fieberhaft und voll Selbstvertrauen in der ersten Periode, werden sie in der zweiten unentschlossen, niedergeschlagen und bedenklich.

Das Auftreten mit freien Zwischenzeiten, ein bei Nervenleiden gewöhnliches Symptom, ist ebenfalls eins der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale der Seelenleiden ohne tiefere Vernunftstörung. Wir haben gesehen, daß manche erbliche Geisteskrankheiten, wie die Dipomanie, der Brandstiftungs- und Stehl-, der Mord- und Selbstmordtrieb, wesentlich periodisch waren. Dasselbe periodische Auftreten bemerkt man bei gewissen weniger ausgesprochenen, aber ebenfalls durchaus thatsächlichen Zuständen, wie beim Bagabundiren, bei der Verkehrung des sittlichen Fühlens, der Wiederkehr entarteter Instinkte, geschlechtlicher Ausschreitungen oder Verirrungen, schädlicher oder verbrecherischer Handlungen.

Endlich kann man sagen: wenn bei dem geborenen Verbrecher der Sinn für Moral nicht vorhanden ist oder nur schwache Wurzeln hat, so ist er bei dem zum moralischen Irresein gehörenden Belasteten vielmehr verkehrt. Letzterer bietet noch mehr als Ersterer vielfache Gemüthsverkehrungen, übertriebene Selbstsucht, ungereimten Stolz, völlige Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht er selbst ist. Man muß außerdem mit Esquirol und Krafft-Ebing¹ bemerken, daß er meist seinem Vortheile zuwider handelt und alle Klugheit außer Augen läßt, daß in seinen Handlungen Unwiderstehlichkeit, Unwillkürlichkeit und meist augenscheinliche Ungereimtheit sich finden; daß er das Schreck-

¹ Krafft-Ebing, a. a. D.

liche seines Verbrechens nicht begreift, dem gegenüber das Gewissen unempfindlich und kalt bleibt; daß er es nicht immer zu verheimlichen sucht, sondern damit wie mit einem Ruhmestitel prahlt, — ohne jedoch zu vergessen, daß er in gewissen Fällen denselben Beweggründen wie andere Menschen gehorchen und Vertheidigungs- und Entschuldigungsgründe suchen kann, wie der erste beste Verbrecher.

Wenn abgesehen vom ausgesprochenen Wahnsinn keins der eben von uns erforchten Zeichen für die Krankhaftigkeit des Verstandes und der Moral vollkommen kennzeichnend ist, so kann man frei heraus versichern, daß die Vereinigung mehrerer Zeichen in den meisten Fällen genügt, um eine Diagnose zu stellen. Und wenn es unbestimmte Fälle giebt, wo der Sachverständige zwischen Verbrechen und Irresein schwankt, so muß man das als die Ausnahme kennen. Es kommen freilich zuweilen vor Gericht abweichende Ansichten zwischen Sachverständigen vor, die mit der Untersuchung eines im Verdachte des Irreseins stehenden Angeklagten beauftragt sind, aber es ist hervorzuheben, daß das fast stets zwischen Irrenärzten von Fach und in Sachen des Irreseins unbefugten Praktikern der Fall ist.

III.

Zurechnungsfähigkeit.

„Es besteht weder Verbrechen noch Vergehen,“ sagt das Gesetz (Artikel 64 des Code pénal), „wenn der Angeklagte zur Zeit der Handlung im Zustand der Demenz oder durch eine Macht getrieben war, der er nicht widerstehen konnte.“

Da das Wort Demenz in der (französischen) Gerichtssprache gleichbedeutend ist mit Geistesstörung, spitzt sich die Frage der gesetzlichen Zurechnungsfähigkeit demnach genau auf eine Frage der Diagnose zu. War der Angeklagte zur Zeit der Handlung geisteskrank? So ist er nicht zurechnungsfähig. War

er geistesgesund? So ist er zurechnungsfähig und der Gesellschaft für sein Verhalten verantwortlich.

Darüber hinaus giebt es nur Einspruch, Erörterung, Eindrängen von Unbefugtheiten und Verwirrungen.

Das ist übrigens nicht die Meinung der Anhänger der „theilweisen Zurechnungsfähigkeit“. Letztere lassen die gänzliche Unzurechnungsfähigkeit nur im Falle allgemeinen Irreseins zu. Wenn der Angeklagte nur eine theilweise Geistesstörung, einen auf eine gewisse Anzahl von Ideen beschränkten Wahn darbietet, ist er nicht verantwortlich, insoweit er unter dem Einfluß seines Wahns gehandelt hat, wird aber als verantwortlich angesehen allemal, wenn der Beweggrund, dem er gehorcht hat, dem Kreise seiner krankhaften Vorstellungen fremd ist. Man nimmt an, daß die umschriebene Verletzung seines Verstandes seine Vernunft nicht derartig in Unordnung gebracht habe, daß er nicht mehr den Begriff von Gut und Böse habe und daß er dem Zuge seiner Leidenschaften gar keinen Widerstand entgegensetzen könne. Weshalb sollte ein Mensch, der eine seiner Geistesstörung deutlich fremde Handlung begeht und sie mit einem augenscheinlich verderbten Willen ausführt, nicht seinen Theil von Verantwortung tragen, wie jeder andere Schuldige? Darin liegt nach den Anhängern dieser Lehre, deren beredtester Wortführer Legrand du Saulle ist, etwas den gefunden Menschenverstand Beleidigendes und den Bedenken eines beunruhigten Gewissens Widerstrebendes.

Anderer, deren Meinung, wie wir glauben, gegenwärtig keine Vertreter mehr hat, sind noch weiter gegangen, denn Casper behauptete in einer unweit zurückliegenden Zeit, daß jeder an theilweisem Wahnsinn Leidende in allen Fällen verantwortlich sein müsse, ob er nun unter dem Einfluß des Wahnes gehandelt habe oder nicht.

Um diese Lehre aufrecht zu erhalten, muß man, wie Legrand du Saulle, die Einheitlichkeit des Geistes leugnen und annehmen, daß ein von einer fixen Idee in Beschlag genommener Mensch trotzdem genügend Herr seiner selbst sei, um üblen Neigungen zu widerstehen. Die aufmerksame Beobachtung zeigt

indessen — und wir haben uns im ganzen Verlauf dieser Arbeit bemüht, diesen klinischen Punkt wohl hervortreten zu lassen —, daß, wie eng auch der Kreis erscheint, in dem der Wahn sich bewegt, der Verstand nichtsdestoweniger in seiner Totalität gestört ist, daß krankhafte Ideen nur auf einem schon vorher krankhaften Boden keimen und sich entwickeln können, daß das Irresein zwar verschieden in seinen Aeußerungen, aber in seiner Natur nur eines ist, und daß es endlich keinen „Monomanen“ giebt, der nicht in seinem Lebenslaufe mehrere verschiedene „Monomanien“ darböte, die ja veränderliche Symptome einer Krankheit, nicht selber Krankheiten sind.

Zwei schwere Folgen ergeben sich aus der Lehre von der theilweisen Zurechnungsfähigkeit: zunächst, daß ein Kranker — denn selbst nach Pégand du Saulles Aussprache muß die Geistesstörung, wenn sie auch nur eine theilweise ist, doch immer eine Krankheit bleiben — dem ausgesetzt ist, eine unauslöschliche Brandmarkung zu erleiden und seiner Familie zuzufügen, und zweitens, daß er, anstatt die für seinen Zustand geeignete Pflege zu empfangen, sich im Durcheinander des Gefängnisses oder des Bagno unter die gewöhnlichen Verbrecher mischen muß, wosfern man nicht für die theilweise Irren eine besondere Strafbarkeit und Gefängnißirrenanstalten schafft.

Diese Einzelheit scheint uns bezeichnend; sie würde die Lehre richten, wenn sie nicht schon durch die Falschheit ihres Grundsatzes verurtheilt wäre, der auf einem medizinischen Irrthum beruht. Aber selbst angenommen, daß er richtig wäre, wie will man den Bereich des Wahnes genau umgrenzen?“, bemerkt vortrefflich Jules Falret, der beredte Gegner der theilweisen Verantwortlichkeit.

„Wie kann man versichern, daß die und die That, in dem und dem Augenblicke vollführt, den Wahnvorstellungen des Betreffenden gänzlich fremd sei, während die und die andere, in demselben Augenblick begangen, einem krankhaften Antriebe zugeschrieben werden muß? Wie kann man so die menschliche Seele zerstückeln und zwei unterschiedliche Theile aus dem Untheilbarsten

am Menschen, seiner Persönlichkeit, seiner freien Willensbestimmung, seiner Verantwortlichkeit machen? Wie will man ihn gleichzeitig für gewisse Thaten strafen und wegen gewisser anderer freisprechen? Wer könnte sich anmaßen, was im Innersten des Gewissens vorgeht, ohne jedes innere oder äußere Zeichen mit Sicherheit abzuschätzen? Wer könnte den Grad des Triebes wägen und messen, der den Kranken zur That getrieben, und den Grad des Widerstandes, den er ihm entgegenzusetzen konnte? Wer bildet sich ein, ein Phrenometer zu besitzen, d. h. ein hinreichend genaues und pünktliches Instrument, um in der geistigen und moralischen Statistik, in dem verwickelten Mechanismus der geistigen, moralischen und instinktmäßigen Kräfte mit Genauigkeit die Macht der Triebkräfte und das von den Widerstandskräften ausgeübte Gegengewicht zu berechnen?"¹

Wir wiederholen: eine gewisse gesetzliche Verantwortlichkeit in Sachen geistiger Störung annehmen, heißt eine wissenschaftliche Kezerei begehen und das Leben und die Ehre von Einzelnen und Familien der Willkür und dem Zufall überliefern. Wenn man übrigens die theilweise Verantwortlichkeit bei den Irren annähme, müßte man sie mit um so größerem Rechte bei den Geistesgesunden zulassen. Denn wer würde wagen zu leugnen, daß unter allen Menschen zahllose Stufen in der freien Willensbestimmung bestehen, und noch mehr, daß derselbe Mensch eine nach Zeit und Umständen veränderliche Freiheit besitzt? Von dem gescheiten, gebildeten, mit hohen sittlichen Eigenschaften begabten Manne, der eine fast unumschränkte Herrschaft über seine Gedanken und Neigungen ausübt, bis zu dem plumpen, unwissenden, durch Erziehung lasterhaften Wesen, das in einer Umgebung erzogen ist, wo die schlechten Leidenschaften sich ohne jede Einschränkung entwickeln — giebt es dazwischen nicht eine unendliche Zahl von Graden der sittlichen Verantwortlichkeit?

Die sittliche Zurechnungsfähigkeit ist aber nicht die gesetzliche

¹ Jules Falret, Dict. encyclop. des Sciences méd., 3. Serie, Bd. III.

Zurechnungsfähigkeit und das Strafgesetzbuch kein Lehrbuch der Philosophie. Wenn das Gesetz von Allen dieselbe Rechenschaft über ihre Handlungen verlangt, und wenn es nur auf die Gefahr hin, kein Gesetz mehr zu sein, zwischen einem sittlich wohl Begabten und einem anderen weniger Begabten keinen Unterschied machen kann, so kann es auch keinen solchen zwischen einem sehr Kranken und einem anderen, in geringerem Grade Kranken machen: alle Beide sind krank, das genügt, um sie der Zuständigkeit entschlipfen zu lassen.

Lassen wir jetzt das eigentliche Irresein bei Seite und versehen wir uns in die Betrachtung einer der zahlreichen Abarten geistiger Fehlerhaftigkeit, die auf der Grenze der Vernunft und des Irreseins stehen und nicht in zweifelloser Form den Stempel der Krankheit tragen. Welches Verhalten soll der Sachverständige einschlagen? Wird er nach Aufbringung der Geschichte des Betreffenden, nach Erhebung seiner erblichen Antecedentien und seiner geistigen und sittlichen Unvollkommenheiten, kurz nach Feststellung seiner geistigen Gebrechen imstande sein, ein Urtheil zu fällen, und wohin wird dies Urtheil lauten?

Besonders in diesen gemischten Fällen wird es zweckmäßig sein, den Grad der Zurechnungsfähigkeit zu erörtern und zuzulassen, daß sie je nach dem Falle und den Umständen herabgesetzt sein kann. Mit anderen Worten: obgleich der Sachverständige anerkennt, daß seine Nachforschungen nicht dazu geführt haben, ein ausgeprägtes Irresein festzustellen, hat er die Pflicht, die Behörde darauf aufmerksam zu machen, daß der Betreffende sich mehr oder weniger vom Normalen entfernt, daß seine Geistesbeschaffenheit mehr oder weniger fehlerhaft und demgemäß seine sittliche Freiheit dadurch mehr oder weniger vermindert sei.

Für die Würdigung derartiger Thatfachen kann man keine unveränderlichen Regeln aufstellen, und jeder besondere Fall muß individuell gewürdigt werden. Die bloße Thatfache, daß man bei einem Menschen geistige Gleichgewichtsstörung oder erbliche Anlage nachweist, kann ihn nicht von jeder Verantwortlichkeit entlasten. Was würde dann geschehen? Es würde weder

Abenteurer, noch schädliche Excentrische, noch Industrieritter, noch Wüflinge, noch Vagabunden, Säufer, Hysteriker u., selbst keine Verbrecher mehr geben, wenn Letztere ebenfalls Entartete, erblich Belastete sind, wie die Wissenschaft annehmen möchte; es würde nur unglückliche erblich Geschädigte geben, die mehr zu beklagen, als zu strafen wären.

Dennoch hat die Gesellschaft das Recht und die Pflicht, sich zu vertheidigen. Soweit diese Betreffenden nur Lücken in ihrer Einsicht bieten, solange sie sich darauf beschränken, schlecht begabte Wesen, Belastete, einfache Veranlagte zu sein, sind sie für ihre Führung verantwortlich. Sie besitzen, wie ebenfalls Jules Fauret¹ jagt, die Haupteigenschaften des Menschengeschlechts, und ihre, wenn auch noch so schwachen Fähigkeiten gestatten ihnen dennoch bis zu einem gewissen Grade, die Sittlichkeit ihrer Handlungen zu schätzen, Gut und Böse zu unterscheiden und sich der Begehung gesetzwidriger Handlungen zu enthalten. Man würde die Nachsicht zu weit treiben, wenn man sie in jedem Falle von allem Uebel, das sie thun können, freisprechen wollte. Andererseits wäre es übertrieben, sie vollkommen den Menschen gleichzustellen, welche im vollen Genuße ihrer Geisteskräfte sind. Daher die Nothwendigkeit, für diese Gruppe von Menschen eine gewisse Verminderung der gesetzlichen Zurechnungsfähigkeit anzunehmen.

Das sind die Grundsätze, die sich allmählich aus dem Studium der Psychopathologie entwickelt haben. Man kann sagen, daß diese Wissenschaft, weit entfernt — wie man das ein wenig abgedroschenerweise behauptet hat —, das Bereich der Justiz zu schmälern, in hohem Grade dazu beigetragen hat, ihre Urtheile zu erleuchten und ihr Ansehen zu vermehren.

„Wir sind nicht mehr in der Zeit,“ rief vor einigen Jahren in einem Strafprozeß ein italienischer Beamter, „wo Tausende von Hexen und Besessenen verbrannt wurden, noch in der uns näher liegenden Zeit, wo ein Richter laut verkündete, daß ge-

¹ Jules Fauret, a. a. O.

wisse Verbrecher Irre wären, die man auf dem Grèveplatz¹ heilen müsse.“ Wenn es nicht mehr so ist, so verdanken wir das den Fortschritten der Seelenkrankheitskunde.

Es geht aber mit dieser Wissenschaft wie mit allen anderen. Unvollkommen erforscht, oberflächlich gekannt, giebt sie Mißbräuchen der Sprache, übertriebenen Auslegungen, irrigen Schlüssen Raum, für die sie nicht verantwortlich zu machen ist.

Ein Tageschriftsteller sagte neulich: „Man braucht nur die Menge der Adjektiva zu sehen, die wir zu Substantiven improvisirt haben, um den Angeklagten zu entschuldigen, und man fühlt, daß unser Zeitalter der Scheitelpunkt des falschen Gefühls ist. Alles geschieht zu Gunsten der Bedürfnisse der Vertheidigung; ein Mörder ist für uns nicht mehr ein Mörder, sondern ein „Unbewußter“, ein „Unzurechnungsfähiger“. „Impulsiv“ ist die neueste Wortneubildung im Kriminalfache . . .“²

Diese Kritiken richten sich an die Rechtsanwälte, die Pitteraten, die Tageschriftsteller selbst, nicht an die Wissenschaft und ihre Vertreter.

Dem es ist ein sehr wenig gerechtfertigtes Vorurtheil, das behauptet, die Specialärzte sähen Irre in allen Schuldigen. Ich weiß nicht, ob eine Statistik der von den Sachverständigen an die Gerichte erstatteten Gutachten für oder gegen Irresein vorhanden ist, aber wenn sie aufgestellt und veröffentlicht wäre, würde sie nach unserer Ueberzeugung Diejenigen sehr in Erstaunen setzen, die an das Urtheil der Sachverständigen für Geisteskrankheiten glauben.

Bei der Genauigkeit und Schärfe, wozu sie gebracht ist, darf die Wissenschaft kein Mißtrauen mehr einflößen, und wenn ein Bedauern auszudrücken ist, so ist es das, daß sie nicht häufiger befragt wird, denn es kommen noch richterliche Irrthümer vor, die vermieden werden könnten.

Im Jahre 1866 erklärte ein Oberaufseher, daß in dem Gefängniß, an dem er angestellt war, wenigstens zwölf Ge-

¹ D. h. mit der Guillotine.

² Lorédan Larchey, Monde illustré, 16. Juli 1887.

fangene wären, bei denen Geistesstörung wahrscheinlich sei.¹ Gutsch, Arzt der Gefängnisse Badens, stellt fest,² daß er bei mehreren Gefangenen eine deutliche Geistesstörung nachgewiesen habe, die annehmen ließe, daß sie zur Zeit ihrer Verbrechen bereits geisteskrank waren.

In der Enquête der englischen Kommission, die 1865 vom Parlament eingesetzt wurde, um die Frage der Todesstrafe zu erforschen, liest man, wie Brierre de Boismont³ sagt, daß Lord Sidney Godolphin, der Untersuchende der Irrenanstalt Denham, anerkannt habe, daß die Todesstrafe an Irren vollzogen sei.

„Man kann sich eine Vorstellung von den Folgen des verkannten oder zurückgewiesenen Irreseins machen,“ sagt wiederum derselbe Arzt,⁴ „wenn man in der Arbeit des Dr. Baron von Mundry über die ausländischen Gesetzgebungen bezüglich des Irreseins liest, daß der Jurist Fikroy Kelly im Jahre 1864 erklärte, daß man während der letzten 64 Jahre in England 60 Justizmorde begangen habe, indem man ebensoviel Geistesfranke hinrichtete. Eine Schrift des englischen Arztes Madden über die Geistesstörungen und die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Irren lehrt, daß in einigen Jahren deren 11 zum Tode verurtheilt und 8 hingerichtet sind. Die drei übrigen sind begnadigt worden, aber wieder eingesperrt.“

Eine Statistik des Dr. Vingtrinier⁵ umfaßt 4300 Verurtheilte, darunter 262 Irre. Unter dieser Zahl sind 176 von den Aerzten als Irre bezeichnet und von den Richtern angenommen; 82 Verurtheilungen sind ausgesprochen, ohne daß Aerzte befragt wären oder selbst gegen deren offenbarte Meinung. Von den 6 wegen Kriminalverbrechen Verurtheilten ist einer hingerichtet,

¹ Revue des Deux-Mondes, 1. Juli 1866.

² Gutsch, Berichte über Geistesstörung bei Einzelhaft.

³ Brierre de Boismont, Ann. méd.-psych., 1873.

⁴ A. a. O.

⁵ Vingtrinier, Des alienes dans les prisons et devant la justice, 1853.

die übrigen 5 sind irre geworden. Von den 76 wegen Polizeivergehen Verurtheilten ist einer kurze Zeit nach der Verhaftung gestorben, 19 haben ihre Strafe in der Irrenabtheilung von Bicêtre erlitten, die anderen 56 mußten wenige Tage nach ihrer Verhaftung in eine Irrenanstalt gebracht werden.

„Ein trauriges Beispiel dieser richterlichen Irthümer¹ ist das des Mörders des Erzbischofs Sibour. Die Antecedentien des Mörders, Berger, eines Priesters der Diöcese Paris, deuteten auf einen exaltirten, unruhigen, zu Drohungen geneigten und melancholisch gestimmten Charakter hin. Er zählte in seiner Familie acht Irre und Selbstmörder. Man hatte ihn in das Gefängniß zu Melun gesetzt wegen eines Vergehens, das man als gerichtlich strafbar ansah. Zwei Monate vor dem Verbrechen war er von der Instanz entbunden. Dieser Umstand scheint unbekannt gewesen zu sein, da man ihn in der Verhandlung nicht erwähnt hat. Die Störung seines Geistes war indessen mehreren Geistlichen und besonders einem der Pariser Pfarrer nicht entgangen.“ Und dennoch wurde — wie Tardieu bezeugt, der einen Brief von Berger veröffentlicht,² welcher die Exaltation seines Geistes beweist — dieser Unglückliche keiner Untersuchung unterworfen, obwohl die Gefahr seines Irrensinn der Obrigkeit mitgetheilt worden war.

Tardieu kennzeichnet die lebenslängliche Verurtheilung eines anderen melancholischen Irren, der im Großen Theater zu Lyon eine ihm unbekannte Frau getödtet hatte, um Muße zu seiner Wiederausöhnung mit Gott zu haben, in dieser Weise: „Jobard ist ein Geisteskranker und ein Opfer des schwersten und grausamsten richterlichen Irthums.“

Besonders eine Form des Irreseins giebt den verschiedensten Auslegungen sowohl seitens der Behörden wie seitens der Oeffentlichkeit Raum. Es ist gerade die, welche uns im Laufe dieser Arbeit fast beständig beschäftigt hat: die, welche sich besonders durch die Störung der Gefühle und der Handlungen äußert, während sie wenigstens scheinbar den eigentlichen Verstand schon. Sie wird sogar häufig von den Aerzten verkannt, welche nicht tiefer in das Studium der Geisteskrankheiten eingedrungen sind. Nach Aussage von Kraft-Ebing, dessen gerichtlich-medizinische

¹ Briere de Boismont, a. a. D.

² Tardieu, Étude médico-légale sur la folie. 2. Aufl. Paris 1880.

Arbeiten als maßgebend gelten, ist der Bagno von moralisch Irren, Opfern richterlicher Irrthümer, gefüllt, und Verga behauptet, wenn das moralische Irresein so gewöhnlich in den Anstalten für Reiche und so selten in den Anstalten für Arme vorkomme, so sei das der Fall, weil Erstere einsichtigeren Behörden und tüchtigeren Anwälten den Vorzug verdankten, vor Verurtheilungen bewahrt zu bleiben, denen die Anderen nicht entfliehen können.

Es sind das dieselben anscheinend klaren Irren, die von Zeit zu Zeit zu den dramatischen Geschichten von willkürlichen Einsperrungen Anlaß geben, welche so heftige Verwahrungen in der Presse und im Publikum aufrühren. Und doch, was thun? Soll die Gesellschaft angesichts ihrer Missethaten, ihrer Aergernisse und gelegentlichen Verbrechen beruhigt zusehen? Soll man sie gerichtlich verfolgen? Sie sind ja doch unzurechnungsfähig! Sie als Irre einsperren? Sie sind ja doch klar! In solche Sackgasse läßt man sich führen, wenn man nicht allen wesentlichen Theilen der Aufgabe Rechnung tragen will.

Gelegentlich einer aufsehenerregenden Einsperrung, deren gesetzliche Rechtmäßigkeit von keinem Menschen mit gesundem Verstand in Zweifel gezogen werden kann — mit jenem gesunden Menschenverstand, der gewissen Juristen genügte, um alle Fälle von Geisteskrankheit zu diagnosticiren — haben die Zeitungen kürzlich alle alten Clichés von angeblichen willkürlichen Einsperrungen wieder ausgegraben. Insbesondere hat man die Angelegenheit des Herrn von P. wachgerufen, deren Beschreibung wir in einem der Abschnitte dieses Buches (§. 95 ff.) geliefert haben, und ihn als eines dieser unschuldigen Opfer hingestellt.

Dieser Mensch, hat man gesagt, legt allerdings eine große Gehirnaufregung an den Tag; er macht die ungegründetsten Pläne, seine Vorstellungen sind so überfließend und so äußerst verschiedenartig, daß sie dadurch verworren werden und an Zusammenhangslosigkeit grenzen; er ergiebt sich den excentrischesten Handlungen. Ihr wollt ihn in Charenton einsperren? Ist denn das nöthig? Er hat noch Niemand Böses gethan; wem können

seine Extravaganzen schaden? Eure ungerechte Maßregel wird keine andere Wirkung haben, als ihn völlig verrückt zu machen.

Wir wollen indessen sehen. Eines Tages begeht Herr v. P. eine etwas stärkere Extravaganz als die übrigen. Er bekam Lust, in naturalibus in den Straßen einer Großstadt spazieren zu gehen. Die Behörde dachte ebenfalls, daß Charenton nicht für diesen Mann passe; sie schickte ihn vor das Zuchtpolizeigericht, das ihn verurtheilte. Einige Monate vergehen. Derselbe Herr von P., der den Lauf seiner Excentricitäten wieder aufgenommen hat, erscheint auf seinem Balkon in noch leichterem Bekleidung als das erste Mal und überläßt sich Kundgebungen, welche die öffentliche Sittlichkeit verletzen. Neue Verfolgungen, polizeigerichtliche Verurtheilung und wegen des Rückfalles Verbot, die Ehrenzeichen zu tragen. Erst spät verfiel man darauf, daß Herr von P. am Ende unzurechnungsfähig sein könne und endete mit dem, womit man hätte beginnen sollen: man schickte ihn nach Charenton. Herr von P. hatte darum nicht minder eine doppelte Brandmarkung erlitten und war das Opfer eines doppelten richterlichen Irrthums gewesen. Ich überlasse diese kleine Geschichte dem Nachdenken der Gegner der Einschließung angeblich klarer Geisteskranker.

Zehnter Abschnitt.

Irresein und Civilisation.

I.

Das Irresein in der Geschichte.

Das Irresein spielt in den Geschicken der Welt eine Rolle, die wenige Leute ahnen. Es ist gewissermaßen das Absegel für jeden Fortschritt des Menschengenusses. Solange das menschliche Gehirn verhältnißmäßig unthätig bleibt und die bewundernswerthen Reime, die es im embryonalen Zustande oder gebunden enthält, keine Pflege und Entwicklung erfahren, bleibt das Irresein fern, wie bei den wilden Völkern. Sobald es sich entwickelt und sich durch ununterbrochene Uebung und Arbeit und mit Hülfe der geselligen Zuchtwahl und der Erbllichkeit vervollkommnet, sobald der Gedanke hineindringt und sich als Gebieter einrichtet, schleicht das Irresein sich hinter ihm ein und bemüht sich, sein Werk zu verdrehen und zu zerstören.

Das Gehirn eines civilisirten Menschen übertrifft das eines Wilden um 30 Prozent im Gewicht, und die anthropologischen Forschungen zeigen, daß der Schädelraum eines Parisers der Neuzeit merklich dem eines Parisers von vor einigen hundert Jahren überlegen ist. So entwickelt sich das Organ des Denkens nach Maßgabe der Vervollkommnung des Verstandes, und man kann mit H. Spencer richtig sagen, daß dank den von unzähligen denkenden Geschlechtern angehäuften und durch die Vererbung befestigten Erfahrungen das Gehirn eines Kindes unserer Tage die

höchsten geistigen Fähigkeiten latent enthält, und daß nur kraft der von Alter zu Alter aufgesparten Fortschritte aus einem Wilden, der seine Finger nicht zählen kann und dessen Sprache rudimentär ist, mit der Zeit Leute wie Newton und Shakespeare hervorgehen können.

Je mehr es sich aber vervollkommnet, um so gebrechlicher, empfindlicher und folglich den zerstörenden Einflüssen zugänglicher wird das Gehirn, ob nun diese Einflüsse aus dem Gehirn selbst entstehen oder von der Außenwelt herkommen. Deshalb ist die Geschichte des Irreseins zugleich die Geschichte der Civilisation. Sobald die religiöse Vorstellung, diese erste Form des Denkens, bei einem Volke erwacht, fördert sie Propheten, Verzückte und Hallucinanten, d. h. Gestörte, zu Tage. Sobald die gesellige Ordnung verwickelter wird und durch die Auswahl der besser Begabten die Unterschiede, Kasten und Dynastien entstehen, erhebt das Irresein sich zugleich mit dem Vorrecht, und durch jenes verschwindet in Kürze die Blüthe der Nation, nachdem sie deren Auswurf geworden ist. Sobald Städte gegründet werden und thätigere Herde der geistigen Arbeit werden, sieht man dort die Talente und Genies blühen, aber gleichzeitig die Irren in gleicher Progression sich vermehren.

Wir wollen kurze Zeit die Beziehungen zwischen Irresein und Genie, die wir weiterhin studiren werden, beiseite lassen und uns für den Augenblick auf die Untersuchung einiger der Seiten der geschichtlichen Rolle des Irreseins beschränken.

Der Besitz der Vorrechte und der Macht scheint zu allen Zeiten den unseligsten Einfluß auf die geistige und sittliche Gesundheit der damit Belehnten gehabt zu haben. Durch die Ueberlegenheit ihres Verstandes oder ihrer sittlichen Eigenschaften über ihre Mitbürger gestellt, haben sie bald sich selbst verschlechtert und auf ihren Stamm den Keim einer reißenden und verhängnißvollen Auflösung übertragen. Nicht mehr sich mäßigen, seine Begierden besiegen, seine Leidenschaften beherrschen, seine bösen Triebe zügeln können, läßt auf die Dauer die sittlichen Kräfte eine tiefgreifende Zerstörung erfahren. Das Gewissen stumft sich

ab, die Kenntniß von Gut und Böse erlischt, die niedrigen Neigungen werden nach Gefallen befriedigt, die Persönlichkeit überspannt sich, und eine um so mächtigere, weil unbewußte Selbstsucht erstickt jede edle Regung. Dadurch entsteht in den Nervencentren eine wirkliche Verrichtungsstörung, die einer solchen infolge geistiger Krankheit vergleichbar ist. Wenn die nahen Wirkungen weniger schwer sind, so sind zum Ersatz die entfernteren gleichbedeutend. Deshalb sieht man die neuropathische Unvollkommenheit in allen ihren Formen: Neurosen, Störung des geistigen Gleichgewichts, geistige Abweichungen, Verbrechen, Ausweichung, Gehirnleiden, chronische Krankheiten, Gebrechen, Bildungsfehler und Unfruchtbarkeit nacheinander auf bevorrechtete Stämme herabschießen und sie mit einer zuweilen blitzartigen Schnelligkeit vertilgen.

Auf diese Art beginnen und endigen Kasten, Aristokratien und Dynastien.

Die Aristokratien behaupten sich nur, indem sie von Zeit zu Zeit Bürgerliche in ihren Schoß aufnehmen. Die Spartiaten, welche den Adel Lakoniens bildeten, waren zur Zeit Lykurgs 9000 an der Zahl. Sie zählten, wie Dr. Jacobi sagt, 8000 im Jahre 480, 6000 im Jahre 420, nach der Schlacht bei Leuktra 2000, zur Zeit des Aristoteles 1000, und zur Zeit Xenophons gab es nur 40 Spartiaten, die beiden Könige, die Ephoren und den Senat eingerechnet. Sparta ging aus Mangel an Männern zu Grunde, sagt Polybius.¹

Die römische Aristokratie erlitt dasselbe Schicksal. Um den Patrizierstand zu erhalten, mußte man häufig zu Standeserhöhungen im großen seine Zuflucht nehmen, und auch das eigentliche römische Volk, eine Art niederer Aristokratie im Staate, sank an Zahl dergestalt, daß man unaufhörlich neuen Barbaren den Titel römischer Bürger zugestehen mußte.

Dasselbe war der Fall bei den feudalen Aristokratien Europas. Im Anfange des 15. Jahrhunderts waren die bis zu den Kreuz-

¹ P. Jacobi, Études sur la sélection dans ses rapports avec l'hérédité chez l'homme. Paris 1881.

zügen zurückreichenden Familien sehr selten geworden. Der Adel verschwand mit solcher Geschwindigkeit, daß man gewisse Adels-titel der Reihe nach von sechs, sieben, acht und noch mehr Familien führen gesehen hat.¹

Mehrere Ursachen sind zur Erklärung dieser seltenen Erscheinung angeführt. Man hat die Ausschweifungen aller Art vorgebracht, denen sich die bevorrechteten Stände ergeben. Aber die Ausschweifungen sind kein Monopol einer Gesellschaftsklasse, und ihre schädliche Wirkung müßte bei den höheren Ständen weniger stark sein, deren hygienische Lage besser, deren Sterblichkeit geringer und deren mittlere Lebensdauer größer ist. Uebrigens sind die Mißbräuche dieser Art ebenso oft Wirkung als Ursache, und der Hang zur Ausschweifung und zum Trunke ist im Grunde häufig nur die Folge eines bereits bestehenden krankhaften geistigen Zustands. Man hat außerdem bemerkt, daß die den besprochenen Lastern nicht ergebenden Aristokratien gleich den anderen erfolgten, wie diejenige Spartas und die der ersten Zeit Roms beweist.

Man hat ferner die Blutsverwandtschaft angeschuldigt. Verschiedene Schriftsteller haben in der That behauptet, daß, wenn die Aristokratien auf dem Wege der Entartung, des Irreseins und der Imbecillität verschwänden, der Grund ihrer Gemohnheit zuzuschreiben sei, nur untereinander zu heirathen. Esquirol erklärt in dieser Weise die Häufigkeit der Geisteskrankheit und ihrer Vererbung in den großen Familien Frankreichs und Englands. Man kann offenbar die Wichtigkeit dieser Ursache nicht leugnen, aber man muß davon trennen, daß die Blutsverwandtschaft an sich kein der Fortpflanzung schädliches Prinzip in sich trägt und nur dann unangenehme Wirkungen erzeugt, wenn von vorneherein schwere Mängel oder Keime der Entartung bei den Verwandten bestehen.

Es scheint also nothwendig, zur psychologischen Erklärung zurückzukehren und den moralischen Einflüssen, den durch den Lebenskreis bedingten Berrichtungsstörungen des Verstandes und Gemüths, sowie der erblichen Uebertragung dieses Entartungs-

¹ Jacobi, a. a. D.

Gullerre, Grenzen des Irreseins.

elemente das schnelle und verhängnißvolle Verschwinden der bevorrechteten Stände zuschreiben.

Was von den bevorrechteten Ständen gilt, gilt in noch höherem Grade von den fürstlichen Familien. Das Herrscher-geschlecht des großen Cyrus endigte mit Kambyses, einem wüthenden Irren. Alexander der Große litt trotz seines Genies — und er macht darin, wie wir weiterhin sehen werden, keine Ausnahme von der Regel — an Impotenz und starb in einem dem Irresein nahestehenden Geisteszustande. Er war so wenig Herr seiner Wuthausbrüche, daß er sein ganzes Leben lang tödtete, von seinem Vetter Amyntas bis zu Klitos und Parmenion. Arrhidäos, sein Bruder, war schwachsinzig. Philipp, sein Vater, verband mit großen Talenten zahlreiche geistige Fehler: er war treulos, wild und von schamlosen Sitten.

„Die Geschichte der Selenkiden, des Königsgeschlechts von Syrien, ist nur eine lange Reihe von Ausschreitungen jeder Art, von Ausschweifungen, Grausamkeiten, Verbrechen und Irrsinn. Die ägyptischen Lagiden gehen im Irresein und im Verbrechen noch weiter. Sogar das kleine Königthum Pergamus gestattet sich den Luxus ausschweifender, grausamer und irrsinniger Könige.“¹

Das erste Herrscher-geschlecht der römischen Kaiser beginnt mit Augustus und endigt mit Nero, einem Ungeheuer an Ausschweifung, Vatemörder und Irren, und schließt den tobsüchtigen Epileptiker Caligula und den schwachsinzigen Claudius ein.

Caligula, mißgestaltet, hatte eine ungeheure Stirn. Er war weder geistig noch körperlich gesund, sagt Sueton. Er war epileptisch von Geburt. Nach acht Tagen der Herrschaft wurde er von Tobjucht mit Größentwahn befallen. Die Geschichte seiner entsetzlichen Verirrungen ist hinreichend bekannt, so daß wir nicht dabei zu verweilen brauchen. Außerhalb seiner Irrsinnsanfälle war er excentrisch, grillenhaft, von gieriger Sinnlichkeit und hatte eine derartige Gewitterangst, daß er sich unter dem Bette verbarg,

¹ Jacobi, a. a. O

wenn er es donnern hörte. Julia, die Tochter des Augustus, seine Großmutter, zählte unter ihren Kindern einen unfruchtbaren Neuropathen, der an einer Nervenkrankheit starb, eine wegen ihrer Schamlosigkeiten und Ausschweifungen berühmte Tochter und einen Schwachsinnigen.

Claudius hatte einen zu kleinen Schädel und prognathe Gesichtsbildung, ein abstoßendes, von krampfhaftem Zittern bewegtes Antlitz, einen fast gelähmten rechten Arm und einen schwankenden und lächerlichen Gang. Er hatte Anfälle von der Wuth der Idioten, ihre widerliche Gefräßigkeit und ihre zügellose Leidenschaft für den Geschlechtsakt. Ohne Gefühl für Leiden und voll Begierde nach Schaustücken, hatte er sehr großes Vergnügen daran, Martiern und Hinrichtungen beizuwohnen und im Circus alle besiegten Gladiatoren umbringen zu lassen. Seine Mutter Antonia hatte zahlreiche Kinder, die in frühem Alter starben, und die drei, welche sie durchbrachte, waren der Vater des Caligula, eine ausschweifende Tochter, Ehebrecherin und Giftmischerin, und der Kaiser Claudius!

Unter den heutigen Dynastien ist fast keine dem verhängnißvollen Geß der Entartung entgangen.

„Je höher die gesellschaftliche Stellung der Familie ist,“ sagt Dr. Jacobi, der die biologische und psychologische Geschichte der Mehrzahl dieser Familien so genau erforscht hat, „um so schneller entartet und verkümmert sie, endet schließlich durch Unfruchtbarkeit oder frühzeitige Todesfälle und hat noch Glück, wenn sie dem Irresein und dem Verbrechen entgeht. Deshalb sehen wir beständig jüngere und Bastardlinien sich an die Stelle von älteren und legitimen Linien setzen und bei Erlöschen jener den Thron besteigen. Sind diese Linien dann auf dieselben Bedingungen gestellt, so durchlaufen sie denselben Kreis krankhafter Bedingungen, kommen schließlich zu demselben Ziel und verlassen die Bühne der Geschichte, indem sie anderen Dynastien den Platz einräumen, die ihrerseits durch das Geschick verurtheilt sind, ebenfalls und immer den Abhang der Krankheit hinabzuwandeln.“

Studiren wir kurz mit Dr. William Ireland¹ eine der berühmtesten Linien Frankreichs, die spanische Königsfamilie. Das Haupt des ersten spanischen Königsgeschlechts war Johann II. von Castilien, ein Fürst von schwachem Verstande und schlechtem geistigen Gleichgewicht; seine Gemahlin, Isabella von Portugal, wurde gegen das Ende ihres Lebens geisteskrank.

Ihre Tochter Isabella von Castilien heirathete Ferdinand den Katholischen. Von ihren Kindern starb das eine, Don Juan, jung; ein anderes, Maria von Portugal, hatte einen Sohn, der sie nur um ein Jahr überlebte; eine andere Tochter heirathete den König von England und hatte ein Kind, das in der Wiege starb, und eine Tochter, Marie Tudor, welche wegen ihrer Blutgier den Beinamen „Hähe des Nordens“ erhielt; dieselbe starb kinderlos; endlich Johanna, die mißgestaltet und geisteskrank war und als Irre starb. Diese letztere hatte den Erzherzog Philipp von Oesterreich geheirathet und gab Karl V. das Leben.

Karl V. zeigte wieder einmal, daß Irresein und Genie nahe verwandt sind. Er stotterte und war bis zu seiner Heirath epileptisch. Er hatte eine wenig gewissenhafte Sinnesart und gleichzeitig eine übertriebene Schwärmerei, Anfälle von Irresein und starb geistig gestört. Er war gefräßig, Trinker und gichtleidend seit dem Alter von 30 Jahren. Er stammte von seinem Vater Karl dem Kühnen, der infolge seiner Niederlage durch die Schweizer irre geworden war.

Der Bruder Karls V., Ferdinand, Kaiser von Deutschland, hatte einen Sohn, der melancholisch war, und einen anderen, Rudolph, der wegen seiner Excentricität und Hypochondrie bekannt war.

Karl V. hatte zwei Bastarde: Don Juan d'Austria, der ein großer Seemann, aber ein krankhafter Phantast war und keine Nachkommenschaft hinterließ, und Margarete, Regentin der Niederlande, die durch Geist und Muth berühmt war, aber männliche Liebhabereien und entsprechendes Benehmen hatte, die Jagd und den Wein liebte und an Gicht litt.

¹ Ireland, Mental science, 1879, und Herrschermacht und Geisteskrankheit, dtisch. Stuttgart 1887.

Von seiner legitimen Frau Isabella von Portugal hatte er Philipp II., der fanatisch, melancholisch, sonderbar, sinnlich, lieberlich, grausam, äußerst neuropathisch war, den Beinamen „Tiger des Südens“ erhielt und als beinahe Irreer starb.

Philipp II. war viermal verheirathet und hatte von seiner Cousine Marie von Portugal den unglücklichen Don Carlos. Dieser war mißgestaltet, bucklig, hatte eine niedrige Stirn, sprach erst mit 5 Jahren, war impotent und keiner geistigen Bildung fähig. Er starb mit 23 Jahren im Gefängniß, wohin man ihn verbannt hatte. Von seiner vierten Frau, seiner Nichte Anna von Oesterreich, hatte Philipp II. vier Kinder, die in frühem Alter starben, und Philipp III., der kränklich, theilnahmlos, charakterlos und unfähig war.

Philipp IV., der Sohn des Letzteren, war unfähig und ebenso geistes- und charakter schwach wie sein Vater. Von seinen zahlreichen Kindern starben die meisten in niederem Alter: das eine, Maria Theresia, Gattin Ludwigs XIV., war halb schwach-sinnig; das andere, Karl II., war schwach-sinnig, rhachitisch, epileptisch und impotent und ließ die Dynastie aussterben, deren letzter Sproß es war.

Wir haben in dieser Aufzählung die Hauptpersonen dieser Familie überblickt. Die Liste wäre weit länger geworden, wenn wir alle Glieder einzeln untersucht hätten.

Indem wir uns ebenfalls auf die Hauptpersonen beschränken, werfen wir einen kurzen Blick auf einige der mächtigsten Dynastien Europas vor dem 18. Jahrhundert.

Im Zeitraum von vier Jahrhunderten verbraucht England vier Königshäuser, von den Plantagenets bis zu den Draniern. Die Lancafter erlöschen, nachdem sie die Epilepsie an Heinrich IV., das Irresein und die Imbecillität an Heinrich VI., die Ausschweifung an Heinrich V., den vorzeitigen Tod und die Unfruchtbarkeit an den übrigen Gliedern der Familie erfahren haben. Die York verschwinden im Verbrechen mit Eduard IV. und Richard III., die beide Mörder ihrer Familien sind; der Letzte war bucklig, hinkend und an einem Arm gelähmt.

Sodann kommen die Tudors: von sieben Kindern Heinrichs VII. starben fünf früh. Sein Sohn Heinrich VIII. ist „neuropathisch, grausam, blutdürstig, sinnlich und frömmelnd, gierig und verschwenderisch, eigensinnig und wankelmüthig“.¹ Aus seinen sechs Ehen hatte er nur drei Kinder: Eduard VI., der mit 18 Jahren starb, Maria, die fanatisch, blutdürstig und grimmig war, die „Hyäne des Nordens“, und Elisabeth — in mancher Beziehung ein glänzender Geist, aber eitel, leichtfertig, heftig und jähzornig. Obwohl sie infolge eines Gebrechens der Geschlechtsorgane sich zur Enthaltbarkeit verurtheilen mußte, äußerte sie eine sonderbare Verliebtheit und gefiel sich darin, die Männer zu reizen, indem sie ihnen die Nacktheit ihres Busens und ihres Nabels zur Schau stellte. Sie starb in einem Anfall von Melancholie mit Stupor.

Unter den Stuarts ist Jakob I. verstandeschwach, ein Hosenreißer, Pedant, Wüstling und Gegenstand des Spottes seiner Umgebung; Karl II. ist unklug, unwissend, in grobsinnliche Ausschweifung versunken und von sittlicher Idiotie und Epilepsie betroffen; er litt am Ende seines Lebens an vorübergehendem Irresein. Jakob II. war schwachsinzig und geschlechtlich abnorm; Karl Eduard, der Prätendent, vermochte nie lesen zu lernen und starb geisteskrank und gelähmt. —

Die Familie Valois bestieg den Thron Frankreichs mit Philipp VI., Enkel Philipps des Kühnen. Alle seine Kinder starben früh, bis auf Philipp von Orleans, dessen Nachkommenschaft in der zweiten Generation erlosch, und Johann den Guten, dessen Nachkommenschaft größtentheils in kurzer Zeit verschwand.

Die direkten Nachkommen des Legeeren waren Karl der Weise, dessen Sohn Karl VI. irre war. Karl VII., Sohn des Vorigen, war ebenfalls irre und starb Hungers aus Vergiftungsfurcht.

Ludwig XI., Sohn Karls VII., ist eine eigenthümliche Mischung von großen Talenten und krankhaften Geistesmängeln.

¹ P. Jacobi, a. a. D.

Er war grausam, bizarr, hypochondrisch, abergläubisch, litt an Zwangszuständen, zitterte vor dem Tode und starb an wiederholten Gehirnschlaganfällen. Karl VIII., sein Sohn, war unfruchtbar, und mit ihm erlosch die ältere Linie.

Die jüngere Linie ergriff mit Ludwig XII. von der Macht Besitz und erlischt sofort.

Die folgende Linie beginnt mit Franz I.; seine Kinder waren: der Dauphin Franz, der mit 19 Jahren starb; Heinrich II., dessen Sohn Franz II. skrophulös und geisteschwach war und mit 16 Jahren starb; Karl IX., der an Kontrakturen und krampfhaften Zuckungen litt und als Irreter mit 24 Jahren durch Ausschweifungen erschöpft starb; Heinrich III., der nervös, weibisch, Blutschänder und Päderast war und mit 37 Jahren kinderlos starb.

Mit Heinrich IV. beginnt das Herrscherhaus der Bourbonen. Er hatte 16 Kinder, legitime und Bastarde: keins erbe seine Talente. Gaston von Orléans war heimtückisch, faul, allen wüsten Lastern ergeben. César und Alexander von Vendôme ergaben sich von Kind auf den schamlosesten Ausschweifungen. Ludwig XIII. stottert, ist schwach, impotent, hypochondrisch, melancholisch und allen Gemüths bar.

Mit Ludwig XIV. richtet sich der Stamm wieder auf, aber dieser Fürst hinterläßt eine klägliche Nachkommenschaft: viele früh Gestorbene, schamlose Laster, Excentricitäten, Trunksucht, Gehirnerkrankheiten, Imbecillität.

Der Große Dauphin, das einzige seiner legitimen Kinder, das Nachkommenschaft hinterlassen hat, „ging in seinem Fett und seiner Dunkelheit auf“, wie Saint-Simon sagt, war halb schwachsinzig und starb mit 39 Jahren an Apoplexie. Von seinen drei Kindern war der Herzog von Burgund verwachsen, mißgestaltet, lahm, von prognather Gesichtsbildung, geschlechtlich abnorm, trunksüchtig, jähzornig, frömmelnd und zweifelsüchtig und starb mit 29 Jahren; der Herzog von Berry war schwachsinzig und endete mit 28 Jahren; der Herzog von Anjou, der unter dem Namen Philipp V. die spanische Linie der Bourbonen be-

gründete, war von einer bestialischen Simlichkeit und äußerster Gleichgültigkeit. Er versank schließlich in völligen Schwachsinne und überließ den Thron seinem Sohne Louis I., der mit 17 Jahren ohne Nachkommen starb, und dann Ferdinand VI., der melancholisch geistesgestört war und kinderlos starb.

Der Herzog von Burgund, Sohn des Großen Dauphin, hatte drei Kinder: zwei starben in der Wiege, und Ludwig XV. war ebenfalls geschlechtlich abnorm. Letzterer hatte sechs Töchter, bei denen man Flechten, Skropheln, Epilepsie, Verderbtheit und Blutschande findet — nur die älteste hat geheirathet —, und einen Sohn, den Dauphin, der übel geboren, mißgestaltet, plump, sonderbar, excentrisch, halb närrisch und halb schwachsinzig war. Der Dauphin war zweimal verheirathet und hatte neun Kinder, von denen vier in niederem Alter gestorben sind. Von den fünf anderen starben Ludwig XVIII., Klothilde und Elisabeth kinderlos; Karl X. hatte zwei Söhne, von denen der eine ohne Nachkommen starb, der andere nur einen unfruchtbaren Sohn, den Grafen Chambord, hatte; Ludwig XVI. endlich hatte zwei Söhne, die jung starben und eine Tochter, die kinderlos starb.

Auch die neueren Dynastien entgehen dem verhängnißvollen Gesetze nicht; in dieser Beziehung überheben uns die Kenntnisse des Lesers vom Eingehen auf unnütze Einzelheiten.

Wenn wir unsere Darlegung fortsetzten, würden wir sehen, daß nicht nur die fürstlichen Familien und die Adelsgeschlechter, sondern auch die bevorrechteten Völker dem unseligen Gesetz der Entartung zu gehorchen scheinen. Es ist gebräuchlich, die Gruppe von Nationen, welche an der Spitze der Civilisation marschiren, als „Das alte Europa“ zu bezeichnen. Europa ist vielleicht noch nicht eigentlich alt, aber es ist allermindestens in seinem reifen Alter, und der Tag wird kommen, wo es, wie alles, was in der Bewegung des Lebens steht, den Jüngeren Platz machen muß.

II.

Irresein, Talent und Genie.

Wir haben bei der Besprechung der Dynastien mehrmals die Bemerkung gemacht, daß die Fürsten, die am meisten durch ihre Talente und selbst durch ihr Genie hervorrugten, bei weitem nicht von jedem krankhaften geistigen Fehler frei waren, sondern im Gegentheil eine eigenthümliche Mischung von geistiger Größe und sittlichen Kleinlichkeiten, Seltsamkeiten, Excentricitäten und sogar Störungen des geistigen Gleichgewichts darboten. So Alexander der Große, Karl V., Ludwig XI. und Andere, die wir nicht genannt haben.

Diese Thatsache ist nichts den großen Fürsten Eigenthümliches; wenn man die Lebensbeschreibung berühmter Männer studirt, welcher Kategorie sie auch angehören, so findet man jene Erscheinung mit denselben Merkmalen und man bemerkt, daß die meisten entweder selbst Träger von nervösen und psychopathischen Fehlern sind oder die verschiedenen Zeichen der Schwächung des Geschlechts darbieten, oder endlich zahlreiche Irre oder Entartete unter ihren Vorfahren, Nachkommen oder Seitenverwandten zählen.

Das ist den Einwürfen zum Trotz eine so allgemeine Beobachtung, daß der Scharfsinn der Denker mit ihrer Feststellung nicht gewartet hat, bis die Wissenschaft diesen Punkt der Psychologie aufklärte. — *Nullum magnum ingenium sine mixtura demetiae*, sagt Aristoteles. — *Est aliquid delirii in omni magno ingenio*, hat Boerhaave geschrieben. — „Es ist ein wunderbares Ding,“ läßt Molière eine seiner Personen sagen, „daß alle großen Männer stets irgend ein Körnchen Narrheit ihrem Wissen beigemischt haben.“

In seinem schönen Buche über die Psychologie morbide hat Moreau von Tours zahlreiche Beispiele davon zusammengestellt. Wir sehen, daß von großen Kriegs- und Staatsmännern Cäsar und Peter der Große epileptisch, Alcibiades und Turenne Stotterer, Cromwell hypochondrisch, Richelieu anfallsweise geistes-

keine Arbeit im Ausland, eine Ausnahme war. Der große Vorzug der Lage der Hütte war die unmittelbare Anwesenheit renommirter Meisterei und Kunst, indem in dem Sommer langweilige Arbeit im einzigen Zorn nur zuweilen im Innern der Hütte sich finden konnte. Die Arbeit im Auslande war ein gewisses Privilegium gewesen, und diese Freiheit nach Zuzugabe der Stelle von einem nur wenigen war.

Bei der großen Anzahl, welche die Arbeiter zu Tage kommen lassen, war die Anwesenheit zuweilen mit einer Entfernung und der Befähigung. Ein Zuzug von einem Zuzug von einem Meisterei und Zuzugarten, der jedoch nur ein gewisses Privilegium war. Die Arbeiter der Hütte mit Zuzugarten, die jedoch von der Meisterei nur wenige zur Zuzugarten zuweilen war. Die Arbeiter der Hütte mit Zuzugarten, die jedoch von der Meisterei nur wenige zur Zuzugarten zuweilen war.

Die Arbeiter der Hütte mit Zuzugarten, die jedoch von der Meisterei nur wenige zur Zuzugarten zuweilen war. Die Arbeiter der Hütte mit Zuzugarten, die jedoch von der Meisterei nur wenige zur Zuzugarten zuweilen war.

Die Arbeiter der Hütte mit Zuzugarten, die jedoch von der Meisterei nur wenige zur Zuzugarten zuweilen war. Die Arbeiter der Hütte mit Zuzugarten, die jedoch von der Meisterei nur wenige zur Zuzugarten zuweilen war.

Die Arbeiter der Hütte mit Zuzugarten, die jedoch von der Meisterei nur wenige zur Zuzugarten zuweilen war.

¹ Vgl. jedoch Möbius, Krankheitsgeschichte J. J. Nouvèaux. Leipzig, H. & W. Vogel, 1849. Dornblüth.

gehen, sehen wir Lufrez von periodischer Manie befallen; Tacitus: dessen Sohn Idiot; Tasso: geisteskrank; Swift: geisteskrank gestorben; Chatterton, Gilbert: durch Selbstmord gestorben; Kleist, Klingermann, Venz, Venau: Selbstmörder in geistesgestörtem Zustande; Bernardin von Saint-Pierre: Verfolgungswahn; Byron: Klumpfuß, nach Aussage von Lord Dudley an Krämpfen leidend und irre gestorben; Heinrich Heine: von chronischem Rückenmarksleiden betroffen; Alfred de Musset, Hoffmann, Poë: Alkoholisten. Und dabei sprechen wir weder von Denen, die in der Blüthe ihres Alters starben, noch von Denen, die nur eine leichte Störung des geistigen Gleichgewichts oder des moralischen Sinnes geboten haben.

Endlich liefern auch die Künstler ihren großen Theil von mangelhaften Geistern, und man findet bei vielen davon gewisse nervöse und geistige Tics, ohne von ihren Sonderbarkeiten, ihrer geistigen Unbeständigkeit und den Excentricitäten zu reden, die ihnen gewöhnlich eigen sind.

Unter den Musikern zählt man Mozart: nervös abnorm, an einem Gehirnleiden gestorben; Händel, dessen Verstand kurze Zeit verwirrt war: Beethoven: Sonderling und melancholisch; Donizetti: an Gehirnerweichung gestorben; Schumann, Chopin: geisteskrank gestorben. Ein Bildhauer und ein Karikaturenzeichner von Talent sind lezthin in Charenton gestorben.

Ein wohlbekannter Maler, der kürzlich an Gangrän des Fußes gestorben ist, war ataktisch, während sein Vater halbseitig gelähmt und aphasisch, seine Mutter epileptisch war, von seinen zwei Brüdern leidet der eine an allgemeiner progressiver Paralyse, der andere ist geirnt.¹

Kindheit und Jugend mancher berühmter Männer sind voller Sonderbarkeiten und nähern sich in mehr als einem Zuge dem, was man bei künftigen Irren, Opfern erblicher Anlage, findet. So sagt Lewes, der Biograph Goethes, von diesem großen Dichter:

Er spielte nur ungern mit anderen Kindern und nur dann, wenn sie von außergewöhnlicher Schönheit sind. Stellt man ihm einen kleinen Ge-

¹ Charcot, Gazette des hôpitaux, 1887. Wir sagen nur aus leicht begreiflicher Zurückhaltung nicht mehr von den Zeitgenossen.

nossen vor, dessen Züge nicht nach seinem Geschmack sind, so geräth er in argen Born, und es giebt kein Mittel mehr, ihn zu beruhigen. So hat er schon im Alter von 3 Jahren das Gefühl für das Schöne. Er hört nichts mit joviell Vergnügen, wie Erzählungen, und beginnt bald selbst solche zu erfinden. Er lernt alles mit einziger Leichtigkeit. Er ist ein frühreifes Kind.

Raum hat man ihn in die Schule gegeben, als er sich beklagt, Genossen zu haben, welche für sein Gefallen weder schön genug, noch geistreich genug sind. Seine Mutter wirft ihm seinen stolzen und aufgeblasenen Gang vor, der ihn unangenehm von den Anderen unterscheidet. Er antwortet darauf: „Mit diesem mache ich den Anfang, und später werd' ich mich noch mit mancherlei auszeichnen!“ . . . Ein anderes Mal erklärt er, er würde sich niemals mit dem begnügen können, was dem großen Haufen genüge. Die Nachricht vom Erdbeben zu Lissabon erschüttert seinen christlichen Glauben. Er faßt sofort den Gedanken, sich in direkten Verkehr mit dem „Gott der Natur“ zu setzen und errichtet zu diesem Zweck in seinem Zimmer einen Altar nach eigener Art; auf diesem Altar verbrennt er täglich als Symbol der Seele ein Räucherkerzchen, das er an den Strahlen der Sonne mit einem Brennglase entzündet hat. So verrichtet in der Einsamkeit seines Schlafzimmers dieser 7 jährige Priester seinen Gottesdienst. Mit 13 Jahren hatte er Zustände von Niedergeschlagenheit, und wie er selbst sagt: „die Wollust der Melancholie, das Wahngewand von einer verlorenen Existenz, den Trieb in die Einsamkeit“.¹

Man findet in der Lebensbeschreibung der meisten Dichter und Künstler ähnliche Eigenthümlichkeiten. Chateaubriand sagte von sich selbst: „Mein Hauptfehler ist die Langeweile, der Ueberdruß an allem und der beständige Zweifel.“ Wie später Lamartine wurde er anfangs von Selbstmordgedanken gepeinigt.

Georges Sand war mit 17 Jahren tief melancholisch und empfand ebenfalls Trieb zum Selbstmord. „Diese Versuchung“, sagt sie, „war manchmal so lebhaft, so zäh und so sonderbar, daß ich wohl bemerken konnte, es sei eine Art Irresein, von dem ich befallen war. Es nahm die Gestalt einer fixen Idee an und streifte zeitweise an Monomanie.“

Nichts schildert die Gleichgewichtsstörung des Künstlertemperaments besser, als folgende Züge aus dem Leben einer jungen Frau, einer talentvollen Malerin, die vor einigen Jahren gestorben ist.

¹ Lewes, Goethes Leben und Werke.

„Sich zeigen, erscheinen, glänzen: das ist ihr ständiger Traum. Der Ehrgeiz verzehrt sie. Sie wiederholt unaufhörlich: „Wenn ich Königin wäre!“ Beim Spaziergang in Rom ruft sie: „Ich will Cäsar, Augustus, Marc Aurel, Nero, Caracalla, der Teufel, der Papst sein!“ Sie findet Schönheit nur an Fürsten, am Herzog von S., am Großfürsten Wladimir, an Don Carlos. Der Rest ist keinen Blick werth.

Die unzusammenhängendsten Gedanken vermischen sich in ihrem Kopfe. Es ist ein seltsames Chaos. Sie ist sehr fromm, betet morgens und abends zu Gott, sie erbittet von ihm einen Herzog zum Mann, eine schöne Stimme und die Gesundheit ihrer Mutter. Sie ruft wie der Claudius Shakespeares: „Es giebt nichts Schrecklicheres, als nicht beten zu können.“ Sie hat eine besondere Andacht für die heilige Jungfrau, sie übt die orthodoxe Religion aus und liest die Zukunft in einem zerbrochenen Spiegel, wo sie eine Menge von kleinen Gesichtern, einen Kirchensußboden in schwarz und weißem Marmor und vielleicht einen Sarg erblickt. Sie befragt den Somnambulen Alexis, der in seinem Schlafe den Cardinal Antonelli sieht; sie läßt sich von der Mutter Jacob wahr sagen. Sie hat allen Aberglauben; ist überzeugt, daß der Papst Pius den bösen Blick hat. Sie fürchtet ein Unglück, weil sie den Neumond mit dem linken Auge gesehen hat. Ihre Gedanken wechseln alle Augenblicke. In Neapel fragt sie sich plötzlich, „was das heiße, eine unsterbliche Seele, die angefaßt eines durch Hummer verdorbenen Magens kehrt mache.“ Sie begreift nicht, daß eine Magenvergiftung die himmlische Psyche zum Davonfliegen habe bringen können, und schließt daraus, daß es keine Seele giebt, daß das „reine Erfindung“ ist. Sie reist unaufhörlich, von Nizza nach Rom, von Rom nach Paris, von Paris nach Petersburg, Wien und Berlin. Ohne Ende umherirrend, langweilt sie sich ohne Ende. Ihr Leben scheint ihr bitter und leer. Sie sagt: „In dieser Welt ist alles albern, was nicht langweilig ist, und alles langweilig, was nicht albern ist.“ Ihr fehlt alles, weil sie alles wünscht. Sie ist in schrecklicher Herzensbeklemmung, stößt Angstschreie aus. Und dennoch liebt sie das Leben!“¹

Lombroso hat in folgenden Sätzen die krankhaften Eigenthümlichkeiten der Menschen von Talent zusammengestellt, die später zum Irrsinn umschlagen: Es fehlt ihnen im allgemeinen an Charakter und vor allem an Bescheidenheit; sie geben sehr früh Zeichen von Frühreife; sie neigen dazu, narcotische und be rauschende Stoffe zu mißbrauchen; sie bieten Abweichungen des

¹ Marie Bashkirtseff, son Journal. Paris 1887. — Le Temps, 18. Juni 1887.

Geschlechtstriebes; sie können nicht am Orte bleiben und reisen unaufhörlich; sie wechseln häufig Beruf und Studien; sie sind wahre Pioniere der Wissenschaft; sie haben einen besonderen, leidenschaftlichen, farbenreichen Stil; sie werden von religiösem Zweifel gepeinigt; sie beschäftigen sich unaufhörlich mit ihrer Person und schwanken beständig zwischen Ueberreizung und Erschlaffung hin und her.

Viele Menschen von Talent sind melancholisch, zwangskrank, hypochondriisch. Ich führe als Beispiel nur folgenden bezeichnenden Abschnitt aus der Lebensbeschreibung Talmas an:¹

Talma war sein lebenslang ein Verschwender, steckte immer in Schulden und war stets auf der Jagd nach Geld, um seine Gläubiger zu befriedigen, was nicht wenig dazu beitrug, seine natürliche Melancholie zu steigern, denn der große Künstler war melancholisch und zeitweise sogar ein Hypochonder. Eines Tages sagte er zu seiner Frau: „Wenn ich ins Theater gehe und alle die gepuzten und vergnügten Versammelten sehe, kommt mir stets die Betrachtung: „In wenigen Jahren werden sie alle im Grabe liegen und das wird für die Ewigkeit sein!“ „Bist du es glauben“, sagte er ferner, „daß ich beim Betrachten einer Frau, ihrer anmuthigen Gestalt, ihrer liebrenden Züge mir vorzustellen suche, wie das Skelett dieses hübschen Geschöpfes sein würde; ich entdecke es unter der Haut; meine Augen und mein Geist haben sich daran gewöhnt und trotz aller Anstrengung sehe ich sie stets so.“ Andere Male waren es Schreckbilder, deren er sich nicht erwehren konnte, bald glaubte er dem Erblinden nahe zu sein, bald fürchtete er auf der Straße todt umzusinken; oft glaubte er gelähmt zu sein. Als er eines Tages den Cinna spielte — so erzählte er Audibert — sah er überall um sich endlose Abgründe. Einmal las er in einer Zeitung die entsetzliche Beschreibung eines Verbrechens, er glaubte den abgeschnittenen Kopf des Opfers vor sich zu haben; er entflieht, geht aus Gerathewohl, betritt eine Kirche, geht wieder hinaus, geht ohne zu wissen wohin und erinnert sich endlich, daß er Hamlet spielen muß. „An diesem Abend,“ sagte er, „setzte ich mich selbst in Angst, als ich den Dolch gegen meine Mutter erhob.“

Es ist unnöthig, die Proben von der diesen Männern von Talent und Genie eigenen geistigen Belastung zu vermehren. Ihre Biographien und Memoiren würden uns in dieser Richtung unerschöpflichen Stoff liefern; wir verweisen den Leser darauf.

¹ Alfred Copin, Talma et l'Empire.